

HEYNE
BÜCHER

DER SPANNUNGS AUTOR
NR. 1 IN AMERIKA

Joseph Wambaugh



Der Delta- Stern

Roman

JOSEPH WAMBAUGH
DER DELTA-STERN

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/6968

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE DELTA STAR
Deutsche Übersetzung
von Inge und Friedhelm Werremeier

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale
Version ist
FREeware
und nicht für den
Verkauf bestimmt

Genehmigte, ungekürzte Taschenbuchausgabe
Copyright © 1983 by Joseph Wambaugh
Published by arrangement
with Perigord Press (Morrow/Bantam), New York
Copyright der deutschen Übersetzung © 1984
by Hestia Verlag GmbH, Bayreuth
Printed in Germany 1988
Umschlagfoto: Bildagentur Mauritius/E. Gebhardt, Mittenwald
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-00739-5

FÜR BUDDY UND NANCY MOSS

DANKSAGUNG

Vielen Dank den Frauen und Männern der Rampart Division, Los Angeles Police Department, und den Beamten des Monterey Park Police Department, für die Streiflichter der Geschichte, den Klatsch und ganz allgemein für die wunderschönen Copsprüche,

und

vielen Dank dem Lehrkörper, den Studenten und den Angestellten des California Institute of Technology, vor allem Professor Harry B. Gray, dem Chairman der Division of Chemistry and Chemical Engineering, für die großzügige Unterstützung, jede Menge an Erleuchtung und stete Hilfsbereitschaft.

PROLOG

Im Oktober 1981 lief im Sperrgebiet in der Nähe der schwedischen Marinebasis Karlskrona ein sowjetisches Unterseeboot auf Grund. Der schwedische Außenminister reagierte, wie es hieß, in Moskau mit »noch nie dagewesenen Protesten in der härtesten Sprache, die überhaupt möglich war«.

Die Empörung der Schweden sprengte alle Parteigrenzen, und der Führer der Opposition nannte das unerlaubte sowjetische Eindringen ungeheuerlich.

Weil das mit zwei Maschinen ausgerüstete Schiff ein U-Boot der Whisky-Klasse war, machten schnell jede Menge Witze die Runde, »Whisky on the Rocks« beispielsweise. Einige schwedische Bürger allerdings fanden das überhaupt nicht komisch. Vor allem dann nicht mehr, als moderne Strahlenspießgeräte außerhalb des Bootes das Vorhandensein von Uranium 238 nachwiesen, von Material, das normalerweise in Atomtorpedos zu finden ist.

Im November marschierten mehrere hundert Demonstranten vor die Sowjetische Botschaft in Stockholm und entrollten Spruchbänder: »Schlaf weiter, Europa. Sowjetische Raketen werden dich aufwecken.«

Trotz ihrer unerhörten Aufregung jedoch unterließen es die Schweden, die Sowjets etwa durch ein gewaltsames Entern des U-Boots zu provozieren. Mehrfach wurde auf das Beispiel Finnlands hingewiesen, jenes Nachbarlandes der Sowjets, das als letztes einen Waffengang mit ihnen riskiert hatte und heute praktisch ein russischer Satellit ist.

Viele Schweden rangen sich verständlicherweise zu der Ansicht durch, daß sie ihre Empörung zugunsten eher sachlicher Überlegungen zurückstellen sollten. Binnen kurzem ließen auch einige Regierungsmitglieder angesichts des russischen Kolosses jenseits der Ostsee ihre Bereitschaft erkennen, selbst unter den gegenwärtigen Umständen gute Nachbarn zu sein. Die allgemeine Besorgnis blieb vielen Ausländern, die zu den Feierlichkeiten der Nobelpreisverleihung im Dezember in Stockholm eintrafen, nicht verborgen. Sie wurde zu einem Hauptgesprächsthema.

1. KAPITEL

Das Haus des Jammers

Es war Muttertag, und sie beobachteten allesamt den Schrecklichen Tschechen. Normalerweise wurden das Gefluche und die Hektik, das Gestichel und Gezänk, Gezeter und Geschrei nach drei Stunden mit harten Drinks und leichtem Bier von einer halbwegs vernünftigen Unterhaltung abgelöst. Aber heute war Muttertag, und da die meisten von ihnen mindestens eine sogenannte Mutter nicht leiden konnten (der Schreckliche Tscheche besaß *drei* Ex-Frauen und war sogar auf seine leibliche Mutter ziemlich sauer), hatten sich die Anfangssymptome diesmal bis zum Abend hartnäckig gehalten - das heißt, es wurde wie wahnsinnig weitergesoffen.

Was Leery, dem Schieler, ungemein gefiel. Er lutschte an seinen Zähnen und schielte in die Gegend, wischte mit einem schmutzigen Lappen die Bar ab und gratulierte sich selbst, weil er geschäftstüchtiger war als sämtliche Saloonbesitzer hier in der Gegend. Leery hätte nie auch nur im Traum daran gedacht, am Muttertag dichtzumachen. Er wußte aus jahrelanger Erfahrung, daß es einer dieser besonderen Tage war, an denen sich die von der Tagesschicht Verwundeten mal *richtig* volllaufen ließen. Der siebzigjährige Kneipenbesitzer schielte, als er eine neue Kiste Coors öffnete. Ein Menschenalter zuvor hatte ein Motorradcop zutreffend festgestellt, daß der mürrische Wirt weder lächeln noch grinsen und nicht einmal feixen oder das Gesicht verziehen *konnte*. Er war einzig und allein in der Lage, zu schielen. Daher sein Spitzname - Leery, der Schieler.

Leerys Saloon, von den Verstörten, die hier zusammenströmten, zutreffend Haus des Jammers genannt, bestand im wesentlichen aus einer langen Theke, an der, Hüfte an Hüfte, etwa sechzig Menschen stehen oder sitzen konnten, was denn auch an jedem zweiten Mittwoch (dem Zahltag bei der Polizei) und jeweils freitags darauf der Fall war. In der ganzen übrigen Zeit waren die

Jungs pleite oder so gut wie pleite, obgleich es stets einen harten Kern von einem Dutzend Stammgästen aus der Tagesschicht gab, die Leery auf profitable Weise über die Durststrecke bis in die späteren Stunden, in denen die polizeiverrückten Groupies und andere Zivilisten kamen, hinwegzuhelfen pflegten.

Leerys Saloon war sehr finster, wie es jede Kneipe, in der Cops verkehren, sein muß (sie wollen nicht mehr allzu viel *sehen*, wenn sie dienstfrei haben), und es gab eine Musikbox, damit sich die Säufer auf der winzigen Tanzfläche nebenan nach Herzenslust anrempeln und anmachen, herumstoßen und wie die Verrückten umeinander herumspringen konnten. Leerys Tanzfläche hatte exakt die Größe von drei Särgen, hieß es gelegentlich. Zusätzlich zu dieser drei Särge großen Tanzfläche gab es in einem Raum nebenan einen Poolbillardtisch, an dem die Cops häufig von zweitklassigen Gaunern, die nur mal kurz reinschauten, geschöpft wurden.

Zivile Besucher der Kneipe wurden durch entsprechende Hinweise sofort darauf aufmerksam gemacht, daß es sich hier in allererster Linie um eine Copkneipe handelte. Beispielsweise gab es ein riesiges Plakat über dem Barspiegel: UNSERE COPS TRAUEREN UM IHRE TOTEN. Oder den Aufkleber WÄHLT CONAN, DEN BARBAREN, ZUM POLIZEICHEF. Oder RETTET UNSER LAND, SPERRT EINEN DEMOKRATEN EIN. Und noch mehr solche Sprüche, die den Zweck hatten und ihn auch erfüllten, Pack und Gesindel draußen zu halten.

Der deutlichste Hinweis allerdings war das Schild an der Damentoilette, eine Mahnung, die im Grunde wirklich nur für Cops bestimmt sein konnte, die in ihrer Geilheit in den frühen Morgenstunden nahezu zwangsläufig dazu übergingen, Jagd auf Groupies zu machen. Das Schild an der Damentoilette lautete: NUR für Damen!

Leerys Bar war zweifellos eine jener Kneipen, die man, wie die männlichen und weiblichen Stammgäste wußten, am besten von vornherein nur solchen Typen empfahl, denen aller Voraussicht nach etwa die Untertöne in der Stimme des Schrecklichen Tschechen gefielen, wenn er aus der Zeitung Leitartikel vorlas, die gegen die Polizei gerichtet waren: mehr oder weniger Typen wie Dr. Mengele, Idi Amin und sämtliche Vertreter der spanischen Inquisition.

Am Muttertag, an dem die Cops, die dienstfrei hatten, viel schneller schluckten, als Leery einschenken konnte, gab sich der Wirt großzügig und ließ für die Jungs und ihre Mädchen die Musikbox laufen. Natürlich wählte er ein paar ohren- und nervenzerfetzende Punk- und New-Wave-Platten aus, was prompt dazu führte, daß die empfindsamen Opfer dieses schrecklichen Getöses noch mehr tranken.

Mittlerweile stieg der Schreckliche Tscheche *richtig* ein. Seine Fingerknöchel schimmerten im Halbdunkel der verräucherten Bar schneeweiß. Er knirschte mit den Zähnen und gab gurgelnde Geräusche von sich, und seine riesigen Pfoten zerfetzten die Leitartikelseite der *Los Angeles Times*, ohne daß er es überhaupt zu merken schien. Die Sehnen an seinem gewaltigen Kinn spannten sich schier bis zum Zerreißen, als er seine Eselsbackenzähne fletschte. Dann schlug sich der Schreckliche Tscheche so heftig gegen die breite slawische Stirn, daß es einen normalen Menschen sofort umgehauen und vom Barhocker gerissen hätte.

Der Schlag des Schrecklichen Tschechen paßte haargenau in den aus der Musikbox dröhnenden Rhythmus der Sex Pistols, der seine Worte so noch unterstrich.

»Jetzt reicht's!« brüllte der Schreckliche Tscheche, laut genug, eine ganze Kompanie von Punkern zu übertönen. »Sie hat's schon wieder gemacht! Diese Fotze! Sie hat's schon wieder gemacht!«

Alle wußten, wer die Fotze war: sie gehörte zu den Leuten, die der Schreckliche Tscheche auf der ganzen Welt am meisten haßte. Dennoch stellte, den üblichen Gepflogenheiten entsprechend, ein verrunzelter Cop namens Ronald - der zwei Tage vor seiner Pensionierung stand und sich deshalb vor allem fürchtete, vor Verkehrsschlangen ebenso wie vor Erdbeben - die naheliegende Frage: »Was haben Rose Bird und die Supremes denn *diesmal* gemacht?«

Es gab nur einen Menschen, den der Schreckliche Tscheche noch mehr haßte als Rose Bird, die Chefrichterin des Supreme Court, des obersten kalifornischen Gerichtshofs. Das war Jerry Brown, der Gouverneur, der sie auf diesen Posten berufen hatte. Weil Gouverneur Jerry Brown als Kind auf einer Jesuitenschule erzogen worden war, nannten ihn die Cops den verrücktesten Mönch seit Rasputin, wobei sie allerdings dessen Geschlechtstrieb

unberücksichtigt ließen.

»Dieser miese, dreckige, durch und durch korrupte Kotzbrocken von einem ...« Mit einem Mal schien der Schreckliche Tscheche an Galle und Spucke zu ersticken. Der alte Runzel-Ronald, der so kurz vor seiner Pensionierung auch vor herabfallenden Ziegelsteinen, giftigen Insektenstichen und alten Damen mit Scheren Angst hatte, haute dem Schrecklichen Tschechen sofort kräftig auf den Rücken, damit seine Atmung wieder in Ordnung kam.

»Du kriegst ja kaum noch Luft, Tscheche«, sorgte sich Runzel-Ronald. »Reg dich ab! Reg dich ab!«

Dann begannen die zehn Cops und die drei Groupies, die an diesem Muttertag Leerys Kasse klingeln ließen, kernige Sprüche zu erfinden, um den Schrecklichen Tschechen wieder aufzuheitern. Sprüche wie etwa diesen: »Schickt John Hinckley* ein Pin-up-Foto von Rose Bird!«

Der Schreckliche Tscheche riß Leery eine Flasche Bier aus der Hand, trank sie in einem Zug aus und schnappte anschließend wieder nach Luft.

Runzel-Ronald - er fürchtete sich in diesen letzten Tagen vor schleudernden Lastwagen ebenso wie vor vergifteten Burritos - hatte eine bizarre Vision von der asketischen Obersten Richterin und dem nicht minder asketischen Mönch, der gerade um seine Wahl in den amerikanischen Senat kämpfte. »Weißt du, was der verrückteste Film der Welt war?« sagte er. »Ein Porno mit Jerry Brown und Rose Bird.«

»Sie ... stellt euch vor ... sie ...« Der Schreckliche Tscheche schnappte sich das nächste Bier von der Bar, stürzte es zur Hälfte runter und setzte sich. »Alle Supremes außer ihr haben sich für Corky eingesetzt. Ausnahmsweise waren sich die Scheißer mal einig. Nur Rose nicht. Sie schreibt n Zweiundzwanzigseitenartikel dagegen!«

Natürlich waren ihnen diese Auftritte ihres Schreihalses längst vertraut, weil ihm schließlich jedesmal, wenn er die *Los Angeles*

* Attentäter, der Präsident Reagan, dessen Pressesprecher Brady und zwei Sicherheitsbeamte niederschloß (Anm.d. Übers.)

Times laut vorlas, die Galle hochkam, und natürlich wußte auch jeder, daß Corky der Hund der Flughafenpolizei war, der kürzlich in einem Handkoffer ein bißchen Rauschgift erschnüffelt hatte und deshalb wegen des Verdachts illegaler Durchsuchung und Beschlagnahme aus dem Verkehr gezogen werden sollte, genau das also, was jederzeit auch den Cops mit zwei Beinen passieren konnte.

»Hört euch das an«, las der Schreckliche Tscheche: »Ein Reisender, der seine Intimsphäre schützen will, sollte nicht gezwungen werden, in seiner Not zu luft- und geruchsdicht verschlossenen Koffern greifen oder sich anderer ungewöhnlicher Maßnahmen bedienen zu müssen, nur um zu verhindern, daß ein einziges Marihuanamolekül unentdeckt bleibt!« Dann riß der Monstercop die Zeitung in Fetzen und schrie: »Der Scheißköter sorgt dafür, daß diesen Drecksschmugglern endlich mal ihr Gucci-Gepäck auseinandergenommen wird. Und dann kommt Rose Bird her und behauptet, das war nicht fair!«

Runzel-Ronald guckte auf seine Uhr und stellte fest, daß er noch einundfünfzig Stunden und dreißig Minuten überstehen mußte, bis ihm seine Pension sicher war. Dann tastete er nach seinem Puls, und sofort bekam er eine panische Angst und sah sich von zu hohem Blutdruck, Arterienverkalkung und Schlaganfällen bedroht.

Eins von den Groupies, ein ausgemergeltes Mädchen mit einem ausladenden Becken, das auf dem Barhocker rumhing wie der Schwimmer in einem Toilettenspülkasten, sagte: »Hey, Leery. Der Tscheche braucht mal dringend ne kleine Aufmunterung. Der hat schon, wart mal, seit zwei, drei Tagen keinen mehr zusammengeschlagen.«

»Hey, Tscheche«, kicherte ein anderes Groupie, »ich hab gehört, du hast die letzte Zeit nur auf Kanister geschossen. *Mexikanister. Puerton-kanister ...*«

Bestens informiert über die multinationale Herkunft der Cops in der Rampart Division sagte ein drittes Groupie: »Nee, nee, der Tscheche schießt doch immer nur auf die Knie .., hauptsächlich auf die *Knie-nesen*.«

Und so weiter.

Die Groupies waren Stammgäste in Leerys Saloon und in jeder

anderen Copbar zwischen Chinatown und Hollywood. Eine fast schon familiäre Spezies von Groupies ohne Namen, denen man seit jeher nachsagte, sie seien so allgegenwärtig wie die Hundescheiße am Stiefel eines Sittencops. Wenn die Cops wieder mal so kaputt waren, daß sie kaum noch den Mund aufmachen konnten, brachten diese Mädchen sofort wieder Leben in die Bude.

»Ich brauch n Doppelten!« schrie eine leiernde Stimme aus dem Qualm und der Düsternis. »Meine Kehle ist so trocken wie die Eier von Jerry Brown.«

Die Stimme gehörte der einen Hälfte jenes unzertrennlichen Teams Hans und Ludwig, das, Schulter an Schulter stehend, die Ellbogen auf die Bar gestützt hatte und von den drei Groupies förmlich umringt wurde.

Der Schreckliche Tscheche wurde noch böartiger und wütender als sonst, als er mitansehen mußte, daß Hans und Ludwig wie üblich die gesamte Aufmerksamkeit auf sich zogen, weil sie wieder mal aus derselben Bierflasche tranken. Aber die Groupies fanden das nun mal süß und allerliebste, und zur Belohnung kraulten sie Hans und Ludwig, wenn sie es wieder mal taten, aufs innigste.

Selbst in dieser Finsternis konnte der Schreckliche Tscheche erkennen, daß Ludwig mit seiner riesigen nassen Zunge die Flaschenöffnung rundherum ableckte. Dann setzte Hans die Flasche an *seinen* Mund und trank sie aus, ohne zuvor auch nur den Sabber wegzuwischen.

Der Schreckliche Tscheche hatte daraufhin das dringende Verlangen, diesem mageren, armseligen Krüppel von Cop mit seinem Spaghettihals die Bierflasche wegzureißen und sie dem Kerl so tief und so lange in den Rachen zu stoßen, bis seine quengeln-de, leiernde Stimme durch die zweiundzwanzig Zentimeter Glas zum Schweigen gebracht wäre. Genau das hätte er gern getan. Wenn er bloß nicht diese Scheißangst vor Ludwig gehabt hätte.

Der Partner von Hans war ganz und gar nicht knochig und dürr. Ludwig bestand ausschließlich aus Muskeln. Sein Brustkasten und seine Schultern schwellen an und dehnten sich gewaltig, als er an der Bierflasche nuckelte. Und seine Augen waren mit den dummen, kleinen, blinzelnden Augen seines Partners Hans überhaupt nicht zu vergleichen. Ludwigs Augen waren eine einzi-

ge gelbe Gefahr. Die Pupillen waren schlitzförmig. Und mit seiner mächtigen Muskulatur war er fast so groß wie sein magerer Partner.

Der Schreckliche Tscheche war der größte, stärkste und unbestritten *bösartigste* Cop der Rampart Station, aber irgend etwas in diesen Augen veranlaßte ihn, seine Wut schnell wieder runterzuschlucken. Ludwig hatte die Augen eines *Killers*. Er war blau-schwarz und wog hundertdreißig Pfund. Er war in Hamburg geboren und abgerichtet worden und verstand kein Wort Englisch. Er war ein Rottweiler, der größte Hund in der sogenannten K-9-Einheit, der Hundestaffel des Los Angeles Police Department.

Ludwig versenkte seine große, häßliche Zunge vollständig in die Bierflasche, als Hans sie ihm nochmals hinhielt. Ein reichlich heruntergekommenes Groupie, dem die Fettwülste, wie man deutlich erkennen konnte, über den Rand der Strumpfhose quollen, war davon völlig *hingerissen*. Vor allem davon, daß Hans *seine* Zunge dann in den Hals derselben Flasche steckte und trank.

Der Schreckliche Tscheche hätte am liebsten gekotzt.

Der Grund dafür, daß Hans und Ludwig am Muttertag in der Bar herumhingen, hatte sich so weit von ihnen weggesetzt wie möglich, ganz ans andere Ende der langen Theke. Hans strahlte, sobald Dolly in seine Richtung blickte.

Dolly, nur hundertfünfundfünfzig Zentimeter groß, war die Kleinste aller weiblichen Coprekruten, die vom Police Department mehr oder weniger zwangsläufig eingestellt worden waren, nachdem die Staatliche Kommission für Chancengleichheit am Arbeitsplatz in dieser Hinsicht einen nachhaltigen Druck ausgeübt hatte. Dolly fragte sich die ganze Zeit, warum zum Teufel sie an diesem Tag das Haus des Jammers aufgesucht hatte. War das Leben nicht auch ohne diese Leute, die sich selbst nicht leiden konnten, beschissen genug? Dann geschah es, daß sich Dollys Blick, wenn auch mehr oder weniger zufällig, mit dem von Hans kreuzte. O Gott! Diese dürre Mißgeburt von K-9-Cop *stank* ja sogar wie sein großer, geifernder, grauenerregender Hund. O Gott!

Und dann, als ob Dolly nicht schon deprimiert genug gewesen wäre, saß mit einem Mal auch noch Dildford, ihr Partner, auf dem

Hocker genau neben ihr. Warum, zum Kuckuck, konnte Dildford nicht einen *anderen* Platz finden, wenn er sich besaufen wollte? Wenn sie sich die Mühe gemacht hätte, darüber nachzudenken, hätte sie Dildford wahrscheinlich sogar noch abscheulicher gefunden als diesen abscheulichen K-9-Cop und seinen abscheulichen Hund. Vor zwei Monaten, einer schier unendlich langen Zeit, war sie Dildford als Partnerin zugeteilt worden, und Dildford machte kein Geheimnis daraus, wie sehr er es für unter seiner Würde hielt, mit einer Polizistin zusammenarbeiten zu müssen. Sogar noch, nachdem sie ihn aus der Scheiße gerettet hatte.

Hatte Dildford sich etwa jemals bei ihr dafür bedankt, daß es ihr gelungen war, durch einen einzigen Schlag mit dem Polizeiknüppel eine kubanische Tunte in einem roten Lamekleid und hochhackigen silbernen Schuhen außer Gefecht zu setzen, die Dildford so heftig in die Eier getreten hatte, daß ihre Schuhspange ebenso zerbrochen war wie Dildfords Kampfgeist und er am Ende auf dem Bürgersteig gelegen und sich nur noch die Eier gehalten und geheult hatte wie ein Bluthund? Nein, er hatte sich nicht bei ihr bedankt. Er kannte keine Dankbarkeit. Er war bloß verlegen und peinlich berührt. Nein, er war sogar noch *beleidigt*. Ein *Weib* hatte ihm seine angebrannten Kastanien aus dem Feuer geholt. Dieser Chauvi!

Nach dem Zwischenfall mit der Tunte stand in den Gesichtern von Dildford und Dolly der mehr oder weniger unbarmherzige und trostlose Ausdruck totaler Leere, wenn sie höchst mürrisch ihre Dienststunden abrissen, und sie gaben sich alle Mühe, sich möglichst überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen und ins gequälte Antlitz zu sehen. Alle Kollegen nannten die beiden nur noch das Individualistenteam.

Plötzlich brüllte der Schreckliche Tscheche: »DIESE FOTZE!«, worauf Leery vier Finger breit Bourbon danebenschüttete. Dabei war es keineswegs eine besonders gute Marke. Leery sah unendlich betrübt zu, wie das Zeug, das vielleicht fünfunddreißig Cent wert war, langsam versickerte.

Diesmal meinte der Schreckliche Tscheche nicht Rose Bird, sondern ein männliches Mitglied des Stadtrates von Los Angeles, das, einem Leitartikel zufolge, einen speziellen Würgegriff grundsätzlich verbieten lassen wollte, weil eben dieser Griff den Men-

schen, bei denen er angewendet wurde, die Halsschlagader abschnürte und in den letzten Jahren zum Tode von sechzehn meist schwarzen Verdächtigen geführt hatte, eindeutig durch die Schuld der Polizei.

Die Dinge waren tatsächlich etwas außer Kontrolle geraten, als der Polizeichef von Los Angeles öffentlich einen groben Fauxpas beging, indem er erklärte, er habe einen vagen Verdacht, daß sich nach dem Abschnüren »bei einigen Schwarzen die Venen oder Arterien nicht so schnell wieder öffnen, wie dies bei normalen Leuten der Fall ist«. Da half es dann auch nicht mehr viel, daß er später sagte, er habe Leute »in normaler Verfassung« gemeint. *Normale Leute?*

Die Cops hatten eine Menge Spaß auf Kosten ihres Chefs und nannten beispielsweise ihre schwarzweißen Streifenwagen nur noch ihre »Schwarzen und Normalen«. Nach dem voraussehbaren Zeter-und-Mordio-Geschrei jedenfalls flog sozusagen das Baby mitsamt der Wanne und dem Badewasser aus dem Fenster. Ab sofort also überhaupt keine Würgegriffe mehr - das war das, was den Schrecklichen Tschechen jetzt dazu veranlaßt hatte, die Geschlechter total durcheinanderzubringen und »Diese Fotze!« zu schreien, wenngleich er von einem männlichen Mitglied des Stadtrates redete.

»Sie verlangen, daß wir *Tasers** gebrauchen!« donnerte der Schreckliche Tscheche. »Tasers!«

Der Schreckliche Tscheche hatte Augenbrauen, gegen die Leonid Breschnews Brauen wie gezupft wirkten. Diese Augenbrauen standen zu Berge, wenn er so wild war wie jetzt, und reichten ihm fast bis an den Haaransatz. Und momentan war er *wirklich* wild. »Sie verlangen, daß wir Taser Guns gebrauchen«, donnerte der Schreckliche Tscheche. »Tasers! Wenn wir da mitten in der Scheiße liegen, um so n dreckiges *Vieh* endlich zu packen? Taser? Oder Laser? Was für ne Kacke läuft da eigentlich, etwa *Krieg der Sterne*! Wie war's denn mit Rasiermessern? Wie war's, wenn wir den Typen nicht mehr die Luft abdrücken, sondern sofort DIE VER-

* Taser Gun; umstrittene US-Polizeiwaffe mit elektrisch geladenen Geschossen zur Betäubung von Gegnern (Anm.d. Übers.)

DAMMTEN HÄLSE ABSCHNEIDEN? Na? Na?«

Man spürte, daß der Schreckliche Tscheche allen wieder mal ziemlich auf den Wecker ging. Aber da alle außer Ludwig, dem Rottweiler, eine Scheißangst vor dem Monstercop hatten, machte erst gar keiner den Versuch, ihn ruhigzustellen. Bis die Tür krachend aufsprang und eine riesige Coptype eintrat, die den Mut hatte, es doch zu tun.

Eine mächtige Stimme, fast schon ein Bariton, sagte: »Na schön, knallen wir die Ärsche doch gleich ab, wenn sie Streit suchen. Nicht erst die Puste zudrücken! *Wegpusten!*«

Wahrhaftig schon am nächsten Tage hing an dem acht Jahre alten Pick-up des Schrecklichen Tschechen ein funkelnagelneues Plakat. Darauf stand: NICHT ERST DIE PUSTE ZUDRÜCKEN. WEGPUSTEN!

Die Coptype indessen, die diesen Schnack, der den Schrecklichen Tschechen sofort zum Schweigen brachte, erfunden hatte, trat mutig hinter ihn. Diese breitschultrige Coptype war über einsachtzig groß und hatte im Oberkörper und in den Beinen genug Kraft, ein Bierfaß zerquetschen zu können, wie behauptet wurde. Diese Coptype war ein früherer Punker und erst seit dreizehn Monaten bei der Polizei, und sie trug zwar immer noch ein New-Wave-Rouge, das sie wohl nicht so ohne weiteres mit einem Brillo-Pad abwischen konnte, hatte sich mittlerweile allerdings wenigstens eine auswaschbare Haartönung zugelegt, damit der Lieutenant nicht alle nasenlang Zustände kriegte.

Diese Coptype stellte einen Kniestiefel mit Reißverschluß auf das Bargeländer, zog den Schrecklichen Tschechen an den monströsen Augenbrauen näher zu sich heran und fing an, ihm die Schläfen zu massieren. Was zur Folge hatte, daß ihm die Kopfschmerzen augenblicklich vergingen. Der Name der Type war Jane O'Malley. Drei Nächte nach ihrer Abschlußprüfung an der Polizeiakademie hatte sie einen streitsüchtigen Lastwagenfahrer in den Würgegriff genommen, der geglaubt hatte, er könne im Mac Arthur-Park mit einem Sechzehn-Räder-Truck direkt übers Wasser nach Duckie Island fahren. Der Lastwagenfahrer war auf seinem Trip bis obenhin voll mit der Teufelsdroge Engelsstaub gewesen, und ausschließlich Janes Würgegriff hatte einem Streifencop, der von dem Ausgeflippten mit seinem eigenen Schlag-

stock schon fast totgeprügelt worden war, das Leben gerettet.

Nachdem der Schreckliche Tscheche sie dann beim Training mit schweren Gewichten im Männerumkleideraum beobachtet hatte, gleich im Anschluß an diese Geschichte mit dem Engelsstaub, hatte er sie Jane Wayne getauft und gesagt, daß todsicher sogar John Wayne persönlich stolz auf sie gewesen wäre. Und inzwischen liebte sie diesen Namen fast so sehr, wie sie den bewußten Würgegriff liebte. Fast so sehr wie die Musik der Gruppen Go-Go's und Talking Heads und die New-Wave-Klamotten. Tatsächlich trug sie jetzt auch Metallic-Strümpfe und einen Minirock und dazu Kniestiefel aus Lackleder. Außerdem hatte Jane Wayne einen ungeheuren Spaß daran, ihr brünettes Haar, das sie in zahllose Zöpfchen geflochten hatte, mit einem Zeug einzusprühen, das der Lieutenant bei seinen pingeligen Inspektionen überhaupt nicht wahrnehmen konnte, das ihr Haar jedoch purpurfarben aufschimmern ließ, sobald das Sonnenlicht darauffiel. An all diesen Dingen hatte sie ihren Spaß. Aber da gab's eine Sache, an der sie mehr Spaß hatte als an allem anderen: Sex.

Nachdem sich herumgesprochen hatte, wie wenig Jane Wayne vor Gewalttätigkeit zurückschreckte und wie sehr sie zugleich für Sex schwärmte (nur der Schreckliche Tscheche war Manns genug, ein Wochenende in ihrem Apartment durchzustehen), erhielt sie auch den Namen Brutale Braut. Momentan geilte sich die Brutale Braut alias Jane Wayne mehr und mehr daran auf, daß sie dem Schrecklichen Tschechen die ausladenden Schultern massierte und ihm betörende Sätze zuflüsterte wie: »Hör mal, da hat einer die Bank geknackt. Die Samen-Bank. Wülste den Tresor nicht wieder auffüllen?«, was natürlich jeden antörnte, der nicht sturzbesoffen war, und schließlich auch dazu führte, daß Leery beschloß, weitere Tachtelmechtel im Lokal nach Kräften zu unterstützen.

Die verliebten Blicke, die der K-9-Cop auf Dolly warf, waren dem immer wachsamen Leery nicht entgangen. Er war wirklich ein Mensch, der grundsätzlich jede aufkeimende Liebe zu unterstützen pflegte, weil dies natürlich regelmäßig sofort dazu führte, daß neue Runden bestellt wurden, und so machte sich der mürrische kleine Saloonbesitzer an Dolly heran, wackelte mit der eingedrückten roten Nase und schenkte ihr den vierten Scotch Soda ein. »Dolly, ich glaub fast, Hans hat sich in dich verknallt«, sagte er. »Wülste ihm

nicht mal einen ausgeben?«

»O Gott!« Dolly verzog angeekelt das Gesicht. »Versuch bloß nicht, mich mit dem zu verkuppeln, Leery. Eher laß ich mich von Ludwig ficken.«

Ludwigs Kopf lag im Moment auf der Bar, und die Bierpfützen dort wurden von seinen großen, schwarzen Schlappohren aufgesaugt wie von Löschpapier. Er wurde allmählich schläfrig. Dolly kriegte vor Ekel eine Gänsehaut. *Beide* Mitglieder des K-9-Teams starrten zu ihr rüber!

Leery ließ seine Registrierkasse plötzlich mit lautem Gerassel aufspringen und entnahm ihr einen Vierteldollar für die Musikbox. Er sah sich scheel in seiner finsternen Kneipe um, häßlich wie eine Wasserspeierfratze, und drückte ein aufmunterndes Black-Flag-Liedchen für Jane Wayne. Es sah ganz so aus, als würde es für ihn noch ein *außergewöhnlich* glücklicher Muttertag!

Gegen Mitternacht war die Stimmung in Leerys Saloon zwar etwas gedämpfter, aber es war keineswegs leerer geworden. Ein perlgrauer BMW fuhr, mehrfach die Spur wechselnd, den Sunset Boulevard hinunter. Am Steuer saß ein Mann, der eine Kassette hörte, auf der der verstorbene Hoagy Charmichael *Old Buttermilk Sky* sang. Der Fahrer war überrascht, daß die häßliche pinkfarbene Cocktailreklame von Leerys Saloon noch blinkte. Aber da er seit zwei Jahren Detective bei der Rampart Station war und mit zwanzig Dienstjahren längst auch schon als Polizeiveteran gelten konnte, waren ihm die Geschäftstüchtigkeit und die Geldgier aller Leerys der Welt nur allzu vertraut. Muttertag an der Tränke der Cops. Der BMW wendete verbotenerweise mitten auf der Straße, machte gleich noch eine Wendung und parkte im Halteverbot vor der Kneipe. Auf diese Weise würde der Detective alle paar Minuten einen unauffälligen Blick durch das verschmierte Kneipenfenster nach draußen werfen können, um sich zu vergewissern, daß nicht irgendein Zigeuner gerade sein verdammtes Blaupunkt-Radio klaute. Der BMW war der größte Luxus, den er sich jemals geleistet hatte, und verdient hatte er ihn sich hauptsächlich durch Freizeitsjobs beim Sicherheitsdienst im Dodger Stadion. Als Doppelverdiener hatte er, wenn die Dodgers ein Heimspiel austrugen,

über dreizehn Dollar in der Stunde gekriegt, aber zwei Blaupunkts war er bereits durch diese Zigeunerbanden losgeworden, deren Mitglieder sich für zwei Dollar Parkgeld Zugang zum Stadionparkplatz verschafften und dann in einer Nacht ein Dutzend BMWs, Audis und Mercedes knackten, bloß wegen ihrer Blaupunkts, die sie dann auf der Straße für hundertfünfzig Piepen verscheuern konnten.

Er hatte im Dodger Stadion mehr Stunden abgerissen als der berühmte Tommy Lasorda, um so viel zu verdienen, daß er sich endlich diesen verdammten Wagen kaufen konnte. Als er durch seine zweite Scheidung so pleite gewesen war wie eine Reihe amerikanischer Airlines, hatte er plötzlich den fast übermächtigen Wunsch verspürt, etwas wirklich Wertvolles zu besitzen. Er stand damals ganz kurz vor seinem neununddreißigsten Geburtstag, und die Midlife-Crisis hatte ihn, als die Scheidung gerade lief, fast um den Rest seines Verstandes gebracht. Jetzt war der BMW nicht mehr so ganz neu, und in Kürze würde er auch schon zweiundvierzig sein, und die Midlife-Crisis wurde und wurde dennoch nicht besser. Er dachte bloß noch daran, daß er alt wurde. Wenn er nicht gerade über die berüchtigte Alternative nachdachte.

Im Moment dachte Mario Villalobos allerdings eher darüber nach, ob er einfach die Kurve kratzen und wieder in seinen BMW steigen und direkt in sein mieses Apartment in West Hollywood fahren sollte. Aber eins mußte er sich gleichzeitig eingestehen: er wollte unbedingt Leute sehen, denen es *noch* mieser ging als ihm selbst. Die konnte er am Muttertag am besten hier finden. Mittelmäßig betrunken schwankte er in den Qualm und die Düsternis.

»Schönen Muttertag, ihr Muttersöhnchen!« sagte er, vom Alkohol benebelt.

Der einzige, der aufschaute, war Dildford, der zwar ziemlich hinüber, aber nicht ganz so hinüber zu sein schien wie seine Partnerin Dolly, die in ihrer Beschwerdelitanei gegen Dildford fortfuhr, obgleich der immerhin auch schon soviel intus hatte, daß er ihr Gefluche weniger langweilig fand als das, was er bisher gemacht hatte, nämlich Hans, den K-9-Cop, bei seinen wiederholten Trips ins Nebenzimmer zu beobachten, wo er versuchte, den Hund Ludwig wachzurütteln, nachdem der von diesem ganzen menschlichen Scheißdreck offensichtlich die Schnauze voll gehabt und sich

auf dem Billardtisch schlafen gelegt hatte.

»... und das is das, was ich darüber denke«, keifte Dolly in das Ohr ihres Partners. »Und noch was, Himmel, Arsch und Zwirn - was würdest du denn an meiner Stelle sagen, wenn du ne Uniform-jacke tragen müßtest, die bloß für Männer gemacht ist? Ich hab nämlich Titten, wenn du das je gemerkt hast. Sogar ganz hübsche, hab ich gehört.«

»Also, was willst du eigentlich«, sagte Dylford naserümpfend, »willste dir kugelsichere Reizwäsche von Frederick of Hollywood entwerfen lassen? Außerdem, was mir am allermeisten stinkt: mußt du eigentlich unbedingt zwei Löcher in jedem Ohr haben und Zwillingsohringe tragen? Ist doch für mich schlimm genug, daß ich nach drei Jahren in diesem Job auf einmal mit anderthalb Meter kleinen Minicops arbeiten muß, die überhaupt Ohringe tragen, und dann auch noch gleich zwei Ohringe in jedem Ohr!«

Jane Wayne und der Schreckliche Tscheche legten gerade eine Art von Slow auf die drei Särge große Tanzfläche. Eins von den Groupies lag halb bewußtlos auf der Theke, und das mit den Fettwülsten, aufgetakelt wie vom Markt der Diebe in Kairo, versuchte, Hans rumzukriegen, den Köter mal kurz allein zu lassen und für einen Schnelfick mit nach draußen zum Wagen zu kommen, worüber Hans ziemlich schockiert war. Nicht über den Fick, sondern über die Zumutung, Ludwig *im Stich* lassen zu sollen. Nur deshalb versuchte er alle paar Minuten ohne Erfolg, den Rottweiler wachzurütteln. Ludwig hatte schon manchen Abend schlafend auf dem Vordersitz eines Groupie-Autos verbracht, während Hans sich auf dem Rücksitz amüsierte. In dieser Nacht aber lief nichts.

Die Eltern von Hans stammten aus Düsseldorf, aber er hatte zu Hause nie Deutsch gesprochen und kannte von der Sprache nur das, was er in Filmen über den Zweiten Weltkrieg mitgekriegt hatte. Dennoch sprach er mit einem deutlichen Akzent, war verrückt nach Hunden und hatte sich sehr schnell die paar deutschen Kommandos zugelegt, die er brauchte, um dem eingewanderten Hund weiszu-machen, sein Herrchen sei deutschen Geblüts und ein echter Kraut.

»Fuß, Ludwig! Bitte«, flehte Hans inständig, »wach werden, Baby.« Jeee-sus Christus, das fette Groupie fing tatsächlich an, hübsch zu werden! »Fuß, Ludwig! Fuß!«

»Warum hast du ihm so verdammt viel Bier gegeben?« jammerte

das Groupie.

»Warum hast du mich ermuntert und gesagt, es war so süß?« jammerte Hans, genauso kläglich.

Was Jane schließlich dazu veranlaßte, aus ihrem Clinch mit dem Schrecklichen Tschechen auszubrechen, obgleich der sich mit aller Kraft an sie klammerte, um nicht hinzukrachen. Albern kichernd ließ sie ihn am Schluß des Tanzes niedersinken und beguckte sich den schnarchenden Rottweiler, der im Tiefschlaf auf dem Rücken lag, eins seiner Ohren in die Lochtasche des Poolbillardtisches hängen ließ, die schlaffen, zitternden Lippen so nach innen gezogen, daß seine sämtlichen Tigerzähne entblößt wurden, und bei alledem inzwischen erheblich lauter schnarchte als das Groupie oben am Kopfende der langen Theke.

Dann passierte mit Ludwig, der tief in einen Traum versunken war oder einer Hundephantasie nachhing, genau das, was im Schlaf öfter mit ihm passierte. Er bekam eine feuchte, rosafarbene Erektion, so groß wie die bei einem Pony. Worauf sich ein Groupie, das von der Damentoilette heranschwankte, zu den Worten hinreißen ließ: »Gottverdammte. Genau wie bei meinem Ehemaligen. Errol Flynn, wenn er schläft. Und Liberace, wenn er wach ist. Scheiße!«

Ich muß hier sofort abhauen, dachte Mario Villalobos. Aber bevor der Detective verschwinden konnte, stellte ihm Leery, Geschäftsmann in allen Lebenslagen, einen doppelten Wodka hin und sagte: »Schönen Muttertag, Mario!«

Und tatsächlich, Leery freute sich immer, wenn er den Detective sah. Wodka-pur-Trinker konnten was wegstecken. Der Detective hatte allein diese Woche schon eine Zeche von achtzig Dollar gemacht.

»Wenn ich einen Wodka-pur-Trinker seh, seh ich einen Kerl, mit dem's zu Ende geht«, pflegte Leery öfter zu sagen. Und er hatte einen Heidenspaß daran, die Kerle restlos auszunehmen, bevor sie im Pflegeheim oder gar auf dem Forest-Lawn-Friedhof endeten.

»Heute abend sind ja wirklich alle armen Hunde der Welt in einer Kneipe versammelt«, bemerkte Mario Villalobos, wobei er den Doppelten viel zu schnell in sich reinkippte, was den Saloonbesitzer veranlaßte, glücklich zu schielen und ihm sofort den nächsten einzuschenken.

»Das Geschäft läuft nicht schlecht, läuft nicht schlecht«, sagte

Leery und warf einen schnellen Blick in den anderen Raum, wo Jane Wayne und der Schreckliche Tscheche zunehmend nostalgischer wurden und versuchten, einen Boogie zu tanzen. »Mir war's allerdings sehr viel lieber, wenn Hans diesen Hund nicht mehr mitbringen würde«, fügte er ziemlich unbehaglich hinzu. »Früher war Ludwig ja mal ganz gut für den Umsatz. Als er bloß Bierpfützen aufgeleckt hat und so. Mittlerweile kann ich da aber überhaupt nicht mehr drüber lachen. Filzt bloß noch die ganze Zeit auf dem Billardtisch. Versaut mir den ganzen Filz. Sabber und Hundehaare. Und was würden die Jungs von eurer Abteilung für Interne Angelegenheiten machen, wenn sie Hans dabei erwischen würden, wie er den Köter allmählich zum Säufer macht?«

»Komplett abgerichtet ist dieser Hund wahrscheinlich mehrere tausend Dollar wert«, sagte Mario Villalobos. »Von daher ist er für die Stadt nützlicher als alle anderen armen Hunde in dieser Kneipe zusammen.« Dann wurde er ausgesprochen böse und fügte hinzu: »Und deshalb würd unser allerhöchster Boß wahrscheinlich höchstpersönlich ne Art Kreuzzug starten, und im Endeffekt würd er dir dein mieses Haus des Jammers dichtmachen und dich mit Pauken und Trompeten nach Sun City jagen, wo du in deinem Alter sowieso schon längst hingehörst, mit dem ganzen Geld, das du dir in deine Matratze gesteckt hast.«

Während sich der Detective die schmerzenden Augen rieb und fühlte, wie er durch den Wodka die üblichen Kopfschmerzen kriegte, knackte Leery ziemlich daran herum. Sun City? Den ganzen Tag bloß über diesen idiotischen Golfplatz humpeln, immer mit all diesen anderen alten Ärschen? Und dann auch noch vierundzwanzig Stunden am Tag mit seiner Frau Lizzy zusammen? Heilandsakrament!

»Hans! Reiß dich am Riemen, verdammt noch mal!« kreischte Leery plötzlich. »Schaff das verdamnte Vieh vom Billardtisch! Achtung, Ludwig! Achtung!« kreischte Leery, nun auch noch auf deutsch.

Und dann stürzte Leery ins Billardzimmer, um zu versuchen, den Rottweiler auch ohne die Hilfe von Ludwigs Partner aus seinem Tiefschlaf zu rütteln, weil Hans mittlerweile seine ganze Kraft auf die Groupiepuppe mit den Fettwülsten konzentrierte (die ihrerseits so betrunken war, daß sie Hans für den Schreckli-

chen Tschechen hielt, was etwa dem Verwechseln eines Ruderboots mit einem Schlachtschiff gleichkam), und dann griff der Detective über die Bar und goß sich ein Wasserglas halb voll Wodka. Sozusagen auf Kosten des Hauses. Was bei Leery sofort zu einem Herzanfall geführt hätte, wenn er es mitgekriegt hätte.

Runzel-Ronald sah auf seine Uhr und sagte: »Zwölf, oje, fünf nach zwölf, Mario. Noch siebenundvierzig Stunden und fünfundfünfzig Minuten, bis ich meinen Entlassungsschein in der Tasche hab!«

»Gratuliere«, sagte der Detective. »Am besten nimmste diese Pension und gehst mit Leery nach Sun City. In so ner Pensionärskommune ist doch bestimmt ne Menge Elend versammelt. Arthritis. Schlaganfälle. Krebs. Da herrscht bestimmt n echter Mangel an Kneipen wie dieser.«

»Hoffentlich regnet's nicht«, sagte Runzel-Ronald. »Vor ner Weile sah's sehr nach Regen aus. War doch albern, wenn's regnen würd und ich auf der nassen Straße bei nem Verkehrsunfall umkam, oder? War das nicht n Ding? Siebenundvierzig Stunden vorm Ziel. Heiland! Haste zufällig n Wetterbericht gesehen?« Und der verrunzelte Cop rannte zum Fenster, um zu gucken, ob es schon blitzte. Nachdem er nichts gesehen hatte, kehrte er zu seinem Hocker zurück und kippte einen doppelten Bourbon runter.

Dann fing der Detective an, sich an den verschiedenen Unterhaltungen, die an der Bar liefen, zu beteiligen. Das führte allerdings schnell dazu, daß er sich immer einsamer fühlte. Meistens murmelte er bloß vor sich hin und nickte zu allem, was gesagt wurde, sein Ja und Amen, bloß um die Leute auf den Barhockern nebenan nicht zu verletzen, obgleich die meisten längst so betrunken waren, daß ihnen sowieso alles scheißegal war.

Ein dicker, rothaariger Cop kriegte plötzlich den Moralischen und verkündete unter Tränen: »Meine Frau läßt sich von nem Nigger bürsten! Könnt ihr euch so was vorstellen?«

Was Cecil Higgins, einen grauhaarigen schwarzen Streifencop, zu der Bemerkung veranlaßte: »Hättste eben kein Niggerliebchen heiraten dürfen!«

»War doch keine Beleidigung, Cecil«, sagte der Cop mit dem Moralischen weinerlich. »Ich hab dich da im Düstern überhaupt nicht gesehen!«

»Nächstes Mal roll ich die Augen, dann kannst mich besser erkennen«, sagte Cecil Higgins. Dann wandte er sich an den Detective und sagte: »Ruf mal besser gleich beim Anonymen-Alkoholiker-Notdienst an, Mario. Das Arschloch hier schafft doch keine zwei Blocks mehr, wenn er fährt. Das Arschloch ist sogar zu besoffen, um zu Fuß zu gehen.«

Die Augen des Detectives schmerzten immer mehr. Lag das am Smog in Los Angeles? Oder an diesem ständigen Qualm in Leerys Saloon? Die Schmerzen schienen aus einem Bereich hinter den Augen zu kommen. Er trank sein halbvolles Wodkaglas auf einen Zug halb leer, seufzte mehrfach und massierte sich die Schläfen. Dann sah er den Rausgeschossenen Sittencop.

Der Sittencop starrte auf sein eigenes Bild in Leerys zersplittertem Barspiegel, den der Schreckliche Tscheche neulich kaputtgemacht hatte, als er nach dem Verlesen eines besonders infamen Leitartikels in der *Los Angeles Times* die Zeitung zusammenknüllte und quer durch den Saloon schleuderte, woraufhin sich der Spiegel in ein Spinnennetz verwandelte. Einige hatten daraufhin gemeint, dies sei die bemerkenswerteste Demonstration von Kraft gewesen, die sie jemals in Leerys Saloon miterlebt hatten. Andere wiederum vertraten die Ansicht, das Ganze sei nur durch das Gewicht der *Times* möglich gewesen, in der ja mehr Anzeigen ständen als im Versandhauskatalog von Sears.

Der Sittencop sah sich an in dem netzförmig zersprungenen Glas, und sein Ebenbild war zerbrochen. Die Augen lagen nicht auf einer Höhe. Ein Teil seines weichen blonden Bartes wuchs dort, wo eigentlich seine Stirn sein sollte. Von Zeit zu Zeit drehte der Sittencop den Kopf hin und her, und er war von der Art und Weise, wie die Scherben und Sprünge sein zerbrochenes Spiegelbild veränderten, offensichtlich äußerst fasziniert. Er bewegte sein zartes Gesicht immer nur unheimlich vorsichtig. Er hatte große, schwarze Pupillen. Augen wie Einschußlöcher.

Mario Villalobos sah dem bärtigen jungen Sittencop, der einen ausgeschnittenen Pullover und kurze Hosen trug und eine Strähne seines strohblonden, schulterlangen Haares mit einer Kette aus türkisfarbenen Perlen zusammengebunden hatte, interessiert zu. Um den Hals des Mannes schlang sich ein ebenfalls türkisfarbenes Band, das zu der Kette paßte. Er sah ganz und gar anders aus als

die anderen, die als uniformierte Cops in der Rampart-Tageschicht arbeiteten und nach Feierabend mit ihren Baumwollhemden, Jeans und Joggingsschuhen oder Cowboystiefeln eher ziemlich konventionell angezogen waren. Praktisch jeder Mann im Saloon trug auch einen riesigen Machoschnurrbart, ein fast ebenso obligatorischer Bestandteil seiner Polizeiausrüstung wie die Freizeitkanone unter dem Hemd. Beim Los Angeles Police Department gab's mehr Schnurrbärte als bei der irakischen Armee. Nur der Detective und Hans, der K-9-Cop, waren glatt rasiert.

»Wo arbeitet der?« fragte der Detective Cecil Higgins.

Und der alte Streifencop, der auf den Grund seines leeren Scotch-Glases gestarrt hatte, sagte: »Wer? Der Rausgeschossene Sittencop? Ich hab gehört, daß der in Hollywood arbeitet. Hier taucht der seit ungefähr drei Wochen regelmäßig auf. Reden tut er nicht viel. Starrt sich am liebsten immer selber im Spiegel an. Ich glaub, der hat sich die meiste Zeit rausgeschossen. Preludin oder so was. N ziemlich blöder Lackaffe. Guckt bloß in diesen beschissenen Spiegel. Total rausgeschossen. Genau wie alle Nachwuchscops, die heutzutage eingestellt werden. Mit denen red ich bloß noch, wenn ich muß. Ich möcht wirklich wissen, warum der nicht nach Chinatown oder Hollywood geht, wenn er einen draufmachen will.«

»Wie heißt er?« fragte der Detective.

»Ich weiß bloß, daß sie ihn den Rausgeschossenen Sittencop nennen, mehr nicht«, meinte Cecil Higgins und zuckte die Achseln.

Nach zwanzig Dienstjahren im Department konnte der Detective es nicht mit ansehen, wenn Polizisten stumm herumhockten und mit Augen, die wie Einschußlöcher aussahen, vor sich hin starrten. Er konnte es wirklich beim besten Willen nicht mit ansehen.

Gerade jetzt riß ihn Leery aus seinen Gedanken. »Achtung, Ludwig! Achtung!« brüllte Leery, wieder auf deutsch.

»Gottverdammte noch mal, Leery, halt die Schnauze!« schrie der Schreckliche Tscheche, weil er gerade David Bowie hören wollte, der was über Katzenmenschen sang. »Du machst mich wahnsinnig mit deinem Kötergeschrei!«

»Hans, bring den Hund hier raus, oder ich mach den Laden

sofort dicht!« brüllte Leery den restlos abgefüllten K-9-Cop an, der von der fetten Groupiepuppe auf seinem Barhocker festgehalten wurde, vielleicht, weil sie allmählich glaubte, es könnte eine lange Nacht werden.

»Bitte, Ludwig, bitte«, murmelte Hans, während Leery den schnarchenden Rottweiler vorsichtig mit einem Billardstock anstieß und abermals »Achtung!« sagte.

»Nagelt den Köter doch ein für allemal oben am Mast fest«, sagte der Schreckliche Tscheche, obwohl er es nicht mal in *Gedanken* riskiert hätte, Ludwig mit einem Billardstock anzustoßen, weil er sich wirklich grauenhaft vor dem riesigen Rottweiler fürchtete, der, wie alle Hunde seiner Rasse, mit seinen gewaltigen Kinnbacken doppelt so stark zubeißen konnte wie ein Dobermann. Und der einen Menschenarm womöglich glatt abbeißen konnte.

Dann machte der Detective eine wahrhaft seltsame Beobachtung. Der Rausgeschossene Sittencop fing mit seinem kaputten Spiegelbild eine wortlose Unterhaltung an. Im ersten Moment dachte der Detective, er bewege lediglich die Lippen synchron mit David Bowie. Aber das kam nicht hin. Er saß aufrecht auf seinem Barhocker, und durch das Spinnennetz des zerbrochenen Spiegels verwandelte sich sein Gesicht in ein Picasso-Porträt. Das Licht der Neonreklame einer Brauerei, die es längst nicht mehr gab, tauchte die Scherben des kaputten Spiegelbilds in ein gräßliches Grün. Der Rausgeschossene Sittencop nickte sehr bedächtig und redete mit seinem Spiegelbild. Zumindest bewegten sich seine Lippen, und der Detective, der jetzt sehr schnell immer betrunkenener wurde, schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können. Er starrte quer durch die Kneipe auf den Sittencop und versuchte, ihm die Worte, die er mit seinem Ebenbild im Spiegel wechselte, von den Lippen abzulesen.

Aber dann war plötzlich die Hölle los. Leery war mehr und mehr in Panik geraten, als er darüber nachgedacht hatte, was passieren würde, wenn die Abteilung für Interne Angelegenheiten Wind davon bekäme, daß ein wertvoller Polizeihund betrunken auf seinem Billardtisch lag. Gar nicht davon zu reden, daß ihm, Leery, wohl auch schon deshalb die Schanklizenz entzogen werden würde, weil er all diese Zombies überhaupt noch bediente, obgleich sie längst mehr oder weniger jenseits von Gut und Böse

waren. Und vor Leerys geistigem Auge erschien mit einem Male der Polizeichef höchstpersönlich, wie er ihm die Schanklizenz von der Wand riß und ihn aufs Altenteil nach Sun City jagte, was bedeutete, daß er, Leery, vierundzwanzig Stunden am Tag mit seiner Frau Lizzy Zusammensein mußte, und ...

»Mensch, der fängt ja an zu spritzen!« schrie Leery plötzlich gellend. »Diese Scheiße laß ich mir nicht bieten! Guckt euch das an! Guckt euch das bloß an!«

Damit versetzte er selbst die Zombies, die kaum noch die Köpfe heben konnten, in helle Aufregung. Ludwig, der tief in einen Traum verstrickt war oder einer Hundephantasie nachhing, hatte zunächst sanft, dann aber immer gefühlvoller zu stöhnen begonnen.

Und hatte angefangen, zu *ejakulieren*. Direkt auf Leerys Poolbillardtisch, auf den Filzbelag, direkt neben die Lochtasche.

»Tscheche, gegen Ludwig bist du ne Null!« sagte Jane Wayne voller Bewunderung.

»Genau wie mein Ehemaliger. Wenn *er schläft!*« sagte das fette Groupie angeekelt.

»Wißt ihr, warum Hunde sich immer die Eier lecken?« sagte der Schreckliche Tscheche tiefsinnig. »Ist doch klar - weil sie *drankommen*.«

»Fuß, Ludwig! *Bitte!*« schrie Hans in all seiner Hoffnungslosigkeit. »Bitte, spritz nicht auf Leerys Tisch!«

Dann waren, von jetzt auf gleich, alle Dämonen auf einmal los. Als Leery das ganze Ausmaß der Sauerei erkannte, brannten bei ihm alle Sicherungen durch, und er versetzte Ludwig mit dem Billardstock einen gewaltigen Stoß in den Arsch. Der Rottweiler erhob sich mit einem Gebrüll, das an das Getöse beim Start einer Raumfähre erinnerte.

Leery ließ den Billardstock fallen und sprang so behende, wie man es einem Siebzigjährigen nie zugetraut hätte, über die Theke. Jane Wayne trat eine Tür ein und fiel krachend in die Herrentoilette. Der Schreckliche Tscheche brüllte vor Entsetzen und streckte dem Rottweiler zitternd und mit beiden Händen seinen 45er Colt entgegen. Ludwig saß, hoch aufgerichtet, auf dem Billardtisch, jaulte ohrenbetäubend und rammte seinen gewaltigen Kopf immer wieder wie verrückt gegen die Hängelampe, wodurch sein

gewaltiger, furchteinflößender Schatten noch in die letzten Winkel der inzwischen bloß noch mit lauter angstschlatternden Menschen gefüllten Kneipe geworfen wurde.

Das schreckliche Gebrüll hörte dann ebenso schnell auf, wie es angefangen hatte. Ludwig knurrte schließlich nur noch ganz leise und blinzelte mit seinen gefährlichen gelben Augen, die noch ganz schlaftrunken und vom Qualm und vom Saufen außerdem blutunterlaufen waren, um sich. Dann ließ er sich wieder hinplumpsen. Innerhalb weniger Sekunden schnarchte er aufs neue.

Und der Schreckliche Tscheche steckte die Kanone zitternd wieder weg. Und die Cops taumelten, rannten und *krochen* aus diesem Haus des Jammers.

Dem Detective ging ein total verrückter Gedanke durch den Kopf, als er seinen noch immer abgeschlossenen BMW erreichte, glücklich darüber, daß ihm anscheinend doch kein herumstreuender Zigeuner den Blaupunkt rausgerissen hatte. Er erinnerte sich an das, was mal ein Professor in einem Seminar an der University of California, Los Angeles, wo er seinerzeit eingeschrieben gewesen war, gesagt hatte: Polizeiarbeit sei nie und nimmer eine Wissenschaft. Sie sei jetzt und in aller Zukunft eine *Kunst*, hatte der Mann behauptet. Als der Detective jetzt sah, wie sie zu ihren Autos taumelten, schwankten und torkelten, fiel ihm diese Bemerkung wieder ein. *Diese Typen? Das sollten Künstler sein?*

Dann sah der Detective den Rausgeschossenen Sittencop. Der stieg, im Gegensatz zu den anderen, nicht in einen Wagen. Er schlenderte, nein, er *schwebte* den Sunset Boulevard hinunter. Ganz gemächlich schien er den Bürgersteig entlang in die Dunkelheit zu entschweben, und seine Augen sahen wieder aus wie Einschußlöcher.

Mario Villalobos spürte, wie seine eigenen Augen erneut zu schmerzen anfangen. Er hatte seinen Schlaf verzweifelt bitter nötig. Er schloß seinen BMW auf und stieg ein. Aber er fragte sich: Was, zum Kuckuck, hatte der Rausgeschossene Sittencop bloß in diesem Spiegel *gesehen*!

Das letzte, was der Detective aus dem Haus des Jammers hörte, war Leerys herzerreißender Aufschrei: »*Achtung*, Ludwig! *Achtung!*«

2. KAPITEL

Der gehenkte Säufer

Der Schreckliche Tscheche war am nächsten Tag *echt* sauer. Er hatte schauerliche Kopfschmerzen. Seine Schädelbasis tat ihm weh, beide Schläfen taten ihm weh, und oben auf dem Kopf, wo sein dichtes schwarzes Haar von einem weißen Narbenstrang gescheitelt wurde (die Folge eines Granatsplitters, mit den besten Grüßen vom Vietcong aus Khe Sanh), tat's ihm am meisten weh. Sogar seine *Augenbrauen* schienen ihm weh zu tun. Es gab allerdings auch kaum was Geeigneteres als die Innenstadt, die unaufhörlich donnernd, furzend und rülpsend die Umwelt verschmutzte und eine einzige Wolke von Rauch und Gift ausstieß, um einen sowieso schon ausgesprochen brutalen Kater noch zu verschlimmern. Der Schreckliche Tscheche schien regelrecht zu taumeln, als er, zusammen mit dem alten schwarzen Cop Cecil Higgins, auf der vom Smog geschwängerten Alvarado Street seine Runde machte, und man sah ihm an, daß er offenbar echte Mordgelüste hatte. Die versuchte er dann noch in derselben Stunde zu realisieren. Und am nächsten Tag schließlich gelang ihm das tatsächlich. Bevor er jedoch die Mordversuche startete und damit am Ende Erfolg hatte, erlebte der Schreckliche Tscheche einen einigermaßen normalen Vormittag. Der erste Punkt auf dem Tagesprogramm der beiden Streifencops war eine Razzia in Leos Love Palace, einer Alvarado-Bar, in der hauptsächlich Kubaner, Puerторicaner, Mexikanos, Guatemalteken, Dominikaner und Salvadorianer verkehrten. Leo, ein Pima-Indianer, verachtete *alle* diese Latinos aus tiefstem Herzen, sogar noch weit mehr als das riesige Bleichgesicht und den alten Nigger, die ihm gerade mal wieder auf die Bude rückten, um nach dem Rechten zu sehen, und in deren blutunterlaufenen Augen die schiere Agonie stand. Leo mixte den Streifencops, ohne daß sie ihn darum gebeten hätten, sofort ihre Morgen-Alka-Seltzer.

Drei Salvadorianer tänzelten ganz schnell aus der Hintertür,

noch ehe sie ihr Bier zu Ende getrunken hatten, was Cecil Higgins, der gerade seine Dienstmütze abgesetzt hatte und sich den schmerzenden Kopf massierte, zu der Bemerkung veranlaßte: »Da muß ja am Wochenende n irrer Fischzug in Sys Kleiderladen gelaufen sein. Da, die drei, die hatten echte Calvin-Klein-Jeans an.«

»Oh, mein Schädel!« sagte der Schreckliche Tscheche weinerlich. »So schlimm war's ja noch nie. Red bloß nicht so laut, Cecil.«

Gleich nach diesen Worten trank der Schreckliche Tscheche sein Glas mit Alka-Seltzer aus und stöhnte nochmals, und gerade als er den in seinem drahtigen schwarzen Schnurrbart hängengebliebenen Schaum ablecken wollte, kam, fröhlich mit den Fingern schnalzend, ein schwarzer Puertoricaner durch die Tür, dem gleich zwei funkelnagelneue glitzernde Radios das Musikprogramm der Station KROQ in die Ohren dröhnten.

Er sah die beiden verkaterten Blauröcke an der Bar, sagte »Oje« und verzog sich, schnell wie der Blitz, wieder auf die Alvarado Street.

»Scheiße«, sagte Cecil Higgins. »Dieses Arschloch ist heute morgen echt schon der fünfte Dieb, der sich die verdammten Ohren mit solchen brandneuen Krachmachern kaputtmacht. Raymonds Stereo-Center muß übers Wochenende ratzekahl ausgeplündert worden sein.«

»Entweder krieg ich sofort n Lungenzug frischen Smog, oder ich fall tot um, Cecil«, jammerte der Schreckliche Tscheche und tautelte aus Leo's Love Palace auf den belebten Bürgersteig, und der ältere Cop, der sich immer noch seinen kaum noch vorhandenen Skalp rieb, stiefelte hinterher.

»Jesus Christus fährt Rollerskate!« brüllte der Schreckliche Tscheche plötzlich.

»Scheiße, ja, das isser tatsächlich«, nickte Cecil Higgins, und die beiden Streifencops verließen schleunigst den Bürgersteig, damit Jesus Christus, wahrhaftig auf einem Rollerskateboard, vorbeiwedeln konnte.

Er trug einen knöchellangen, schmutzigen grauen Sari und schulterlanges, schmutziges braunes Haar und einen Vollbart, und seine blauen Augen waren weit aufgerissen. Er war ungefähr so schmal wie das Skateboard, auf dem er daherkam, und hätte auf gar keinen Fall das über zwei Meter große Kreuz aus Vierkanthöl-

zern tragen können, wenn er nicht so einfallsreich gewesen wäre, am Fuße seines Kreuzes einen zusätzlichen Rollschuh anzubringen, was nach Ansicht von Cecil Higgins immerhin bewies, daß er wahrscheinlich zwar verrückt, aber nicht dumm war. Seine Mission schien er darin zu sehen, alle zwanzig Meter oder so anzuhalten, das Kreuz auf die Straße zu legen und aus vollem Hals zu schreien: »Bereitet euch auf meine Ankunft vor!«

Und um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen, hatte auch er sich einen von diesen Trommelfellbombardierern fest um den Hals gebunden, einen Apparat, aus dem allerdings wenigstens nicht dieses KROQ-Programm dröhnte. Er hatte statt dessen eine fromme Kassette ausgewählt, auf der über das Leiden Christi berichtet wurde.

»Fragste dich da nicht automatisch, ob dieser Rollerskatechristus nicht sogar der Oberpriester von der Gang is, die Raymonds Stereo-Center leer gemacht hat?« sagte Cecil Higgins äußerst nachdenklich.

»Vielleicht liegt's ja an diesem billigen Gesöff bei Leery«, seufzte der Schreckliche Tscheche. »Aber weißt du, Cecil, manchmal weiß ich echt nicht mehr, was real ist und was nicht real ist.«

»Huh!« grunzte Cecil Higgins. »Bist doch erst dreizehn Jahre dabei, Junge. Wart mal ab, wenn du erst achtundzwanzig Jahre abgerissen hast, so wie ich. Manchmal latsch ich hier meine Runde ab und weiß nicht mehr, ob ich n Pimmel hab oder n Pfannkuchen. Ganz ehrlich, Tscheche, ich weiß schon seit zweiundzwanzig Jahren manchmal nicht mehr so genau, was real is und was nich.«

»Also, ich weiß zwar, daß dieser Rollerskatechristus real gewesen ist«, murmelte der Schreckliche Tscheche mehr zu sich selbst als zu Cecil Higgins, als die Streifencops in ihren blauen Uniformen weitergingen, sehr behutsam und auf weichen Sohlen, damit sich ihre Qualen in Grenzen hielten. »Aber ich weiß es auch bloß deswegen, weil mir von diesem Rollerskategekreisch immer noch der *Schädel* brummt, bloß deswegen.« Dann fügte er noch hinzu: »Ich mein, ich bin mir wenigstens *halbwegs* sicher, daß der Jesus auf diesem Rollerskateboard real gewesen ist.«



Während sich nun der Schreckliche Tscheche, derart von Zweifeln gequält, wie auf Eiern durch sein Revier bewegte, wischte Mario Villalobos, der ebenfalls einen Weltklasse-Brummschädel hatte, einen imaginären Staubfleck vom Dach seines BMW und betrat die Rampart Station durch die Hintertür, wobei er sich fragte, wie viele Einwohner der Stadt wohl noch am Leben sein mochten, nachdem todsicher auch an diesem Wochenende, an dem das Volk zusammengeströmt war, um Muttertag zu feiern, Schießereien, Messerstechereien, Vergewaltigungen und Würgereien an der Tagesordnung gewesen waren.

»Morgen, Mario«, sagte eine junge, fröhliche Stimme. »Hast du einen schönen Muttertag gehabt?«

»Morgen«, antwortete der Detective und steuerte als erstes auf die Kaffeekanne zu.

Er warf lediglich einen ziemlich oberflächlichen Blick auf Chip Muirfield in seinem taufrischen, gelbkarierten Anzug mit Weste und auf das gebräunte, hübsche Gesicht unter dem von der Sonne gebleichten Surferhaar des jungen Detectives. Irgendwie hatte er schon vorher gewußt, daß der junge Mann ihm die Frage stellen würde: »Hast du einen schönen Muttertag gehabt?«

Chip Muirfield war der Neffe des im Ruhestand lebenden Deputy Chiefs Lorenzo Muirfield, der nach seiner Pensionierung vom Bürgermeister in die Ständige Konferenz der Polizeichefs berufen worden war. Chip war bei seinem Jurastudium durch das Abschlußexamen gerasselt, was seinen Onkel Lorenzo zunächst sehr enttäuscht, dann allerdings auch zu dem Entschluß veranlaßt hatte, die Karriere seines Neffen dadurch zu reparieren, daß er ihn energisch in eine Spitzenposition des ja immerhin einst auch mal von ihm selbst erwählten Berufs zu boxen versuchte. (Was die Vetternwirtschaft betraf, saßen in den Filmstudios in Hollywood im Vergleich zum Police Department wirklich die reinsten Waisenknaben.)

Chip Muirfield war gerade siebenundzwanzig Jahre alt und immerhin seit vier Jahren Polizist; die meiste Zeit hatte er allerdings in der Verwaltung zugebracht. Vorübergehend war er aushilfsweise den Detectives der Rampart Station zugeteilt worden, um etwas »Pfeffer« zu kriegen, wie sein Onkel sich ausgedrückt hatte, als er sich um den Job für den Jungen bemühte. Und um Chip noch besser für den schnellen Aufstieg auf der Karriereleiter der Bürokraten zu

präparieren, wozu er ja nun schließlich ausersehen worden war. Allerdings hatte dieser Junge offenbar so viel *Drall*, daß es sicherlich fast unmöglich sein würde, ihn irgendwo anzubinden, wie alle übereinstimmend meinten. Mit wahrer Inbrunst hatte er sich in die Arbeit als Detective gestürzt. Vor allem auf seinen Job bei der Abteilung Mord und Totschlag, weil er sich unheimlich gern Leichen anschaute, je blutiger, desto lieber. Und dann hatte er dort zu seiner großen Freude die Entdeckung gemacht, daß Melody Waters, die einzige Frau beim Mord-und-Totschlag-Team, seinen Hang teilte, sich vom Anblick verstümelter Körper faszinieren zu lassen.

Melody war eine äußerst hübsche Brünnette, so frisch wie eine Knospe, wie manche schwärmten, fünf Jahre älter als Chip und überdies der einzige weibliche Officer beim Los Angeles Police Department mit dem Mumm, ein Schulterhalfter wie Clint Eastwood zu tragen. Nur sehr wenige männliche Detectives hatten den Mumm, ein Schulterhalfter wie Clint Eastwood zu tragen. Chip Muirfield allerdings trug ebenfalls ein Schulterhalfter. Die übrigen Cops meinten, das Ganze sei eine richtige Love Story; ein Ballermann und eine Ballerfrau hätten sich gefunden.

Mario Villalobos saß am großen Schreibtisch der Mord-und-Totschlag-Detectives, rieb sich die schmerzenden Augen, sah sich die beiden glücklichen jungen Würstchen, die sich auf dem Umweg über ihre Schulterhalfter gefunden hatten, nachdenklich an und überlegte, ob er es sich jemals würde leisten können, die grundsätzliche Chance zu nutzen, seinen Job schon nach fünfundzwanzig Dienstjahren hinzuschmeißen. Tatsächlich würde er es sich nicht leisten können, nicht nach der *zweiten* Scheidung, die gerade rechtskräftig geworden war. Nicht mit zwei Teenagersöhnen aus seiner ersten Ehe, für die er Unterhalt zahlen mußte. Er war immer noch dankbar dafür, daß wenigstens seine kurze zweite Ehe kinderlos geblieben war. Dennoch würde er *dreißig* Dienstjahre abreißen müssen, bloß um die höchste Pension zu kriegen. Dabei sehnte er sich jedoch seit langem sehr danach, schon nach fünfundzwanzig Jahren auszusteigen. In diesem Augenblick warf er, rein zufällig, einen flüchtigen Blick auf die Füße von Chip Muirfield. Der Junge trug die nach dreißig, vierzig Jahren heute wieder sehr modernen, todschicken weißen Oxford-Schuhe aus

weichem Veloursleder, die mit dem braunen Rist!

Es war wirklich nicht mehr das Police Department, in das Mario Villalobos damals, in den frühen Sechzigern, eingetreten war, noch vor den Straßenkrawallen und Vietnam, zu einer Zeit jedenfalls, in der solche Dinosaurier wie der Schreckliche Tscheche die Regel waren und ganz sicher nicht die Ausnahme. Der Mario Villalobos III. jener Tage hatte sich geradezu zwanghaft dazu verpflichtet gefühlt, sich bei jedem Polizisten, mit dem er zusammenarbeitete, wegen seines spanischen Familiennamens zu rechtfertigen: »Nein, ich bin kein Mexikaner. Nein, ich bin nicht mal Spanier, verdammt noch mal. Gut, zugegeben, ich hatte n verrückten Großvater, der ist von Spanien gekommen und nach England eingewandert, aber *der* hat nie wieder spanisch gesprochen. Tatsache ist, daß er meine Oma in Wales geheiratet hat. Ich weiß ja, daß ich ne ziemlich dunkle Haut hab, aber ... nee, ich kann auch kein Walisisch! Der einzige, der noch walisisch sprechen kann, ist doch Richard Burton. Und meine Mutter, also, die war wirklich ne waschechte Okie, aus Muskogee in Oklahoma. Wenn ich wirklich Mexikaner war, würd ich's doch *zugeben!*«

Aber wenn er seinen jeweiligen Partner dann endlich mal überzeugt hatte, kam todsicher ein Funkruf aus der Zentrale, er solle sich mit einem Motorradcop oder einer Streifenwagenbesatzung treffen, um für irgendeinen armen Hund von Mexikano, den sie gerade wegen Trunkenheit am Steuer aufgegriffen hatten, den Übersetzer zu spielen. Bloß damit er es dann noch mal runterleiern konnte: »Ja, ja, ich *weiß*, daß ich n mexikanischen Namen hab. Eigentlich ist es eher n spanischer, sicher, aber ich sprech wirklich kein ... Ach, ist doch Scheiße!«

Bis ihm schließlich, eines Nachts bei einem Großeinsatz in Watts 1965, als die halbe Stadt zu brennen schien und eine Feuersbrunst den Himmel im Westen zwanzig Meilen weit erhellte, ein weiser alter Cop aus San Pedro, den sie wegen dieser Straßenkrawalle extra wieder eingezogen hatten, die Meinung sagte: »Junge, ich an deiner Stelle würde aus meinem Namen Kapital schlagen. Ich mein, du läufst hier rum und entschuldigst dich bei jedem, bloß weil du n Namen hast wie n armer Bohnenfresser und tatsächlich ja auch so dunkelhäutig bist, daß du einer sein könntest. Also, ich glaub, da ändert sich im Department noch ne ganze Menge, bis du

erwachsen bist und n Bart kriegst. Ich glaub, wenn dieser ganze Terror hier überhaupt n Sinn und n Zweck hat, werden sie diese ganzen Minoritäten schon ziemlich bald wie die heiligen Kühe behandeln. Ich an deiner Stelle, ich würd ganz *bewußt* Mexikaner sein. Kapierste, was ich meine?»

Und der alte Cop hatte damit *beinahe* recht behalten. Nachdem durch den Civil Rights Act und das Gesetz für Chancengleichheit am Arbeitsplatz die Grundlagen dafür geschaffen worden waren, daß bei der Neueinstellung eines Arbeitnehmers seine Herkunft und seine Rasse keine Rolle spielen durften, machten die Bundesbehörden und die Organe der einzelnen Staaten tatsächlich ganz schön Dampf. Allerdings waren es in erster Linie die Schwarzen, die Asiaten und, quer durch alle Rassen, die Frauen, die von dem moralischen Druck profitierten.

»Er ist n *Bundes-Captain*«, spotteten die weißen Cops dann beispielsweise in Anspielung auf einen kürzlich beförderten Schwarzen, der es (wie sie glaubten) auf quasi einzelstaatlicher Basis nie geschafft hätte. Oder: »Das ist schon wieder einer von diesen *Bundesbrüdern*, die sie uns da dauernd unterjubeln«, als es um einen Minicop wie den nur ein Meter sechzig großen Sunney Kee ging, der, wie sie maulten, nicht bloß Ausländer, sondern auch noch ein Zwerg war.

Der große Run in Richtung Gleichheit und Gleichberechtigung fing allerdings erst richtig an, als diese sogenannten Boat-People nach Los Angeles kamen: die Vietnamesen, Kambodschaner und Laoten. Und die Kubaner. Die Cops hätten Jimmy Carter mit all ihrer überströmenden Liebe ja am liebsten *totgedrückt*, weil er eine Bootsladung Kubaner nach der anderen ins Land gelassen hatte.

Mit den Boat-People kamen die Koreaner, Thais und Chinesen, schließlich die Latinos aus Mittel- und Südamerika. Sie kamen in die Städte, immer in die Nähe der Innenstadt, wo sie für ein Minimum an Lohn und oft für noch weniger von Restaurants, Fabriken und noch schlimmeren Ausbeuterläden angeheuert wurden.

Die Mexikaner allerdings waren schon *zu* lange in der Gegend, als daß sich Weltverbesserer und Aktivisten noch für ihr Schicksal interessiert hätten. Mario Villalobos hatte sich vor Jahren die gigantische Mühe gemacht, in seiner Freizeit drei Jahre lang Spa-

nisch zu lernen, nur um als angeblicher Mexikano bessere Beförderungschancen zu haben, wenn die Zeit reif sein würde. Aber sie wurde es niemals. Natürlich merkten die wirklich aus Mexiko stammenden Cops sowieso, daß er spanisch sprach wie die *Gringos*, die Yankees, die mal im Süden gelebt hatten, aber so ähnlich sprachen ja auch die unzähligen Cops, die zwar aus Mexiko stammten, deren Familien inzwischen jedoch zum Mittelstand gehörten und längst integriert waren. Mario Villalobos hatte nie ausdrücklich behauptet, er sei Mexikaner. Aber er würde auch nie wieder sagen, er sei *keiner*. Das Ganze hatte, alles in allem, nur dazu geführt, daß Mario Villalobos mittlerweile felsenfest von einem überzeugt war: Bohnenfresser, ganz gleich, welcher Schattierung, würden immer und ewig gepiesackt werden. Ihm jedenfalls hatte es nie genutzt, ein getürkter Mexikaner zu sein. Und so, wie sich die Dinge bis heute entwickelt hatten, wäre er viel besser dran gewesen, wenn er von Anfang an einen vietnamesischen Namen gehabt hätte.

Nachdem er es sich auf seinem Stuhl am Schreibtisch der Mord-und-Totschlag-Detectives bequem gemacht hatte, wog er den Stapel mit den Berichten vom Wochenende in der Hand und fragte sich abermals, ob überhaupt noch irgendein Mensch im Distrikt unverletzt geblieben sein konnte.

»Hey, Mario«, sagte Chip Muirfield, »Melody und ich haben uns gerade überlegt, daß wir auf dem Weg zum Coroner, zum Leichenschauhaus, eigentlich ne Brunchpause einlegen könnten. Wülste nicht mitkommen?«

»Brunch?« sagte Mario Villalobos. Mord-und-Totschlag-Detectives und *Brunch!* Wahrscheinlich Eier a la Benedict. Womöglich auch noch ein Gläschen Chardonnay, kalifornischen Weißwein vom Besten?

»Nein, danke«, sagte Mario Villalobos. Dann fragte er: »Was heißt hier Coroner und Leichenschauhaus? Haben sie heute etwa ne Leiche für uns angeliefert?«

»Ja - ne *Sie*. Ne weiße Straßennutte von Santa Monica und Normandie. Der Bericht liegt da in deinem Papierkram ganz unten. Sieht so aus, als ob sie jemand im Wonderland-Hotel vom Dach geschmissen hätte. Fünf Etagen. Wahrscheinlich war's ihr Zuhälter.«

Mario Villalobos sagte: »Wo soll das bloß noch hinführen, wenn

die Zuhälter jetzt anfangen, ihre Sparbüchsen vom Dach zu schmeißen?»

»Nu ja, ich hab bloß vermutet, daß es ihr Zuhälter gewesen ist«, sagte Chip Muirfield. »Der Nachtportier da in dem Bericht sagt, daß er n großen weißen Kerl gesehen hat, der aus East Hollywood kommt, seiner Meinung nach. Hat angeblich Miezen laufen von Santa Monica bis zur Western Avenue.«

»Entweder ist der Nachtportier n Lügner, oder er ist bescheuert«, erklärte Mario Villalobos, verbrannte sich am Kaffee den Mund und schaffte es erst beim zweiten Versuch, sich eine Zigarette anzustecken. Ob er den Wodka vielleicht grundsätzlich sausenlassen und auf Scotch umsteigen sollte? Manche Leute behaupten, daß man davon am nächsten Tag ruhigere Hände hat.

»Warum?«

»Daß die Nigger irgend nem hergelaufenen weißen Ganoven erlauben, seine Mädchen zwischen der Santa Monica und der Western Avenue laufen zu lassen, also das ist genauso unwahrscheinlich, als wenn Margaret Thatcher in Buenos Aires einen draufmachen würde«, sagte Mario Villalobos.

»Na gut, *irgendein* weißer Typ ist gesehen worden, als er am Samstagabend ungefähr um zehn mit dem Fahrstuhl hochgefahren ist, kurz bevor das Mädchen geschrien hat. Die Obduktion fängt heute morgen um halb elf an.«

»Ist denn da noch was zu obduzieren? Die muß doch aussehen wie Erdbeerpudding?«

»Da in dem Bericht steht, daß sie auf das Dach eines kleinen Lieferwagens geprallt ist. Vielleicht ist sie deshalb ja nicht ganz so zermatscht. Übrigens, was hältst du davon, daß wir uns nach meinem Brunch mit Melody gleich beim Coroner treffen?«

Mario Villalobos nickte, schloß die Augen und fuhr sich dann mit den Händen durch sein schlecht gekämmtes Haar, das allmählich grau wurde. *Brunch* mit Melody. Der würd's bestimmt noch bis zum Chief Deputy bringen, wie sein Onkel. Oder zum Senator wie der Chief davor.

Da die beiden jungen Detectives *ihren* Papierkram schon fix und fertig hatten, weil sie bereits vor fünfundvierzig Minuten zum Dienst gekommen waren, räumten sie jetzt hastig ihre Berichte und Fallakten weg, packten ihre Aktenmappen (die von Chip war

nicht aus Plastik wie die von Mario Villalobos, sondern aus Rindsleder und handgenäht) und marschierten los, in einen fröhlichen, wunderschönen Morgen, an dem sie wieder mal das Vergnügen haben würden, zugucken zu können, wie tote Menschen zerschnitten und zersägt wurden und am Ende der Prozedur diesem Steak Tatare ähnelten, das sie zuvor zum Brunch verspeist hatten.

»Die Königin des Debütantinnenjahrgangs und ihr Torjäger«, sagte Mario Villalobos und schüttelte gequält den Kopf. »Mit Schulterhalftern.«

Ausgerechnet in diesem Moment kam, völlig außer sich, ein junger Polizist in den Squadroom, ein sommersprossiges Kerlchen mit veilchenblauen Augen. Er stürzte auf den Schreibtisch der Mord-und-Totschlag-Detectives zu und sagte: »Sergeant! Sie sind doch für Mord zuständig, oder?«

»Ja«, sagte der Detective und versuchte, sich an den Namen des jungen Cops zu erinnern. »Was kann ich denn ...«

»Sergeant. Sie werden's nicht glauben!«

»Kannste mir n Gefallen tun und ...«

»Sergeant!« Der junge Cop wischte sich am Ärmel der blauen Uniform das schweißüberströmte Gesicht ab. »Diese Tüte ist im Lafayette-Park gefunden worden! Zwei-A-vierzig hat sie gefunden, also wir, und ...«

»Das ist nicht mein Revier«, sagte Mario Villalobos. »Sieh zu, daß du Detective Sanford findest und ...«

»Sergeant! Die haben gedacht, daß da dreckige Monatsbinden drin sind. Oder gammelige Taschentücher oder sonstwas. Zuerst haben sie das gedacht. Sah ja echt aus wie ne verfaulte Melone! Alles ganz rot und schwarz!«

»Und was war's dann?« seufzte Mario Villalobos aus tiefster Seele.

»N Kopf!« schrie der junge Cop. »Da war n *Kopf* in dieser Gammeltüte. Ich hab gedacht, es war ne faule Melone. Dabei war's echt n Männerkopf! Jedenfalls glaub ich das! Die anderen passen jetzt da draußen auf. Wir haben die Detectives im Revier angerufen, aber es ist keiner gekommen. Wir haben fünf Minuten gewartet und ...«

»Einen Moment, Junge«, sagte Mario Villalobos. »Erstens ist

das wirklich nicht mein Revier. Detective Sanford wird sich freuen, daß er euch helfen kann. Aber du mußt dich erst mal beruhigen, bevor du ...«

»Sie müssen sich das *angucken*, Sergeant!« schrie der junge Cop. »Es sah aus wie ne faule Melone. Ich hab zuerst gedacht, in der Tüte wären Monatsbinden, und ...«

»Also, reiß dich jetzt endlich zusammen«, sagte Mario Villalobos und rüttelte den sommersprossigen jungen Cop an den Schultern. »Hör mir mal gut zu. Waren da in diesem Kopf noch die Augen drin?«

»Augen? Augen? Klar, ich glaub schon. Ja, klar! Die Augen waren noch drin!« schrie der junge Cop.

»Also bitte, dann kannst du ja nicht mal damit *kegeln*, oder? Siehste nicht selber ein, daß das Ding total *wertlos* ist? Besorg dir n Brauseeis und guck, wo Detective Sanford ist, sobald du dich beruhigt hast. Okay?«

Während Sergeant Mario Villalobos dann seinen üblichen Aktenkram aufarbeitete und der sommersprossige Cop mit den veilchenfarbenen Augen sich beruhigte, indem er sich sagte, daß man mit dem Kopf ja *tatsächlich* nicht kegeln konnte, war der Schreckliche Tscheche auf dem besten Weg, so wütend zu werden, wie man es sein muß, um wirklich einen Mord begehen zu können. Dann rang er sich zu dem Entschluß durch, den Säufer aufzuhängen.

Dieser Säufer war ein besonders abscheulicher Strolch und Pennbruder. Einer von den angeblichen Lumpensammlern, die um den Pico herum und die Alvarado rauf bis zum Freeway mit einer Einkaufskarre herumstromern, um den Eindruck vorzutäuschen, sie würden Blechbüchsen und Flaschen aufsammeln, während sie in Wirklichkeit alles stehlen, was nicht angekettet, abgeschlossen, angeschraubt oder angenagelt ist. Dieser Säufer allerdings war zu allem anderen nicht nur Dieb, sondern darüber hinaus auch noch Fetischist, und er durchstreifte den Mac Arthur-Park auch deshalb, um alten Frauen, die sich nicht wehren konnten, die Unterwäsche zu klauen. Eines Tages hatte er einer Großmutter, die in ihrem Rollstuhl gesessen und ein Nickerchen gehalten hatte, die Strümpfe von den verkrüppelten Beinen gezogen, und er war anschließend von dem Schrecklichen Tschechen bis an

den Rand des Teiches gejagt worden, in den der alte Säufer dann hineingesprungen und nach Duckie Island geschwommen war, so daß man ihn dort am Ende nur mit Hilfe eines Hubschraubers hatte festnehmen können. Die Uniform des Schrecklichen Tschechen war dabei über und über mit Entenscheiße bekleckert worden und hatte zweimal chemisch gereinigt werden müssen. Der Schreckliche Tscheche konnte diesen Säufer wirklich nicht die Bohne leiden.

Sein Name war Elmo McVey. Er war ein ekelhaftes Individuum, trug einen Bürstenhaarschnitt und stank wie das Schlachthaus von Vernon. Im Grunde war es zwar deprimierend, mit anzusehen, wie ihn der Alkohol mehr und mehr kaputt machte, aber in erster Linie kam es dem Schrecklichen Tschechen doch wohl auf das Hühnchen an, das er mit ihm zu rupfen hatte.

Die beiden Cops entdeckten ihn, als sie ihre erste Runde durch den Mac Arthur-Park machten und noch hofften, daß ihnen zur Abwechslung mal keine Arschlöcher, die alten Rentnern das Geld für den nächsten Schuß abluchsten, keine bekannten Visagen aus der Fahndungsliste und keine Trickdiebe, die den Leuten an der Bushaltestelle das Portemonnaie klauten, über den Weg laufen würden. Elmo McVey war weiß Gott der letzte, den der Schreckliche Tscheche sehen wollte, wenn er *derart* sauer war. Aber da war er nun mal.

Der magere Säufer schlich sich gerade an ein junges guatemaltesisches Pärchen heran, das auf dem Rasen lag und rumknutschte. Die beiden hatten offensichtlich irgendwo Beute gemacht, und die lag derzeit, in einer Tragetüte, ein Stück von ihnen entfernt auf einer Holzbank. Die Beute bestand aus einem großen, silbern glänzenden Stereoradio, das zwar nicht eingeschaltet war, aber sehr aufreizend und verführerisch aus der Tragetüte herausguckte. Elmo McVey kroch auf diese Tragetüte zu wie eine rüddige Katze, die sich an eine Heuschrecke heranpirscht.

Der Schreckliche Tscheche sagte: »Am liebsten möchte ich diesen Strolch aufhängen.«

»Das würd ich auch gern«, sagte Cecil Higgins, der natürlich nicht ahnte, daß der Schreckliche Tscheche momentan in der Tat böse genug war, das, was er gesagt hatte, auch zu verwirklichen.

Während sie beobachteten, wie Elmo McVey fünfzig Meter von

ihnen entfernt durch das Gras schlich, kam eine zahnlose Frau mit starkem Bartwuchs am Kinn völlig außer Atem über den Weg quer durch den Park auf sie zugelaufen und sagte: »Officers, sind Sie hinter diesem Drecksack her?«

»Ja, Lady«, antwortete Cecil Higgins. »Was hat er wieder verbrochen? Ihnen das Portemonnaie gestohlen?«

»Er hat mir meinen BH gestohlen!« antwortete die Frau mit dem starken Bartwuchs. »Von der Wäscheleine direkt vor meinem Fenster.«

Cecil Higgins nahm die Dienstmütze vom Kopf und rieb sich seinen spärlichen Skalp, der nicht zuletzt durch seine zahllosen Experimente mit nutzlosen Haarwuchsmitteln seinen schokoladenfarbenen Schimmer allmählich zu verlieren drohte. Die anderen Cops sagten, Cecils Kopf sähe allmählich aus wie eine Kaffeebohne, die mehr und mehr zerbröckelt. Er hatte sogar schon das Pflege- und Färbemittel Lady Clairol ausprobiert, hauptsächlich für seinen Schnurrbart, der allerdings, wenn er ihn nicht ständig behandelt hätte, tatsächlich wohl längst schneeweiß gewesen wäre. »Lady, das is sogar für Elmo McVey ein starkes Stück«, sagte Cecil Higgins. »Ich möcht wirklich mal wissen, was er mit nem BH Größe fünfzig mit Spezialkörbchen anfangen will. Muß doch verdammt schwer zu verscheuern sein, könnt ich mir vorstellen.«

»Ich verlange von Ihnen, daß Sie ihn ins Gefängnis bringen!« sagte die Frau mit dem starken Bartwuchs. »Der ist doch der letzte Dreck.«

»Bei so widerlichen Säufern wie dem krieg ich immer sofort Kopfschmerzen«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Am liebsten würd ich diesen Säufer aufhängen.«

»Is noch viel zu gut für ihn, wenn Sie mich fragen«, sagte die Frau mit dem starken Bartwuchs. Dann drehte sie sich um, immer noch zutiefst entrüstet, und lief schnaufend den Weg durch den Park zurück.

Er hörte die beiden gar nicht erst kommen. Elmo McVey wurde plötzlich am Rücken seiner Armydienstjacke gepackt und einen halben Meter hoch in die Luft gehoben, und er blickte in die inzwischen völlig verrückten grauen Augen des stärksten, größten und zweifellos *bösartigsten* Cops der Rampart Division. Der Schreckliche Tscheche ließ ihn einen Augenblick baumeln, und er

sah, wie er da so zappelte und zischte, einer rüudigen Katze tatsächlich erstaunlich ähnlich.

»Ich hab nix gemacht«, fauchte Elmo McVey. »Ich wollt bloß hören, wie das Baseballspiel steht!«

»Da *läuft* kein Baseballspiel, Elmo«, sagte Cecil Higgins, während der Schreckliche Tscheche den Säuer immer noch am Genick hochhielt und ihn anstierte.

»Na gut, ich hab *irrtümlich* geglaubt, daß n Baseballspiel läuft, ganz ehrlich«, sagte Elmo McVey. »Einmal n Fan von den Mets in New York, immer n Fan von den Mets in New York. Ich hab gedacht, die Los Angeles Dodgers würden heute in New York spielen. Bloß deshalb wollt ich gerade das Radio da vorn einschalten, damit ich hör, wie's im Augenblick steht, ganz ehrlich, sonst wollt ich gar nix.«

»Warum gehste nicht *ganz* zurück nach New York, Elmo?« sagte Cecil Higgins, und der Schreckliche Tscheche ließ den versoffenen Penner zwar wieder runter, hielt ihn aber nach wie vor am Genick fest.

»Zu kalt in New York. Hier, Los Angeles, das ist die richtige Gegend für mich«, sagte Elmo McVey, der sich äußerst unbehaglich fühlte, weil der Schreckliche Tscheche mit seiner riesigen Catcherhand immer noch seinen mageren Hals umklammert hielt.

Schließlich meinte der Schreckliche Tscheche: »Ich hab dir tausend- und abertausendmal gesagt, daß du dich in die Main Street verpissen sollst, Elmo, in die Innenstadt. Hab ich's dir tausend- und abertausendmal gesagt oder nicht?«

»Ich kann diese Main Street nicht leiden. Gibt da viel zu viele Saufbrüder«, sagte Elmo McVey und schaute dem Schrecklichen Tschechen angstschlotternd in die sichtlich geistesgestörten grauen Augen.

»Na gut, ich sag's dir nie wieder«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Was hamse vor?« fragte Elmo McVey.

»Ich hab vor, dich aufzuhängen!« antwortete der Schreckliche Tscheche.

Und während der Schreckliche Tscheche Elmo McVey in südlicher Richtung durch den Mac Arthur-Park führte, marschierte Cecil Higgins zögernd hinterher und fragte sich, was für eine miese

Show hier wohl noch ablaufen sollte. Irgendwie war ihm das alles gar nicht geheuer, weil der Schreckliche Tscheche heute noch bekloppter als sonst aus seinen beklopten Augen guckte. Aber vielleicht liegt's ja bloß am Kater, sagte sich Cecil Higgins am Ende seiner Überlegungen. Bis sie in diese einsame Gasse östlich der Alvarado und nördlich der Achten Straße kamen.

»Ich hab mir die Stelle gemerkt, als wir gestern hier vorbeigekommen sind«, sagte der Schreckliche Tscheche zu Cecil Higgins, als sie die Gasse erreichten.

»Welche Stelle hast du dir gemerkt?« Cecil Higgins blickte sich um. Die schmale Gasse war tatsächlich weit weg von jedem Verkehr und erstaunlich ruhig. Ein paar Holzkisten lagen herum, als Grenze zwischen einem pinkfarbenen, von oben bis unten mit Stuck verzierten Apartmenthaus, in dem zahllose Latinos hausten, die noch nicht eingebürgert waren, und einem Lager für Autozubehör, das mit mehr Alarmanlagen, Stacheldraht und Eisengittern gesichert war als das Staatsgefängnis von Folsom. Abgesehen von diesen Holzkisten und dem Wrack eines Fahrrads gab es in der ganzen Gasse keine Spuren menschlichen Lebens.

»Das da hab ich mir gemerkt«, sagte der Monstercop.

Versteckt hinter einem Abflußrohr, das offenbar seit langem von dem Haus abgerissen worden war, hing ein gut sechs Meter langes Stück Seil, das irgend jemand mal an der letzten Stufe einer Feuerleiter angebracht hatte, die derzeit ihrerseits nur noch von einem verrosteten Draht in Höhe der zweiten Etage festgehalten wurde. Mit ungewöhnlichem Eifer fing der Schreckliche Tscheche an, in das ölverschmierte Seilstück eine Schlinge zu knüpfen.

Cecil Higgins und Elmo McVey schauten sich verbiestert an, und Elmo McVey kicherte unbehaglich und sagte: »Ich denk, die Todesstrafe ist in diesem Staat abgeschafft worden.«

»Nee, sie is wieder in Kraft«, sagte Cecil Higgins. »Aber sie is seit ewig nich mehr vollstreckt worden.« Dann sagte er zu seinem Partner: »Hey, Tscheche, was *machste* denn da, zum Henker?«

»Ich hab ihm tausend- und abertausendmal gesagt, er soll seine Show auf der Main Street abziehen«, sagte der Schreckliche Tscheche, während er den Knoten festzog und ihn an eine Stelle rutschen ließ, an der er eine Schlinge im Seil markierte, die ungefähr auf einen Nacken mit der Kragenweite fünfunddreißig paßte.

Dann machte er die Schlinge ziemlich weit auf, ließ das Seil von der Feuerleiter herunterbaumeln, überquerte mit drei großen Schritten die Gasse und hob eine der Holzkisten auf.

»Das ist zwar nicht gerade der ideale Galgen«, sagte der Schreckliche Tscheche, »aber es ist alles, was wir haben.« Er stellte die Holzkiste unter die Schlinge und sagte: »Ich hab dir tausend- und abertausendmal gesagt ...«

»Geht das nich langsam zu weit?« winselte Elmo McVey nervös. Er hatte schlauerweise beschlossen, sich direkt an den schwarzen Cop zu wenden, der zwar auch bloß ein finster aus der Wäsche blickender alter Nigger zu sein schien, für Elmo McVey jedoch nichtsdestoweniger viel sympathischer war als der riesige Verrückte, dessen ganzes Gesicht nur aus Augenbrauen zu bestehen schien.

»Komm, Tscheche, wir hauen ab und gucken, daß wir was Anständiges zwischen die Kiemen kriegen«, schlug Cecil Higgins vor, und inzwischen klang auch seine Stimme ziemlich nervös. »Gegen Kater is n bißchen Gumbosuppe immer ...«

Aber plötzlich stellte der Schreckliche Tscheche den rädigen Saufbruder auf die Kiste, so daß der das silberne Rangabzeichen an der Dienstmütze des Streifencops direkt vor Augen hatte. Dann packte der Schreckliche Tscheche den Säufer, der sich angstvoll wand, an der Kehle, streifte ihm blitzartig die Schlinge über den Kopf und zurrte sie fest. Der Monstercop trat zurück und vergewisserte sich, daß die Füße des Penners auf keinen Fall weniger als einen halben Meter über dem Erdboden baumeln würden.

»Jungs, das finden sicher nich alle komisch«, kicherte Elmo McVey und griff nach dem Seil. »Ich mein, mich haben die Cops ja schon zwischen Manhattan und Malibu in die Mangel genommen. Ich kenn euern Sinn für Humor ja inzwischen. Aber nu könnt ihr eigentlich mal Nägel mit Koppen machen und mich in n Knast bringen oder ... oder ...« Dann sah er zum allerersten Mal richtig *tief* in die verrückten grauen Augen des Schrecklichen Tschechen. »Oder ... oder haut mich meinetwegen windelweich, bis ich mir in die Hosen scheiß! ODER TUT WENIGSTENS WAS VERNÜNFTIGES!«

»Komm, wir essen n paar Löffel Gumbosuppe, Tscheche«,

sagte Cecil Higgins. »SOFORT!«

»Scheiß drauf. Woher weißte überhaupt, daß Elmo real is?«
sagte der Schreckliche Tscheche.

Und er trat so kräftig gegen die Kiste, daß sie quer über die Gasse flog.

In demselben Moment, in dem Elmo McVey den Boden unter den Füßen verlor, krachte auch die Feuertreppe runter. Der rostige Draht, an dem sie gehangen hatte, hielt das Gewicht des Säufers nicht mehr aus, und beide, die Feuertreppe und Elmo McVey, knallten auf die Erde. Die Feuertreppe hätte um ein Haar Mus aus Cecil Higgins gemacht, der entsetzt aufkreischte und in letzter Sekunde gerade noch in einen Torweg springen konnte. Sie verfehlte den Schrecklichen Tschechen um weniger als einen halben Meter, aber er nahm von der Gefahr offenbar gar keine Notiz.

»Oh, Scheiße!« sagte der Schreckliche Tscheche. »Am besten binden wir das Seil da oben am Geländer fest und versuchend noch mal.«

Jetzt aber nahm Cecil Higgins dem Säufer, der quiekte und nach Luft schnappte und dessen Gesicht fast so blau war wie die Uniformen der Cops, das Seil vom Hals.

»Er ... er ...« Elmo McVey krächzte und hustete und stotterte, betastete die Stelle an seinem Hals, wo die Haut durch das Seil wundgescheuert und aufgerissen worden war, schnappte noch ein paarmal kräftig nach Luft und sagte schließlich: »ER HAT MICH GELYNCHT!«

»Reg dich ab, Elmo«, sagte Cecil Higgins und staubte dem Säufer die ausgerangierte Armyjacke ab. »Mach bloß keine Riesengeschichte aus der Sache.«

»ER WOLLTE MICH AUFHÄNGEN!« schrie Elmo McVey heiser, während der Schreckliche Tscheche seelenruhig damit beschäftigt war, die Schlinge zu erneuern, und sich gleichzeitig nach einem besseren Galgen umsah.

»Elmo, wenn ich du war«, sagte Cecil Higgins, »würdest du ... *Alpträum*, daß da n Cop versucht hat, dich aufzuhängen, ganz schnell vergessen. Ich mein, wenn ich du war, würdest du mir meinen Partner echt noch mal ganz genau angucken und mit Sack und Pack ganz schnell in Richtung Main Street verduften.«

»Ich verlang n Rechtsanwalt!« schrie Elmo McVey.

»Elmo«, sagte Cecil Higgins, dem das Entsetzen noch in den Knochen saß, »wenn du da wirklich ne alberne Anzeige machst, daß dich fast einer gelyncht hält und all so was, meinst, das würd dir irgendwer glauben? Und selbst wennse dir glauben würden, was meinst wohl, was der Schreckliche Tscheche mit dir macht, wenn er dich nächstens wieder mal in ne Gasse jagt? Ich wette, der würd dir beim nächsten Mal eben nicht bloß den *Hals* langziehen, bis du hin bist, darauf verwett ich doch meinen Kopf.«

Dann griff Cecil Higgins in die Tasche und holte zwei Dollar raus. »Los, hau ab und sieh zu, daß du dir n Fläschchen besorgst, und vergiß diesen ganzen Blödsinn. Und pack deinen Scheißkram zusammen und zieh deine Show endlich in ner anderen Gegend ab.«

Elmo McVeys Augen waren so groß wie Pokerchips, aber sein Gesicht war nur noch ganz leicht lavendelfarben, als er dann tatsächlich aus der Gasse abhaute, wobei er sich allerdings immer noch das Genick massierte. »Na fein«, sagte er, »die Main Street hat ja auch ihre guten Seiten. Da gibt's ne Mission da unten, die kochen gar nich so schlecht, und *zuviel* von diesem Jesussscheiß muß man sich auch nicht anhören. Und wenn man da schon mal BHs und Strumpfhosen klaut, steht wenigstens nicht gleich die *Todesstrafe* drauf.«

Als später die durch das Seil wundgescheuerte und aufgerissene Stelle abgeheilt war, wußte Elmo McVey kaum noch, ob diese ganze Aufhängerei nicht doch bloß irgendein fürchterlicher Säufertraum gewesen war. Nicht mal er war sich sicher, ob es real gewesen war.

Fünf Minuten nachdem er den Galgen und das Seil weggeschafft hatte, aß der Schreckliche Tscheche an einem Imbißwagen ein Burrito mit Fleisch und Bohnen, und der alte Streifencop schnorrte bei dem mexikanischen Verkäufer eine Tasse Kaffee und sagte sich, daß es an der Zeit sei, mal eine sehr ernsthafte Unterhaltung zu führen.

»Eigentlich sollte man an so ner Kakerlakenkarre überhaupt nichts essen«, empfahl Cecil Higgins dem Schrecklichen Tschechen, der inzwischen Traubenlimonade trank und auch das nächste Burrito mit der Gier von Leuten, die einen schauerlichen Whiskey-Kater haben, runterschlang.

»Ach, Scheiße, noch einen«, sagte der Schreckliche Tscheche, obgleich er das Maul noch voller Tortilla hatte. Der Mexikaner, der solchen Schnorrercops schon von Tijuana bis Los Angeles Burritos spendiert hatte, buchte die Freistücke kurzerhand von seinem Konto für Öffentlichkeitsarbeit und Kontaktpflege ab.

Nachdem die scharfe Soße dem Schrecklichen Tschechen dann zu einem wohltuenden Rülpsen verholten hatte und er sich weniger schlecht gelaunt fühlte, nahm der alte Streifencop seinen riesenhaften Partner behutsam beim Arm und führte ihn zu einer Bank direkt am Teichufer im Mac Arthur-Park. Und als der Schreckliche Tscheche mit seiner Brauselimonade fertig war, sagte Cecil Higgins: »Weißte was, Junge? Mir ist aufgefallen, daß du in der letzten Zeit gar nicht mehr so besonders fröhlich bist!«

»Tatsächlich nicht?« sagte der Schreckliche Tscheche und rülpsste abermals, wobei ihm ein Stück grüne Chilischote aus dem Mund rutschte und in seinem drahtigen schwarzen Schnurrbart hängenblieb.

»Nee, wirklich nicht. Kann das mit deiner Scheidung zusammenhängen?«

»Also, die macht mir eigentlich nix mehr aus. An so was bin ich ja gewöhnt nach drei Scheidungen. Ich bin so pleite, daß da kaum noch was für die Advokaten zu holen ist.«

»Wahrscheinlich kommt's ja auch vom Saufen«, vermutete Cecil Higgins. »Wahrscheinlich sollte man nicht jede Nacht bei Leery rumhängen.«

»Also, da glaub ich ja eher, daß ich erst richtig verrückt würde, wenn ich nicht jede Nacht bei Leery rumhängen könnte«, sagte der Schreckliche Tscheche.

Cecil Higgins, der von der letzten Nacht selber noch halb besoffen war, ließ sich von dem grünen Stück Pfefferschote im Schnurrbart des Schrecklichen Tschechen mittlerweile förmlich hypnotisieren. Er nahm sich schließlich doch zusammen, rupfte das scharf gewürzte Stück heraus und warf es in den Teich, wo es sofort von einer weißen Ente verschluckt wurde, die daraufhin völlig aus dem Häuschen geriet und entsetzlich zu quaken anfang.

»Ich weiß, woran das liegt!« schrie Cecil Higgins mit einem Mal. »Das liegt bloß an dieser verfluchten Zeitung. Du wirst verrückt, weil du immer was aus der *Los Angeles Times* vorliest!«

»Glaubste das wirklich?« sagte der Schreckliche Tscheche.
»Glaubste wirklich, daß ich verrückt werd?«

»Junge, die *Times* is echt nich gut für deinen Kopf«, sagte der alte Cop. »Du nimmst da alles viel zu ernst.«

»Vielleicht haste recht.« Der Schreckliche Tscheche nickte.
»Aber werd ich denn *wirklich* langsam verrückt, Cecil?«

»Tscheche, du weißt doch, daß sie das Aufhängen in diesem Staat praktisch seit, warte mal, achtzig Jahren abgeschafft haben. Außerdem haben sie auch seit Jahren keinen mehr vergast. Ich mein, der Polizeichef, der Bürgermeister, die Liga für Menschenrechte und auch dein Pflichtverteidiger, wenn's erst mal soweit ist, daß du einen brauchst, die Gesellschaft für Menschenrechte, sogar die Anonymen Alkoholiker, also ungefähr *alle*, die mir da einfallen, die reagieren da bestimmt ausgesprochen sauer und sperren dich sofort ein, wennste Säufer aufhängst.«

Daraufhin blickte der Schreckliche Tscheche Cecil Higgins mit seinen grauen, wie irrsinnig flackernden Augen direkt an und sagte: »Aber wieso bist du dir denn überhaupt so *sicher*, Cecil, daß der Säufer *real* war?«

»Oh, leck mich am Arsch!« schrie Cecil Higgins, sprang auf und knallte seine Dienstmütze auf die Bank.

Dann riß er seinen Schlagstock raus und prügelte wie verrückt auf eine Palme ein, bis ihm ein kleiner Palmenast auf die schütterere, schuppige Birne fiel, und er sagte: »Nu fängste schon wieder mit diesem *Real-Scheiß* an!«

»Cecil, nu werd nicht sauer!« bat der Schreckliche Tscheche.
»Überleg mal, die Chefrichterin vom Supreme Court sagt, die Schmuggler sollten ihre Gucci-Koffer demnächst nicht mehr abgenommen kriegen und sich für ihren Stoff keine schnüffelsicheren Extracontainer mehr kaufen müssen. Kannst du das kapieren? Sogar nem Hund treten sie in die Eier, weil er angeblich illegal durchsucht und beschlagnahmt hat. Kannst du das *kapieren*?«

»Was kapieren?«

»Das ist nicht *real*. Ich meine, das ist nicht *wirklich* real auf ne ... auf ne ... ne *philosophische* Weise.«

»Scheiß-philosophisch!« stöhnte Cecil Higgins. Dann marschierte der alte schwarze Cop auf und ab und schnaubte immer wieder angeekelt vor sich hin. »Ich hält's ja wissen müssen. Seit

dem Tag, an dem du den Abendkursus am Los Angeles City College belegt hast. Bis dahin war Chilisoße das schwerste Fremdwort, das du jemals gebraucht hast. Philosophisch. Leck mich doch am Arsch. Dieser Abendkursus hat dir dein verdammtes Gehirn ja noch schlimmer zermatscht als die *Los Angeles Times*.«

»Aber du hast doch gerade selber gesagt, Cecil, daß sogar einer wie *du* nicht immer weiß, was nu eigentlich ... was *wirklich* real ist und was nicht.«

Da setzte sich Cecil Higgins wieder auf die Bank. Obgleich er ebenfalls ein stämmiger Mann und sicherlich über einsachtzig groß war, wenn er sich kerzengerade hinstellte, mußte er zu dem Schrecklichen Tschechen, der auch im Sitzen ein ausgesprochener Riese war, aufblicken. Ähnlich wie John Wayne in manchen seiner Filmrollen war der Schreckliche Tscheche allerdings auch ein ziemlicher Maulheld.

»Okay, Tscheche, ich sag dir dann mal, was *real* is«, sagte Cecil Higgins. »Real is, daß es jedem, ich mein, jedem *Zivilisten*, außer diesem fetten Weib mit dem Schnurrbart, völlig schnurz und piepe ist, was *wirklich* real is, wennste erst mal angeklagt bist, nachdem du n Sauf- und Pennbruder aufgehängt hast. Also, wennste demnächst trotzdem darauf bestehst, daß du diese Sauf- und Pennbrüder oder sonstwen aufhängst, wirste's todsicher erleben, daß sie dir n paar Kopfjäger von der Abteilung für Interne Angelegenheiten hinterher jagen, um dich in n Knast zu schmeißen, und am Ende verfrachten sie dich tatsächlich nach San Quentin. Und da oben in Q, da gibt's dann beschissenerweise diese unheimlichen Niggerganovengangs, diese Muslims und wie die alle so heißen. Und eines schönen Tages im Gefängnishof kommt dann der alte Elijah X oder irgend n anderes kahlgeschorenes Arschloch her und gibt n Angriffsbefehl, und dann springen dir alle diese Niggertypen auf einmal auf die Knochen und reißen dir deine Hose runter, und ungefähr achtzig von diesen Säcken legen dich dann erst mal um und stecken dir mehr Röhren in deinen Arsch, als je in die gottverdammte Alaskapipeline reingesteckt worden sind, als die gebaut worden ist, und dann sieht dein herrliches Arschloch hinterher aus wie der Second-Street-Tunnel, und dann kannst dich zwar noch mit deinem Arsch und den paar Knöchelchen, die komischerweise noch heil sind, wegschleppen, aber real gebrau-

chen kannst du von denen kaum noch welche für den Rest deines beschissenen Lebens, was dann außerdem auch noch ganz beschissen real kurz ist. UND GENAU DAS IST DANN DIE REALITÄT! HASTE KAPIERT?»

Es war mit Abstand die längste Rede, die Cecil Higgins jemals gehalten hatte. Der Schreckliche Tscheche schien von ihr äußerst beeindruckt zu sein. »Okay, ich häng keine Säufer und Penner mehr auf«, sagte der Schreckliche Tscheche, »aber dafür mußt du mir versprechen, daß du nicht plötzlich den Antrag stellst, auf einmal mit nem anderen Partner zu arbeiten. Du bist doch inzwischen der einzige Mensch, mit dem ich noch reden kann.«

Momentan schienen die verrückten grauen Augen des Schrecklichen Tschechen ausnahmsweise mal nicht ganz so zu glühen. Der alte Streifencop wischte sich eine kleine Palmnuß von der schuppigen Birne, sah sich diese Augen an und mußte - ja, er mußte es tatsächlich zugeben: allmählich fing dieser riesenhafte Verrückte an, ihm ans *Herz* zu wachsen. Aber schließlich hatte ja, um die Wahrheit zu sagen, auch Cecil Higgins sonst keinen, mit dem er vernünftig reden konnte, mal abgesehen von den übrigen armen Säcken, die sich regelmäßig in Leerys Saloon versammelten.

»Okay, Junge«, sagte Cecil Higgins. »Ich verspreche dir also, ich werd mit dir zusammenarbeiten, bis ich meine Pension für dreißig Dienstjahre krieg. Was ich wahrscheinlich so und so nich mehr erleb. Ich hoff allerdings, daß ich nich irgendwann doch noch in San Quentin lande, mit nem Arschloch, das so ausgeleiert ist, daß da echt n Autoscooter drin rumgurken kann.«

3. KAPITEL

Das störrische Stäbchen

Melody Waters und Chip Muirfield fühlten sich im Anschluß an ihren Brunch, bei dem sie tatsächlich Steak Tatare zu sich genommen hatten, rundum satt und gut. Sie hatten *keinen* Chardonnay getrunken, wie Mario Villalobos vermutet hatte; sie hatten sich mit Perrier begnügt. Angefüllt mit Steak Tatare und dem Wasser, das derzeit »in« war, hatten die jungen Detectives dann das getan, was sie wirklich am liebsten taten: sie waren zum Coroner gegangen, zum Leichenschauhaus, und dort beglotzten sie jetzt die verstümmelten und zerschnittenen Kadaver, die einst Menschen gewesen waren.

Zuerst hatten sie sich draußen im Vorraum mit einer Leiche amüsiert, die auf einer Jutematte lag. Einen Mexikaner hatte man dreimal in die Brust geschossen, bloß weil er während einer Auseinandersetzung zwischen zwei Gangs auf der falschen Straßenseite gegangen war und bloß weil dann dem Blutgesetz der einen Gang mit seinem Ableben Genüge getan werden mußte, obgleich er mit dem Streit effektiv nichts zu tun gehabt hatte. Chip Muirfield, der hinter den Toten getreten war, machte den Sack, der den Kopf verhüllte, auf, hob den Kopf leicht an und tat so, als würde der tote Mann, der mit traurigen, starren Augen in die Gegend blickte, auf alle Fragen antworten, die Melody Waters ihm stellte.

»Wie gefällt Ihnen denn hier die Unterkunft?« kicherte Melody.

»Is okay«, sagte Chip mit Grabesstimme und schüttelte den Leichensack, so daß die Leiche nickte.

»Aber allzu lange möchten Sie hier ja wahrscheinlich nicht bleiben, oder?« fragte Melody die Leiche.

»Nee, so okay isses nun auch wieder nich«, sagte Chip mit seiner Grabesstimme, wobei er den Sack so bewegte, daß die Leiche den Kopf schüttelte.

Sie hörten erst damit auf, als Mario Villalobos sie überraschte und sagte: »Wie war's, wenn ihr eure makabren Witze mal sausen

laßt und euch statt dessen wenigstens n *bißchen* um euren Job kümmert?«

Während Mario Villalobos auf die Ankunft der beiden Schulterhalfter-Prachtkinder gewartet hatte, war er endlich dazu gekommen, die Fallakte wenigstens kurz zu überfliegen. Dies war immerhin sinnvoller, als im Autopsieraum herumzulungern und darauf zu warten, daß sie Missy Moonbeam ausweiden würden wie die mit köstlichem Häagen-Dazs-Eis gefüllte Honigmelone, die Chip Muirfield und Melody Waters zum Nachtschiff verspeist hatten. Es war sicherlich auch sinnvoller, als vom Anfang bis zum Ende zuzugucken, bloß um schließlich zu sehen, wie der Obduktionsgehilfe die zum Schluß völlig leere Leiche doch nicht mit kleinen Häagen-Dazs-Eiskugeln füllte, sondern die daneben liegenden und wirr durcheinandergeworfenen Eingeweide förmlich wieder hineinschaufelte, derselbe Mann im übrigen, der dann sicherlich auch noch die Innenseite des hirnlosen Schädels mit weichen Papiertüchern auswischen würde, um die dann wiederum ganz zum Schluß, wenn alles fertig war, gemeinsam mit seinem alten Butterbrotpapier in den leeren Schädel zu stopfen.

So, wie es jetzt aussah, war Thelma Bernbaum alias Missy Moonbeam eines jener bedauernswerten Geschöpfe gewesen, bei denen die »Begräbnisfeierlichkeiten« sicherlich nur aus wenigen gemurmelten Worten bestehen würden, die einem ausgesprochen mies gelaunten Bestattungsunternehmer abverlangt wurden, einem Mann, der sich sowieso von der Stadtverwaltung begaunert fühlte, weil ihm zugemutet wurde, die Leiche für den schäbigen Betrag, der im allgemeinen für das Wegschaffen einer kleinen Nutte zur Verfügung stand, auch noch in einem Behälter unter die Erde zu bringen, das entfernt an einen Sarg erinnerte.

In einer Zeit der Rezession und der Arbeitslosigkeit würden sich die nächsten Verwandten von Thelma Bernbaum in Omaha sicherlich dagegen sträuben, für die Beerdigungskosten geradezustehen, und sie würden vermutlich auch kaum bereit sein, einen Haufen hart verdienter Dollars auszugeben, bloß damit das, was noch von Thelma übriggeblieben war, an jenen Ort zurückgebracht wurde, von dem sie ohnehin stets gesagt hatte, er sei ungefähr so anregend und stimulierend wie der Archipel Gulag. (Thelma hatte damals immerhin das eine oder andere Buch gelesen.

Was hätte sie denn in Omaha sonst auch machen können?)

Aber vom Tag ihrer Ankunft in Hollywood an hatte sie jegliches Lesen außer der Lektüre von *Daily Variety* und *The Hollywood Reporter* aufgegeben. Sie hatte das Lesen ganz und gar aufgegeben, als ihre Dollars futsch waren und damit auch ihre Hoffnungen und Träume. Und wenn in Hollywood die Hoffnungen und die Träume erst mal weg sind, kann man sich den Arsch bloß noch mit Schmirgelpapier abwischen, wie's heißt. Und das tut *sofort* und nicht etwa erst, wenn man endgültig im Keller ist, verdammt weh.

Angefangen hatte sie dann als Callgirl für fünfhundert Dollar die Nacht. Selbst auf dem Polizeifoto war noch zu erkennen, daß sie mal ein hübsches Mädchen gewesen sein mußte. Dann das Unvermeidliche: Hasch, Schnüffelkram, Wachmacher, Schlafmacher, Muntermacher, Koks. Wegen Heroin war sie zwar nie geschnappt worden, aber todsicher hatte sie auch das mal versucht. Nach einer Festnahme war sie, voll mit Koks bis zur Halskrause, in einem Zustand ins Krankenhaus gekommen, in dem sie achtzehn Stunden hintereinander quasi aufrecht im Bett stand, ohne Ruhe finden oder schlafen zu können.

Auf dem letzten Polizeifoto sah Missy Moonbeam aus, als wäre sie allmählich doch ein Fall für den Exorzisten gewesen. Mario Villalobos gab einen seiner typischen, seltsam traurigen Seufzer von sich, steckte sich eine neue Zigarette an und schaute auf die Uhr. Es handelte sich da ganz offensichtlich um einen Marathonbrunch. Er sagte sich, er hätte sich vom Lieutenant im Endeffekt doch nicht bequatschen lassen sollen, Chip Muirfield für die Zeit, in der der Junge seinen »Pfeffer« kriegen sollte, unter die Fittiche zu nehmen, ausgerechnet auch noch mit Hilfe von Melody Waters. Der reguläre Partner von Mario Villalobos, Maxie Steiner, erholte sich gerade von einem Herzanfall, den er seinen Besuchen in Leerys Saloon verdankte, und außerdem einer Hungerkur, seinem allgemeinen Mangel an Bewegung, zwei Schachteln Zigaretten am Tag, nächtlichen Begegnungen mit Mördern, einer kaputten Ehe und einer Scheidung. Haargenau dasselbe also, was Mario Villalobos auch schon hinter sich hatte, allenfalls mit dem Unterschied, daß Maxie Steiner zehn Jahre älter war als Mario Villalobos und daß Mario *zwei* kaputte Ehen und Scheidungen hinter sich hatte.

Diese unerfreulichen Gedanken veranlaßten Mario Villalobos,

doch mal in den Raum reinzugucken, direkt auf einen Lungenflügel, den ein Obduktionsgehilfe auf einen Stahltisch plaziert hatte und der aussah wie ein Stück Kohle. Der arme Teufel, den sie hier gerade auseinandernahmen, hatte wahrscheinlich genausoviel gequalmt wie Maxie Steiner, der seinerseits immer meinte, er rauche *fast* soviel wie Mario Villalobos. Die Vorstellung, daß die Uhr eines Tages ausgerechnet mal durch irgendwas so Unbarmherziges wie Lungenkrebs zum Stillstand gebracht werden könnte, jagte Mario Villalobos einen Scheißschrecken ein. Sicher war's dann schon besser, seinem 38er in die Mündung zu gucken und kurz abzudrücken. Als er nochmals auf diese Lunge starrte, die wirklich wie ein Stück Anthrazit schimmerte, wurde er sofort so nervös, daß seine Hände heftig zu zittern begannen. Um sie wieder ruhig zu kriegen, steckte er sich eine Zigarette an, die dreizehnte des Tages.

Also gut, wenn er nicht an Lungenkrebs sterben würde, wenn die Midlife-Crisis doch nicht das Ende war und wenn er dieses Gefühl von Angst und Verzweiflung, das mehr oder weniger seine sämtlichen wachen Momente überschattete, wider Erwarten überleben sollte, mußte er sich allmählich doch wohl mal den lichtereren Seiten seines Daseins zuwenden, sagte er sich. Sein jüngster Sohn Alec war inzwischen fast achtzehn, was bedeutete, daß er die Kindergeldzahlungen für ihn bald einstellen konnte. Sein älterer Sohn Frank (er hätte seinen Jungen nie das Handicap eines spanischen Vornamens wie Mario in Verbindung mit dem Nachnamen Villalobos zugemutet) war an der San Diego State University gut untergebracht, wo er im Hauptfach Surfhäschen studierte, was nur dadurch möglich war, daß sein Vater sich allmonatlich zweihundert Dollar aus den Rippen schnitt. Über diesen Zuschuß ärgerte sich der Detective allerdings lange nicht so wie über die Kindergeldzahlung für Alec, zu der ihn das Gericht *verdonnert* hatte. Auf jeden Fall aber würde er diese vom Gericht verfüigten Zahlungen ja bald einstellen können, und dann konnte er Alec direkt Geld schicken, ganz aus freien Stücken. Er würde immer noch Schulden haben wie ein Weltmeister, aber zumindest hätte er sie *freiwillig*, und das war der feine Unterschied. Ein Mann wie Mario Villalobos mußte sich zumindest *vormachen* können, über sein Geschick selbst bestimmen zu dürfen, auch wenn er auf der anderen Seite

lange genug Cop war, um zu wissen, daß in der Welt, in der er zu Hause war, die Launen des Schicksals sicherlich eher vorherbestimmt als irgendeiner Art von freiem Willen unterworfen sind. So jedenfalls stellt es sich in der emotional immer äußerst labilen Welt eines Polizisten dar, in der *nichts* so ist, wie es zu sein scheint.

Wenn er nur was gegen das Zittern seiner eigenen Hände unternehmen könnte. Das war was völlig Neues in seinem Leben. Er hatte seit Jahren beobachtet, daß Maxie Steiners Hände beinahe den ganzen Vormittag hindurch zitterten. Er fühlte sich, als habe er jeden Schwung verloren, und das wiederum quälte ihn um so mehr, als er auf gar keinen Fall so aussehen wollte wie Runzel-Ronald mit seinem Todesblick.

Als Chip und Melody schließlich angekommen waren, glaubte Mario es an ihren strahlenden Augen ablesen zu können: eine Romanze bahnte sich an. Oder war's doch nur ihre übliche Gier nach Blut? Es war so rührend, daß er am liebsten sofort einen doppelten Wodka getrunken hätte.

»Schön, daß ihr's doch noch geschafft habt«, sagte Mario Villalobos zu den Brunchern.

»Tut mir schrecklich leid, Mario«, entschuldigte sich Chip Muirfield, »aber wir sind leider nicht so rasch bedient worden, wie wir ...«

»Okay, okay«, sagte der Detective, der sich, wenn er Chip Muirfields Surferfigur und sein glattes Gesicht nur anschaute, sofort an jedes seiner zweiundvierzig Jahre einzeln erinnert fühlte.

Mario Villalobos war in der Handballmannschaft des Police Department mal ein guter Spieler gewesen, aber inzwischen war er etwas rund um die Hüften. Er hatte bei seinen Unterhosen auf Größe 35 umsteigen müssen. Er wog heute über fünfundachtzig Kilo, und wenn er früher behauptet hatte, er sei annähernd eins-zweiundachtzig groß, so konnte er jetzt kaum noch von einse-undachtzig reden. Er verlor an Größe und gewann an Breite. Sein Fahrgestell war nicht stabil genug, um neunzig Kilo mit sich herumschleppen zu können. Wie würde er in weiteren fünf Jahren aussehen? Konnte es vielleicht sogar noch schlimmer werden als heute, mitten im Strudel einer Midlife-Crisis von Weltklasse-format?

Während sich die Schulterhalfterkids gleich auf ihre Arbeit

stürzten, sah er sich ringsum die Massen von Leichen an, die darauf warteten, aufgesägt, aufgeschnitten, in Stücke geschnitten und ausgeweidet zu werden. Es gab ganze Regale voller Leichen in den »Warteräumen«, unidentifizierte Damen und Herren Jedermann, die sich, tiefgekühlt, monatelang aufbewahren ließen. Es gab haufenweise Leichen im »Faulraum«, zerfallene Körper, die hier unter Deckenventilatoren, die den nahezu unerträglichen Gestank nie richtig wegkriegen, noch weiter vor sich hin faulten. Es gab Leichen, die auf Jutematten lagen, weil sie nirgendwo mehr untergebracht werden konnten, und in einem Fall lagen zwei Leichen auf einer Matte: ein verschrumpeltes Rentnerhepaar, fünfzig Jahre verheiratet, das durch einen verstopften Ofen zu Tode gekommen war und in derselben Löffelstellung nebeneinander lag, in der es seine kalten und klammen Nächte im Altersheim verbracht hatte. Er fragte sich, wie viele von *denen* hier eine Midlife-Crisis von Weltklasseformat überstanden haben mochten. Oder ob's *überhaupt* mal jemand geschafft hatte. Oder war das, was er gerade mitmachte, schlimmer als eine Midlife-Crisis?

Dann sah er, wie sich sein Gesicht in der Fensterscheibe spiegelte. Auf dem trüben Spiegelbild hatte er Augen wie der Rausgeschossene Sittencop. Augen wie Einschußlöcher. Er fing gerade an, sich unerklärlich zu ängstigen, als Chip Muirfield mit seinem breitesten Surfergrinsen zu ihm sagte: »Willst du nicht zugucken, wie unsere verarztet wird?«

»Nee, mach nur weiter und amüsier dich«, sagte Mario Villalobos, »aber geh nicht zu dicht ran.«

Die Behörde des Coroners im Los Angeles County war kürzlich Gegenstand einer Disziplinaruntersuchung gewesen und wegen eines ziemlichen Überhangs an Leichen heftig kritisiert worden. Das hatte zur Folge, daß die Pathologen ihre Obduktionen dieser Tage mit einem Höchstmaß an Aufwand durchführten. Die letzte Leichenöffnung, an der Mario Villalobos dienstlich teilgenommen hatte, war an einem Mordopfer vorgenommen worden, das an einem Kopfschuß gestorben war. Früher mußte ein Cop in solchen Fällen gerade ein paar Zigarettenlängen warten, bis der Pathologe die Kugel aus dem Kopf der Leiche herausgepult hatte. Heute mußten die Cops regelmäßig mindestens zwei Stunden herumlungern. Die Pathologen, die Kritik an ihrer Tätigkeit überhaupt

nicht vertragen konnten, machten aus ihrer Arbeit momentan wahrhaftig eine Show. Sie fuchtelten mit mehr blitzendem Stahl in der Gegend herum als die drei Musketiere persönlich, sagte jeder, der sich ein Urteil bilden konnte. Sogar bei einem Kopfschuß öffneten sie das betreffende Opfer von Kopf bis Fuß. Jeder Tote wurde in diesen Tagen förmlich ausgehöhlt, wie ein Baumstamm, aus dem man einen Kajak herstellen wollte, was den Schulterhalfterkids allerdings überhaupt nicht mißfiel.

Es war erst die dritte Obduktion, die Chip Muirfield als amtlicher Zeuge miterlebte. Er genoß jede einzelne mehr als die vorhergehende. Mario Villalobos überlegte schon, ob Chip nächstens vielleicht sogar noch einen Freizeitjob auf dem Forest-Lawn-Friedhof annehmen würde, wenn das mit seiner Leidenschaft für Leichen so weiterginge. Der Pathologe und sein Obduktionsgehilfe waren heute allerdings auf Teufel komm raus bemüht, diese eine Leiche hier so rechtzeitig hinter sich zu bringen, daß sie sich noch die Fernsehshow *Days of Our Lives* ansehen konnten.

Die ehemalige Western-Avenue-Prostituierte, die, was Chip Muirfield betraf, so nett gewesen war, nicht im Bereich der Hollywood Division zu sterben, wo sie gearbeitet hatte, sondern in dem der Rampart Division, wo sie gewohnt hatte, war durch ihren Sturz vom Dach nicht allzu grausam verstümmelt worden, wenigstens nicht im Gesicht. Mario Villalobos erinnerte sich an ein frühes Polizeifoto dieses Gesichts, das gerade jetzt wie eine Grapefruit geschält wurde. Eine Naturblondine, hübsch und zierlich; er fragte sich, ob sie, vielleicht unter dem Einfluß von Drogen, wirklich selbst auf die Idee gekommen sein konnte, sich eine Tätowierung verpassen zu lassen, die den Mann im Mond darstellte. Diese Tätowierung befand sich an der Innenseite ihres linken Oberschenkels, so hoch, daß die Anfertigung an Ort und Stelle möglicherweise eine ziemlich schmerzhafte Sache für sie gewesen war. Als Leiche sah sie aus wie fünfunddreißig. Tatsächlich war sie zweiundzwanzig.

Mario Villalobos gehörte zu den Morddetectives, die gerade im Verlauf ihrer Midlife-Crisis gelegentlich von einer unerklärlichen, eigentlich ganz unpolizeilichen Sentimentalität heimgesucht werden. Das heißt, daß Mario Villalobos sich genauso wie sein alter Partner Maxie Steiner immer häufiger zu ärgern pflegte, wenn

Leichen unnötig verstümmelt wurden, beispielsweise von jungen Skalpellhelden, die im Hinblick auf tote Körper oft von erstaunlich brutaler Rücksichtslosigkeit sind, während Detectives, umgekehrt, eher eine Art von fürsorglichem Besitzanspruch geltend machen.

Was Mario Villalobos dann allerdings entging, als er sich in den Autopsieräumen umschaute und darüber nachdachte, wie gefährlich es war, jede Nacht ins Haus des Jammers zu gehen, war Chip Muirfields auffälliges Interesse an dieser Mann-im-Mond-Tätowierung hoch oben an Missy Moonbeams Oberschenkel, dicht an ihrem sogenannten Brunnen der Freude, der jetzt versiegt war. Und der gelangweilte Pathologe seinerseits kam allenfalls auf den Gedanken, daß der Brunnen der Freude *selbst* das Objekt war, für das sich der offenbar reichlich morbide junge Cop so ungemein interessierte.

Es war immerhin eine sehr professionelle Tätowierung. Der Mann im Mond blinzelte mit einem Auge Chip Muirfield zu, und sein anderes Auge warf er keck auf Missy Moonbeams blondes Dreieck. Es war eigentlich eine sehr hübsche Idee, sich an dieser Stelle tätowieren zu lassen, dachte Chip Muirfield, wenngleich das Bein beim Aufprall nach dem Sturz fast abgerissen war und nur noch lose am Körper hing.

»Ich möchte wissen, ob der Fotograf daran gedacht hat, von dieser Tätowierung n Foto zu schießen?« sagte er wie in Gedanken zu dem Pathologen, der nur die Achseln zuckte und sagte: »Wozu?«

»Um sie zu identifizieren«, sagte Chip Muirfield, eigentlich wenig überzeugend.

»Ich dachte, ihr wißt längst, wer sie war«, sagte der Pathologe.

»Wir sind uns nicht sicher«, log Chip Muirfield. »Jammerschade, daß die Stelle rund um die Tätowierung so kaputt ist. Alles ist so zerfetzt und blutig, daß man kaum was erkennen kann. Schneiden Sie's doch mal raus, und dann kann ich den Fotografen kommen lassen, damit er ne brauchbare Nahaufnahme schießt.«

Der Pathologe zuckte abermals die Achseln, schnippelte den Fleischlappen mit der Tätowierung heraus und legte ihn auf den Stahltisch. Chip Muirfield konnte vor Freude kaum noch an sich halten. Er sah, daß sich Mario Villalobos inzwischen in den Vor-

raum der Autopsie begeben hatte. Also bestand die einmalige Chance, allen makabren Scherzen, mit denen sich erwachsene Detectives gegenseitig immer zu übertrumpfen versuchen, endlich die Krone aufzusetzen, sofern Chip Muirfield in bezug auf das tätowierte Fleischstückchen, das er nun zur angeblichen Beweis-sicherung in ein Tütchen tat, noch irgendwas wirklich Komisches einfiel.

Während Melody Waters im Autopsieraum herumstrich und die Vorstellung, die an den anderen Obduktionstischen geboten wurde, mit großem Vergnügen genoß, kam Mario Villalobos zurück und registrierte diesmal, daß Chip Muirfield inzwischen mit einem derart unheimlichen Interesse bei der Sache war, daß es fast schon so aussah, als würde er am liebsten in Missy Moonbeam hineinkriechen.

»An deiner Stelle würd ich vielleicht etwas weiter weggehen, Chip«, sagte Mario Villalobos. Er zündete sich eine Zigarette an und schwor sich gleichzeitig wieder mal, mit dem Rauchen aufzuhören, bevor die Gefahr akut wurde, daß er diesen medizinischen Messerhelden hier doch noch allzu frühzeitig in die Finger geriet.

Chip Muirfield war von dem toten, blutigen Etwas, das da vor ihm lag und angeblich ein Mädchen aus Omaha gewesen war, so hingerissen, daß er die Mahnung des älteren Detectives gar nicht beachtete.

Mario Villalobos schaute auf den piekfeinen Anzug mit Weste, den Chip Muirfield trug, zögerte einen Augenblick und sagte dann: »So verrückt wie du war nicht mal Boris Karloff als Frankenstein, Chip. An deiner Stelle würd ich wirklich n bißchen weiter weggehen.«

Aber Chip Muirfield schien ihm überhaupt nicht zuzuhören, und so ging Mario Villalobos weg, um sich einen Kaffee zu holen. Der Pathologe zog sich die Handschuhe aus und sagte, er hätt's jetzt geschafft. Der Obduktionsgehilfe schaute auf die Uhr und ... Jesus Christus! In drei Minuten fing die Sendung *Days of Our Lives* an!

So passierte es dann. Er griff nach dem Wasserhahn über der Schüssel für die Eingeweide, um dieses Baby hier zum Abschluß der Obduktion sauberzumachen. Auf einen jugendlichen Surfercop, der einen piekfeinen Anzug trug, achtete er dabei überhaupt

nicht mehr. Er hatte nur noch die Uhr im Auge, wie ein Verurteilter in der Todeszelle, und er drehte den Wasserhahn voll auf. Das Wasser schoß mit voller Wucht in die Eingeweideschüssel. Und Chip Muirfield kriegte mit Missy Moonbeam am Ende geradezu *hautnah* Kontakt.

Ein wahrer Springbrunnen von Blut hatte seinen piekfeinen Anzug mit Weste dekorativ gemustert. Ein Teil von Missy Moonbeam klebte ihm an der Krawatte. Ein anderes kleines Scheibchen von ihr hatte ihn am Jackettrevers getroffen. Eine ausgewählte Musterkollektion von Missy Moonbeams purpurfarbenen inneren Organen, schleimig wie eine Schnecke, war ihm an die Schulterpartie geflogen und hatte sich dort festgesetzt. Aber eins war am allerschlimmsten für Chip, der herumbrüllte und den Obduktionsgehilfen, dem das alles absolut schnuppe war, verfluchte - an der sonnenverbrannten Surfer-Nase von Chip Muirfield baumelte ein wurmförmiges Stückchen von Missy Moonbeams Darm.



Chip Muirfield und Melody Waters konnten den Ausflug, den Mario Villalobos an diesem Nachmittag zum Wonderland-Hotel unternahm, nicht mitmachen. Chip und Melody hatten auf dem allerschnellsten Weg zu Chips Apartment in Venice fahren müssen, damit Chip seine blutbespritzte Kleidung wechseln konnte. Anschließend brachten sie den piekfeinen Anzug schleunigst zu einer örtlichen Reinigung.

Als der Hosenbügler den Auftrag notieren wollte, sah er die zahllosen Blutflecken und sagte: »O Gott, o Gott, was ist denn passiert?«

Woraufhin ihm ein sowieso noch äußerst geschockter Chip Muirfield gereizt entgegnete: »Ich hab mich beim Rasieren geschnitten. Füllen Sie endlich den verdammtten Auftragsschein aus und kümmern Sie sich um Ihren eigenen Kram. Ich hab's eilig.«

Chip Muirfields freches Auftreten verdarb dem Hosenbügler auch noch den Rest seines miserablen Tages. Der Hosenbügler hatte von den Chemikalien und dem Wäschestärkegeruch in seinem Laden restlos die Schnauze voll und sich an seinem heißen Eisen mehrfach die Finger verbrannt, und es hatte ihm deshalb

gerade noch gefehlt, daß ihm ein großkotziger Kerl wie der hier dumm kam, bloß weil er sich nach ein paar Blutflecken erkundigt hatte. Plötzlich fand der Hosenbügler in einer Tasche des Anzugs ein kleines Tütchen. Darin war irgendwas Weiches. Vielleicht ein paar zusammengefaltete Dollars? Es geschähe dem großkotzigen Kerl ganz recht, wenn sie ihm von einem Hosenbügler geklaut würden, dachte der, und genau das wollte er dann auch tun. Er sah sich verstohlen um und riß das Tütchen entschlossen auf und ...

»KOMMEN SIE SOFORT HER!« schrie der Hosenbügler ins Telefon, als sich der diensthabende Cop in der Zentrale der zuständigen Polizeistation von Venice meldete. »Schicken Sie die Mordkommission! Rufen Sie die Presse an! Machen Sie dem Team für die Sechsuhrnachrichten im Fernsehen Beine!« O Gott, o Gott, wahrscheinlich sollte er sich besser noch rasch rasieren und das Hemd wechseln, bevor die Fernsehfritzen erschienen!

Die Detectives von Venice organisierten dann noch an diesem Abend eine ständige Überwachung der Adresse eines gewissen Chip Muirfield, der seine Wohnung erst kürzlich gemietet hatte und den seine Nachbarn deshalb nicht kannten. Als der junge Mann schließlich gemeinsam mit einer beschwipsten Melody Waters, die ihrem Gatten, einem Wirtschaftsprüfer, vorgeflunkert hatte, sie müsse die ganze liebe lange Nacht an einem Mordfall arbeiten, auf der Bildfläche erschien, wurde er, ebenso wie Melody, von vier Detectives mit Gewehren sofort aus dem Wagen gezerrt und von einem großen Cop, der sich ziemlich aufregte, als er entdeckte, daß der Verdächtige eine Kanone bei sich hatte, breitbeinig und mit ausgebreiteten Armen auf die Motorhaube gelegt.

Das Endergebnis war, daß Chip und Melody ihre Identität schließlich nachweisen und die Herkunft des Missy-Moonbeam-Stückchens, das Chip in der Tasche mit sich herumgeschleppt hatte, erklären konnten. Sie versöhnten sich zwar mit den meisten dieser wildgewordenen Detectives, die offenkundig geglaubt hatten, eine Los-Angeles-Version des Yorkshire-Rippers geschnappt zu haben, aber sie weigerten sich hartnäckig und mit Entschiedenheit, auch mit jenem großen Cop ihren Frieden zu machen.

Als Chip von jenem großen Detective aus dem Auto gezerrt und breitbeinig und mit ausgebreiteten Armen über die Motorhaube

seines eigenen Wagens gelegt worden war, hatte er sich gewaltig geärgert und lauthals gebrüllt: »Hör auf, du Arschloch! Weißt du eigentlich, wer ich bin?« Und dann hatte er einen großen, *großen* Fehler gemacht, als er auch noch versuchte, den Detective im selben Moment, in dem der Mann sah, daß er eine Kanone trug, beiseite zu stoßen.

So wurde Chip ein Opfer des umstrittenen Würgegriffs, der ja nur noch in extremen Notlagen angewendet werden sollte, wie der Polizeichef von Los Angeles versprochen hatte, als er sein berühmtes Statement über jene Schwarzen abgab, deren Venen und Halsschlagadern sich angeblich nicht immer so schnell wieder öffneten wie bei *normalen* Leuten.

Mehrere Wochen lang lieferte dann der Würgegriff, der bei Chip Muirfield demonstriert worden war, ausreichend Stoff für zahllose Halsschlagaderspässe im Haus des Jammers. Beispielsweise sagten die Leute spaßeshalber: »Damit wird endlich der Beweis erbracht, daß sich auch die Venen und Arterien von Surfern genauso schnell wieder öffnen wie die von normalen Leuten.«

Mehrere Tage lang hatte Chip Muirfield einen kleinen Wellenreiter am Hals, eine Druckstelle, verursacht durch den Talisman, den er an einer goldenen Kette zu tragen pflegte. Ansonsten sah er aus wie die normalen Leute. Aber es war ein sehr unglücklicher Chip Muirfield gewesen, der an jenem Abend Melody Waters eine gute Nacht gewünscht und zu ihrem Wirtschaftsprüfergatten heimgeschickt hatte, weil Chip viel zu verletzt und erschüttert gewesen war, als daß er mit ihr noch einen hätte draufmachen können. Ein wirklich sehr trauriger junger Cop, der seinen Ärger nur äußerst mühsam heruntergeschluckt und Melody Waters nur einen ganz kleinen wehmütigen Kuß gegeben hatte, als er noch für einen winzigen Moment ganz dicht neben ihr gestanden hatte, Herz an Herz, Schulterhalfter an Schulterhalfter.

Der Hosenbügler erklärte sich widerwillig damit einverstanden, Chip Muirfield die Kosten für die Reinigung zu erlassen, nachdem der aufgebrachte junge Detective ihm angedroht hatte, gerichtliche Schritte wegen physischer und seelischer Grausamkeit gegen ihn einzuleiten. Es war eine unglückliche Affäre für alle Betroffenen. Der Hosenbügler kam nicht in die Sechsuhrnachrichten, und wenngleich Chip Muirfield noch ein sehr junger Cop war, fragte er

sich zum ersten Mal in seinem Leben, ob irgendwas auf der Welt *jemals* so ist, wie es sein sollte.



Eine jener kleinen Launen des Schicksals, durch die, wie Polizeiveteranen wie Mario Villalobos steif und fest glauben, oft genug große Dinge ins Rollen kommen, bahnte sich an, als sich der Schreckliche Tscheche im Speisesaal des koreanischen Restaurants Pusan Gardens den Bauch vollschlug, in der Nähe des Olympic Boulevard.

Der Schreckliche Tscheche schlang, zum großen Ärger des Geschäftsführers, gerade seine zweite Portion sehr scharfen *Kim-chi*-Gewürzkohls hinunter, und er verdrückte dann auch noch eine Ladung rohes *Yukkwe-Beaf*, die so groß war, daß sie an diesem Abend auf einer intimeren Party bestimmt sechs Personen satt gemacht hätte. Der koreanische Chef war stocksauer und kippte auf das Minzfleisch so viel scharfe Soße, daß das Porzellan eigentlich Blasen werfen mußte, womit er allerdings lediglich bewirkte, daß der Schreckliche Tscheche ins Schwitzen kam wie eine Hure in der heißen Badewanne und *noch* mehr japanisches Bier bestellte, was wiederum seinen Appetit anregte.

Der Chef sah ein, daß es hoffnungslos war. Der Eigentümer des Restaurants vertrat hartnäckig die Ansicht, daß sich ein paar Gratissnacks für die Streifencops, die seinen »polizeilichen Problemen« im allgemeinen äußerst wohlwollend gegenüberstanden, immer lohnen würden - was dann allerdings regelmäßig zu diesen gastronomischen Orgien führte, die den Chef zwangen, schleunigst ein weiteres Mal zum Markt in Korea Town zu rennen, um das Menü für den Abend überhaupt vorbereiten zu können.

Zwischen riesigen Rote-Schnapper-Portionen mit Bohnenfladen und umstellt von Batterien mit japanischem Flaschenbier bedankte sich der Schreckliche Tscheche dann auf seine Weise für das vorzügliche Abendessen, indem er sein Mitgefühl für die Probleme der Asiaten zum Ausdruck brachte und dabei so laut redete, daß alle Kellner und Hilfskellner gezwungen waren, sich die Sprüche anzuhören, obgleich es ihnen sicherlich völlig schnuppe gewesen wäre, wenn die Cops ihren Boß lebenslänglich eingesperrt

hätten.

»Ich mein, es ist ne Sünde und ne Schande, wenn die Sittencops ihre Zeit damit vergeuden, ausgerechnet immer den anständigen Leuten Ärger zu machen, die so ausgezeichnete Restaurants führen wie das hier«, verkündete der Schreckliche Tscheche theatralisch.

»Ja, ja«, murmelte Cecil Higgins, der seinen schrecklichen Durst gerade mit Wasser zu löschen versuchte, nachdem ihm das mit japanischem Bier offenbar nicht gelungen war.

Das Dilemma des Koreaners, das Dilemma vieler Restaurantbesitzer aus dem Fernen Osten war dies: sie konnten das Police Department einfach nicht davon überzeugen, daß ihre Sitten und Gebräuche keine Gefahr für die öffentliche Sicherheit darstellten. Und auch nicht davon, daß das, was in Amerika als anstößig gilt, in Seoul und fast überall im Fernen Osten und in Südostasien alltäglich ist.

»Es ist wirklich reine Schikane, daß das Sittendezernat in der heutigen Zeit immer noch Zeit und Geld und Arbeitskräfte verplempert, so angenehme Gaststätten wie die hier zu überwachen und von seinen Jungs zu verlangen, sich als Kunden auszugeben, bloß damit sie dann den Animiermädchen n paar alberne Anzeigen verpassen können«, sagte der Schreckliche Tscheche laut, damit ein Animiermädchen, das nachts in seiner Freizeit in der Cocktaillounge des Restaurants tätig war und nachmittags als Kellnerin arbeitete, es hören konnte.

Das Mädchen wußte, daß die Ansichten eines so niederen Staatsdieners wie dieses Monsterstreifencops vom Polizeichef ungefähr so ernst genommen wurden wie all diese komischen Botschaften, die in sogenannten Überraschungseiern für Kinder zu finden sind. Dennoch, sie machte das alberne Spielchen mit koreanischer Geduld mit.

»Ja, ja«, sagte das Mädchen, »schlimm, schlimm.«

»Ich mein, sieh's mal so, Cecil«, sagte der Schreckliche Tscheche zu seinem Partner, der sich sein schweißüberströmtes Gesicht mit einer Serviette abwischte. »Diese Jungs vom Sittendezernat lassen in ner Bar wie der hier unter Umständen hundert Dollar für Drinks springen und geben sich als harmlose Gäste aus, bis sie schließlich von so ner armen kleinen Hostess gefragt werden, ob

sie ihr nicht mal n Drink spendieren wollen, was ja verboten ist. Und dann legen sie los, dumdideldum, und holen die Marke raus und drücken ihr ne Strafanzeige aufs Auge, bloß weil sie animiert hat, also nach nem Drink gefragt hat. Ein Riesenerfolg. Haben sie damit dann die öffentliche Moral geschützt? Ich frag dich, ist das in der heutigen Zeit wirklich noch die Aufgabe der Polizei? Was wird auf der anderen Seite dagegen getan, daß unsere Straßen überlaufen sind von Wahnsinnigen und Geisteskranken und Mördern und Frauenschändern, und gegen all diese anderen Auswüchse, die wir den Demokraten verdanken? Das möchte ich wirklich mal wissen.«

»Ja, ja«, murmelte Cecil Higgins, während er darüber nachdachte, ob das Feuer in seinem Leib mit einem Glas Milch gelöscht werden könnte.

»Mein Gott, hier geht's doch wirklich nur um asiatische Sitten und Gebräuche! Das ist bei denen ganz normal, in Bars zu gehen, wo hübsche Mädchen sind, und es stört sie ganz und gar nicht, wenn diese hübschen Mädchen sie nach nem Drink fragen und ihnen vorschwärmen, wie männlich sie sind. Verdammt noch mal, ich fand das doch selber toll, als ich damals in Vietnam war und in Thailand und Kambodscha und Japan. Um mehr geht's dabei doch gar nicht.«

»Ja, ja.« Cecil Higgins hatte stets die richtige Antwort parat.

»Taxinutten, die werden in dieser Stadt konzessioniert und geduldet. Aber bloß Taxinutten *ohne* Schlitzaugen. Ich glaub allmählich, die haben es auf die Leute hier bloß abgesehen, weil sie Ausländer sind.«

Der Schreckliche Tscheche blickte, beifallheischend, den Kellner an, der den Tisch nebenan abräumte, und der Kellner nickte dem Monstercop zu und erklärte: »Licht an«, was der Schreckliche Tscheche als zustimmendes »Richtig, Mann« verstand, was aber die einzigen beiden Worte in der Landessprache waren, die der Koreaner beherrschte, so daß er sowieso nicht den blassesten Schimmer hatte, was der Monstercop vor sich hin quasselte, und sich im Grunde bloß wünschte, der Kerl möge schleunigst zur Hölle fahren oder wenigstens endlich verschwinden.

Es war äußerst schwierig, den Schrecklichen Tschechen dazu zu bringen, endlich damit aufzuhören, sich auf diese Weise fürs Abendessen zu bedanken. Wenn der Boß noch dagewesen wäre,

hätte er seiner Sympathie und seinem Verständnis für die Misere der Asiaten bestimmt noch eine weitere halbe Stunde lang Ausdruck gegeben. Aber Cecil Higgins war müde, und es war auch an der Zeit, die Show zu beenden, die regelmäßig darauf hinauslief, daß der Schreckliche Tscheche wenigstens so tat, als habe er die Absicht, seine Rechnung zu bezahlen. Dies wurde dann natürlich ebenso regelmäßig abgelehnt, wobei die unendlich geduldigen Leute ununterbrochen ihr unechtes Lächeln zeigten und sich verbeugten, obwohl sie sich von Herzen wünschten, der Boß möge die zwei großen Schleimscheißer ein für allemal rausschmeißen und sich gleichzeitig darauf konzentrieren, Politiker und andere wirklich einflußreiche Leute zu schmieren, die im Fall eines Falles *echt* helfen konnten.

Anders als Cecil Higgins, der auf eher traditionelle Art bloß mit einem halbherzig gemurmelten »Was sind wir denn nu schuldig?« in seine Tasche zu greifen pflegte, kehrte der Schreckliche Tscheche noch den großen Max heraus, indem er umständlich seine Kreditkarte auf den Tisch legte und sagte: »Was dürfen wir denn nu bezahlen für das wirklich *köstliche* Fressen?«

Die Angestellten pflegten dann für gewöhnlich mit reichlich angestrengtem Grinsen zu sagen: »Nein, nein. Sie waren heute Gäste des Hauses. Kommen Sie bald mal wieder.«

Und der Schreckliche Tscheche würde sehr überrascht gucken und sagen: »Wirklich? Also, das ist aber sehr nett. Vielen, vielen Dank. Und falls ich Ihnen irgendwie mal behilflich sein kann ...«

Aber diesmal passierte etwas Merkwürdiges. Nichts Merkwürdiges an sich, sondern etwas Merkwürdiges in dem Sinne, daß es Mario Villalobos, wie er später erklärte, wieder mal die Erkenntnis, die ihn sehr beunruhigte, vor Augen führte, die meisten wirklich großen Ereignisse würden letztlich doch nur dadurch in Gang gesetzt, daß lediglich ein Spatz vom Himmel fällt. Oder vielleicht auch bloß ein Blatt.

Oder, in diesem Fall, ein Eßstäbchen.

Als der Schreckliche Tscheche seine Nummer mit der Kreditkarte abzog, trat er auf ein herabgefallenes Eßstäbchen. Das Eßstäbchen verbarg sich in den Ritzen der geriffelten Schuhsohle des Schrecklichen Tschechen. Das Eßstäbchen klickte auf dem Parkettfußboden, als der Schreckliche Tscheche die ersten Schritte tat.

Er sah nach unten und versuchte, das Eßstäbchen mit dem anderen Schuh aus der geriffelten Sohle rauszufummeln. Das äußerst störrische Eßstäbchen hakte sich dadurch nur noch mehr fest.

»Ich hab n Stäbchen an meinem Schuh«, beklagte sich der Schreckliche Tscheche bei Cecil Higgins, der inzwischen glühende Lava rülpste.

»Ooooh, ich hab's gewußt, hätten wir doch bloß Gumbosuppe gegessen«, ächzte Cecil Higgins. »Von dieser k-o-reanischen Kraftnahrung krieg ich immer Sodbrennen.«

Aber der Schreckliche Tscheche war derzeit nicht in der Stimmung, Cecil Higgins zu bedauern. Laut meckernd und böse knurrend tanzte er auf einem Bein in der dämmrigen Cocktaillounge herum und versuchte, das hartnäckige Eßstäbchen endlich loszuwerden.

»Ich kann's nicht rauskriegen!« brüllte der Schreckliche Tscheche.

Cecil Higgins rülpste fürchterlich laut, stöhnte und sagte: »Gottverdammte, ja, Tscheche. Ich weiß ja, daß heute nich dein bester Tag is, aber diesmal helf ich dir nich. Zieh dir die Stäbchen selber aus den Schuhen. Ich hab viel zu schlimme Bauchschmerzen, um irgend nem Arsch auch noch Eßstäbchen aus den verdammten Schuhen zu pulen.«

Stocksauer setzte sich der Schreckliche Tscheche hin und zog seinen riesigen Schuh aus, und dann brach er das Eßstäbchen auch noch ab, als er versuchte, es aus dem geriffelten Gummi herauszukriegen, und so schnappte er sich schließlich einen Suppenlöffel, und damit endlich gelang es ihm, das inzwischen abgebrochene Ende des hartnäckigen Stäbchens vollends zu entfernen.

Und nachdem er das geschafft hatte, stand er verdrießlich wieder auf und hob eine American-Express-Karte auf, die ihm offenbar auf den Fußboden gefallen war, als er auf einem Bein herumgetanzt war. Er besaß überhaupt nur deshalb eine Kreditkarte von American Express, weil Karl Maiden in den von der American-Express-Werbung finanzierten Fernsehserien den Cop spielte.

Die Sache war nun allerdings die, daß er *seine* Kreditkarte gar nicht verloren hatte. Die lag noch auf dem Tisch, dort, wo er sie hingelegt hatte, als er anfang, sich über das störrische Stäbchen zu ärgern. Die Kreditkarte des Schrecklichen Tschechen wurde spä-

ter von einem Kellnerlehrling, der im Verlauf des Abends den Tisch abräumte und neu eindeckte, in die Schublade für Fundsachen gelegt.

Mario Villalobos würde am Ende alles kapieren, und er würde dem Schrecklichen Tschechen später haarklein auseinandersetzen, wie das, was man *Schicksal* nennt, tatsächlich seine Fäden spinnt. Wie ein völlig belangloses Ereignis mit einem anderen, ungeheuer bedeutungsvollen zusammenhängen kann, beispielsweise mit einer Auszeichnung, die für manche Leute das höchste an Ehre darstellt, was Menschen anderen Menschen erweisen können. Und die in den Augen bestimmter Menschen sogar *noch* mehr wert ist.

Der Schreckliche Tscheche würde mit einem Doppelmord und einem Nobelpreis für Naturwissenschaft in Verbindung gebracht werden, wobei er sich wieder mal fragte, ob das alles wirklich real war.

Und das alles passierte nur, weil er irrtümlich eine Kreditkarte vom Boden aufgehoben hatte. Es passierte in allerletzter Konsequenz nur, weil ihm ein störrisches Eßstäbchen in die Schuhsohle geraten war.

4. KAPITEL

Der Spike

Dilford und Dolly, die beiden vom Individualistenteam, waren unverändert sauer aufeinander, wenn sie auf Streife waren, und sie wandten die gequälten Gesichter einander nur dann zu, wenn es absolut unumgänglich war.

Es war für Dolly von Anfang an nicht leicht gewesen, sich auf einen so hundertprozentigen Chauvi wie Dilford einzustellen. Dabei hatte sie es schon schwer genug gehabt mit all diesen Durchschnits-Chauvis, die sich mit der Vorstellung, daß auch Frauen zu Patrouillen eingesetzt werden, immer noch nicht abfinden können, obgleich für Frauen heutzutage längst auch schon dieselben Ausbildungswege vorgeschrieben sind wie für Männer.

Dilford gehörte zu den Typen, die nie müde werden, Witze auf Kosten kleiner Leute zu machen, sobald sie ein männliches Publikum haben.

»Hey, Rumford«, sagte Dilford beispielsweise zu einem seiner Kumpel von der Frühschicht, »ich wette, du glaubst, daß ich alleine arbeite. Aber ich hab auch einen Partner: Dolly, das Riesenweib. Heb mal dein Gewehr hoch, Dolly, damit Rumford dich endlich sehen kann.«

Dann schrie Dilford, während alle anderen Ärsche in wiehern-des Gelächter ausbrachen: »Hey, Dolly, steck dir endlich n Fahrradwimpel in den Schultergurt. Sieh zu, daß der Sergeant sieht, daß du da bist.«

Die Sache war wirklich vom ersten Tag an schiefgelaufen, an dem Dolly dazu abkommandiert worden war, mit Dilford zu arbeiten, gleich nachdem sie ihre einjährige Probezeit bei der Polizei erfolgreich hinter sich gebracht hatte. Als erstes war er ihr haargenau mit denselben blöden Sprüchen gekommen, die sie seit ihrem Akademieabschluß pausenlos gehört hatte: »Ich *muß* nun mal mit dir arbeiten. Es ist weiß Gott nicht meine Idee. Aber wollen wir nicht einfach so tun, als hätten wir 'n *Klüngel* miteinander? Wobei

ich natürlich nicht im Traum daran denke, dir pausenlos die Türen aufzuhalten oder Feuer zu geben.«

Und so weiter.

»Heißt das, daß wir unsere polizeilichen Aufgaben links liegenlassen, Dildford?« sagte die rothaarige, haselnußäugige Minipolizistin zu ihrem großen, dünnen, sarkastischen Partner, der selbst erst drei Jahre Polizist war.

»Genau das mein ich, Kleines«, sagte Dildford. »Wir binden uns Scheuklappen um, damit ich gar nicht erst in Versuchung komm, polizeilich tätig zu werden, und dann nehmen wir einen Pinselschwanzmungo mit, damit mir einer hilft, wenn mich einer beißen will.«

»Ich verstehe«, sagte Dolly honigsüß und nickte. »Und wann pflegt die *Streife* zu essen?«

Auch das war so eine Sache, die ihr von anderen Chauvis schon früher zugemutet worden war. Die *Streife* aß jeweils zu einer bestimmten Zeit. Ohne Rücksicht darauf, ob sie hungrig war, aß die *Streife*, wenn der *Mann* hungrig war.

»Ich werd dir schon sagen, wann die Streife Hunger hat«, erklärte Dildford, und der Krieg hatte begonnen.

Es war nie eine Frage gewesen, wer den Wagen fuhr und wer den Schreibkram machte. Er fuhr. Sie fuhr nur, wenn er zu verkatteter war, und den Schreibkram machte sie dann noch *zusätzlich*.

Am dritten Tag ihrer Partnerschaft hatte er sie, während sie ihr Gewehr lud, derart auf die Palme gebracht, daß sie die dritte Patrone im Magazin einklemmte und sich dabei den Nagel ihres rechten Ringfingers abbrach. Dolly geriet daraufhin völlig aus der Fassung und brüllte: »DU VERDAMMTES ARSCHLOCH!«, so daß Dildford, der gerade hinter den Sitzbänken des schwarzweißen Plymouth nach Rauschgift, Messern, Kanonen oder Zeitbomben suchte, die von Festgenommenen während der vorigen Schicht dort versteckt worden sein konnten, echt einen Heidenschreck kriegte.

Und dann machte sie gleich auch noch ihren nächsten Fehler, indem sie brüllte: »Fünfundzwanzig Dollar hab ich für das Lackieren bezahlt, und nun *guck* dir das an!«

Der Fingernagel war total weg und mit ihm natürlich auch das handgemalte Abziehbild mit dem Rennwagen und dem Marken-

zeichen der Rennfirma, mit dem Dolly diesen außergewöhnlichen Nagel hatte schmücken lassen.

»Aber das ist ja grauenhaft«, grinste Dildford, als er daraufhin sofort seine sämtlichen Kumpane herbeirief, damit sie die arme Dolly gebührend bedauerten. »Guckt euch das an. Unser Minicop hat n Fingernagel verloren. Ausgerechnet den mit dem Porscheabzeichen. Ist doch wirklich wahr. N Polizist *hat* kein leichtes Los!«

Und als ob das alles noch nicht schlimm genug gewesen wäre, mußte sie ausgerechnet an diesem Nachmittag auch noch zu Fuß hinter einem Autodieb herrennen, während Dildford als der Mann am Steuer mit dem Wagen um den Häuserblock raste und versuchte, dem Dieb in einer Seitenstraße nördlich der Temple den Weg abzuschneiden. Ein anderer Funkwagen jedoch hatte den Verdächtigen schon in die Enge getrieben, und das Rennen war zu Ende. Beinahe jedenfalls. Da allerdings das Police Department seine weiblichen Beamten in dieselben Uniformen zu stecken pflegte wie die männlichen, gab es für die weiblichen im Grunde kaum einen Platz, an dem sie gewisse Unentbehrlichkeiten unterbringen konnten. Als Dolly an jenem Tag schließlich abgehetzt an der Temple ankam, hatte Dildford dem Tatverdächtigen bereits Handschellen angelegt. Und Dolly rutschte eine ihrer *Unentbehrlichkeiten* aus dem Strumpf.

Als Dildford sah, daß ein kleiner Puertoricanerjunge zu Dolly gelaufen kam und ihr die verlorene Unentbehrlichkeit überreichte, verdrehte er die Augen so fürchterlich, daß man glauben mußte, seine Pupillen würden nie wieder zum Vorschein kommen.

»Das sind also eure *neuen* Polizeiwaffen!« schrie Dildford, laut genug, um die Tauben im Echo-Park in Panik zu versetzen. »Ohringe mit Doppellochung. Gestreifte Fingernägel. Und im Strumpf haben sie *Tampax*. Nee, danke!«

Das Ganze hatte dann vor drei Wochen seinen Höhepunkt erreicht, als diese kubanische Tunte auf sehr brutale Art Pele imitiert und versucht hatte, Dildfords *Bolas*, nämlich seine Eier, in ein imaginäres Fußballtor zu schießen.

Dies war ein besonders schlimmer Tag für Dildford gewesen, der sich hatte sterilisieren lassen und von daher noch ziemlich empfindlich war. Dildford hatte beschlossen, der einzige Junggeselle der Rampart Division zu werden, der den Eingriff tatsächlich

machen ließ. Zwei seiner Lehrgangskameraden auf der Akademie waren von einigen miesen, fetten Groupies aus Chinatownbars mit Vaterschaftsklagen beglückt worden. Wenn er später doch mal heiraten sollte, pflegte Dildford zu sagen, würde er die Leitung wieder anschließen lassen oder ein paar kleine dicke Wonneproppen adoptieren oder vielleicht auch direkt eine reiche Braut heiraten, die schon ein paar kleine dicke Wonneproppen mitbrachte.

Dildford und Dolly waren an diesem Tag extrem schlecht gelaunt und knatschig gewesen. Er wegen der Sterilisation, sie, weil sie gerade ihre Periode gekriegt und zwei blühende fette Mittesser am Kinn entdeckt hatte. Sie hatte später immer das Gefühl, daß das, was passiert war, eine Art ausgleichende Gerechtigkeit war, weil Dildford die Tunte insofern vorsätzlich verärgert hatte, als ihm bekannt war, daß männliche Homosexuelle es grundsätzlich nicht leiden können, wenn sie von weiblichen Cops verhört, festgehalten, durchsucht oder in irgendeiner sonstigen Weise verarztet werden.

Nach den Bestimmungen des Departments durften weibliche Polizisten Angehörige beider Geschlechter durchsuchen. Männliche Polizisten dagegen durften keine Frauen durchsuchen, es sei denn im äußersten Notfall. Auf der anderen Seite *genossen* es die sogenannten kessen Väter geradezu, von weiblichen Beamten durchsucht zu werden. Tatsächlich leisteten weibliche Beamte einen wesentlichen, wenn auch kaum zur Kenntnis genommenen Beitrag zur gemeinsamen Polizeiarbeit, indem sie von ihrer Fähigkeit Gebrauch machten, wildgewordene kesse Väter einzig und allein mit Liebesgeflüster zu beruhigen. Oder, von Fall zu Fall, auch mit Schweinigeleien.

Dildford, der sein toffeefarbenes Haar geradezu pingelig in Form und Fassung hielt, ließ grundsätzlich nie eine Chance aus, ein Groupie aufzureißen, das scharf auf Cops war und beim Schichtwechsel mehr oder weniger zufällig in der Rampart Station herumlungerte, und er war dennoch, auf der anderen Seite, moralisch höchst empört und von biblischem Zorn erfüllt gewesen, als Stunden zuvor an diesem Tag ein 200 Pfund schwerer kesser Vater, ein richtiger Schlägertyp, von Dolly in den Knast gequatscht worden war, nachdem der oder die Type einem Angehörigen des US-Marinekorps (einem männlichen Sergeant) den

Kiefer, die Nase und eine Rippe gebrochen hatte, bloß weil der mit der Freundin dieses kessen Vaters auf Achse gewesen war. Dildford war wirklich außer sich gewesen, als Dolly die stabile Lesbe angelächelt, ihr mit den Wimpern zugeklimpert und ihr damit nach landläufiger Vorstellung ein sexuelles Versprechen zugezwinkert hatte, das die von Narben gezeichnete Straßenkämpferin zwar sicher nicht ernst genommen hatte, aber über das sie als kesser Vater so erfreut und beglückt gewesen war, daß sie ihre aggressive Boxhaltung aufgab und wie ein Kätzchen daherge-schnurrt kam.

Nachdem sie es geschafft hatten, die grobknochige und muskelbepackte Lesbe einzubuchten, hatte Dildford höhnisch erklärt: »Ich vermute, ihr Weiber steht *alle* auf so was. Muß wahrscheinlich ne Art Erbanlage sein, daß ihr den Männern alles nachmacht.«

»Paß mal auf, Dildford«, hatte sie geantwortet, »wenn ich streitsüchtig war, hält ich heiraten können. Was ist dir lieber, dauernd Krach zu haben oder den Job auf die friedliche Tour zu machen?«

»Wenn du das wärest, was Cops eigentlich sein sollten, nämlich ein richtiger *Kerl*, kam unsereiner *nie* in die peinliche Lage, ner ausgeflippten lesbischen Schlägertype Titten und Arsch anzubieten«, höhnte Dildford.

»Sag mal, Dildford, heißt das etwa, daß du auch noch eins von den ... *Arschlöchern* werden willst, die ihre Partnerinnen provozieren, bis sie sich in Schlägereien verwickeln lassen, bloß damit endlich mal was bewiesen wird?« fragte Dolly mit zitternder Stimme. »Ich kenn wirklich meine Grenzen, Dildford. Ich hab nicht das allergeringste Interesse daran, mich mit diesem Volk rumzuschlagen. Ich werd nie versuchen, *irgendwas* zu beweisen.« Und dann beging sie den Fehler hinzuzufügen: »Ich bin mir *meiner* sexuellen Identität völlig sicher, Dildford.«

»Was soll das nun wieder heißen?« fragte Dildford, und dann schien er an der nächsten Kreuzung förmlich auf die Bremse zu springen.

Genau in diesem Moment nämlich erspähte er die Tunte, die gerade die Achte Straße hinuntertänzelte und vorbeifahrende Autofahrer anzumachen versuchte, um fünfundzwanzig Dollar für eine französische Nummer abzustauben, bei der sie den Freier immerhin in dem Glauben zurücklassen würde, er habe es mit

einer richtigen Frau getrieben. Was der Tunte allerdings selten glückte, weil sie annähernd einsneunzig groß war und die breiten Schultern eines Footballstars hatte.

Dilford in seiner ganzen Gemeinheit wußte nur allzu gut, wie hundsgemein Tunte zu weiblichen Cops sein können, vor allem dann, wenn männliche Cops aus lauter Blödsinn mit ihrem Gummiknüppel und ihrer Taschenlampe herumfuchtelten, während ihre Kollegin die Durchsuchung vornehmen und dabei zwangsläufig handgreiflich werden muß.

»Komm, wir gucken mal nach, was diese kubanische Tunte so plant«, sagte Dilford. »Ich glaub, das ist die, die manchmal einen durchgeladenen Achtunddreißiger in ihrem Handtäschchen mit sich rumschleppt.«

Dolly erkannte sofort, daß der einzige Achtunddreißiger, den die kubanische Type besaß, ihr beziehungsweise sein mit Schaumgummi ausgestopfter BH in etwa der Größe achtunddreißig war. Und sie argwöhnte, daß Dilford heute tatsächlich so gemein war, sie hier zu provozieren und vorsätzlich in eine Schlägerei zu verwickeln. Dolly fingerte nervös an einer Locke ihres roten Haares herum, das sie auf Befehl des Lieutenants und aufgrund längst veralteter Bestimmungen des Departments mit einer blöden Spange oberhalb des Kragens feststecken mußte, obgleich ihre Frisur außerhalb der Dienstzeit, bei der die Haare locker über den Kragen fielen, weit attraktiver war. Dann hörte Dolly auf, an ihrem Haar herumzufingern, und rang sich zu der Überzeugung durch, daß nicht mal Dilford ein derartiger Scheißkerl sein und sie vorsätzlich in eine Situation treiben könnte, in der sie möglicherweise erheblich verletzt wurde. Auf der anderen Seite ...

»Zweifellos ne ziemlich *riesige* Tunte«, sagte Dolly.

»Hast du Schiß?« Dilford grinste dreckig. »*Schiß*, daß sie Hackfleisch aus dir macht?«

»Ich hab da mal was von ner Tunte auf der Alvarado gehört, die sogar Cecil Higgins die Uniform und auch noch das T-Shirt vom Leib gerissen haben soll. Das kann die hier ja wohl nicht gewesen sein, oder?«

»Weiß ich doch nicht«, sagte Dilford und zuckte die Schultern. »Was soll's, falls sie's doch ist?«

»Also, ich trag gerade das letzte saubere T-Shirt«, sagte Dolly,

die auf jeden Fall versuchen wollte, sich aus der Sache rauszuhalten, falls Dildford letztlich doch teuflische Absichten hatte. »Ich besitz vierzehn T-Shirts, vierzehn Paar Strümpfe und vierzehn Garnituren Unterwäsche. Deshalb brauch ich bloß an jedem Zahltag in den Waschsalon. Das sind meine *letzten* sauberen Klamotten.« Sie gab sich Mühe, versöhnlich zu lächeln, als sie das sagte.

»Vierzehn Garnituren Unterwäsche«, sagte Dildford, wieder mit ätzendem Spott in der Stimme. »Trägst du auch Jockeyslips wie ich?«

»Also schön, reden wir mit der verdammten Tunte«, murmelte Dolly und flüsterte fast unhörbar: »Scheißkerl!«

»Also, packen wir's«, sagte Dildford, während er den Funkwagen parkte, und bevor er die Tür aufriß, flüsterte er fast unhörbar: »Blöde Nutte!«

Die Tunte trug ein rotes Lamékleid und silberne Pumps mit Riemchen an den Knöcheln, und auch sie war an diesem Tag zu etlichen Gemeinheiten fähig, weil sie noch keinen einzigen Freier gehabt hatte. Und der Smog hing in der Luft, und Pablo, der Freund der Tunte, war in der letzten Zeit gar nicht lieb zu ihr gewesen, wobei es keine Rolle spielte, ob die Tunte auch ihm gegenüber gemein gewesen war oder ob er oder sie es verdient hatte.

Die Tunte war einst der glücklichste Bauhilfsarbeiter von Havana gewesen, wo sie von Luft und Liebe gelebt hatte, wie man so sagt. Dann waren sie und ihresgleichen von Castro wegen Homosexualität eingesperrt und als gemeingefährliche Verbrecher gegen den Staat von einem Gefängnis ins andere geworfen worden, bis sie schließlich auf ein paar Seelenverkäufer verfrachtet und nach Miami geschickt wurden. Alles in allem war die Tunte in den letzten Jahren sehr unglücklich gewesen, und sie hatte derzeit nicht die geringste Lust, sich von zwei Cops dumm anmachen zu lassen. Genau das sagte die Tunte auch, als sie ihn oder sie anhielten.

»Ich hab niiix gemacht«, sagte die Tunte. »Ich hab keine Lust, miiich blöd anmachen zu lassen!«

»Halt deine Klappe, *Schweeester*«, sagte Dildford. »Und mach mal dein Täschchen auf, damit mein kleiner Partner mal einen Bliiick reinwerfen kann.«

Es dauerte nur ein paar Minuten, bis Dildford die riesige Tunte mit seinem Gequatsche und seinem nachgemachten spanischen Akzent *wirklich* auf die Palme gebracht hatte, und dann sagte sie: »Wiiir sind hier niicht in Kuba. Wenn ich was gemacht hab, briiingt mich ins Gefängniis.«

Das Wort *Gefängnis*, das in der Landessprache bekanntlich *Jail* heißt, hatte sie mit ihrem Akzent wie *Yale* ausgesprochen. Und weil Yale und Harvard mit die bekanntesten amerikanischen Universitäten sind, hatte Dildford sofort einen höhnischen Witz auf Lager. »Hör mal gut zu, du alte Zwiebel«, sagte Dildford feixend, Auge in Auge mit der Tunte. »Ich bring dich nach Yale. Ich bring dich nach Harvard, oder ich steck dich in ne stinkige *Hundehütte*, wenn mir danach ist. Verschon mich also mit deinen ...«

Aber viel mehr gab er an diesem Tage dann nicht mehr von sich, außer dem Gebrüll, als er auf dem Bürgersteig lag und heulte wie ein Bluthund. Dolly war immer schon ein Fußballfan gewesen, und sie sagte, die Tunte habe einen Schuß abgefeuert, der nicht nur ins Tor, sondern gleich durch die Maschen des Netzes gegangen sei. Die Tunte trat Dildford so heftig in die Eier, daß ihm sicher noch eine Woche später die Schamhaare zum Rachen rauskommen würden, wie Dolly sagte. Und Dolly wurde im Umkreis der Rampart Station zur Heldin des Tages, weil sie ihren Knüppel rausholte und sein dickes Ende kräftig und zielsicher zwischen die Beine der Tunte plazierte, genau auf den Zwickel des Damenhöschens. Was unmittelbar dazu führte, daß die Tunte Dildford auf dem Bürgersteig Gesellschaft leistete und ebenfalls heulte wie ein Kojote.

Es war wirklich ein sehr lauter Nachmittag auf der Alvarado. Vor allem dann, als Dildford, der sich seine schwer angeschlagenen Eier hielt, von den Sanitätern in den Krankenwagen geschoben wurde. Dildford stand der Schaum vor dem Mund wie einem tollwütigen Köter, und er verfluchte brüllend sowohl den ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, der sich seiner Ansicht nach von Fidel Castro aufs Kreuz hatte legen lassen, als auch die katholische Kirche, die, wie er meinte, tatkräftig mitgeholfen hatte, die Kubaner hier mitten in Los Angeles anzusiedeln. Dildfords Augen glühten fast so wahnsinnig wie die des Schrecklichen Tschechen, als ihn die Vorstellung überwältigte, daß seine Hoden, die sich in

den Bauch verkrochen hatten, vielleicht nie wieder am richtigen Platz hängen würden. Als die Sanitäter die Ambulanztür zumachten, kreischte Dylford: »Vielen Dank, Jimmy Carter, du saublöder Nußknacker! Oohhhh! Vielen Dank, Papst Johannes Paul, du blöder Polack! Oohhhh, meine Eier!«

Als Dylford dann von der Ambulanz endlich weggebracht wurde, sah er als letztes nur noch, daß seine Partnerin Dolly mit Jane Wayne und drei anderen Cops herumschnatterte. Dolly erteilte gerade den guten Rat, Mädchen sollten, wenn sie ihr Gewehr entluden, besser immer einen Radiergummi zu Hilfe nehmen, um sich nicht die Fingernägel abzuberechnen.

»Für die verdammte Fingernagellackiererei hab ich fünfzig Dollar bezahlt«, beklagte sich Dolly bei Jane Wayne, die sich den Nagel beguckte und mitfühlend gluckste, während Dylford immer noch seine Eier streichelte und stöhnte.

Solche bösen Tage gehörten inzwischen allerdings der Vergangenheit an. Viel besser war's zwar nicht geworden, aber ruhiger. Dylford und Dolly waren in der Öffentlichkeit nicht mehr ganz so feindselig zueinander. Sie hatten sich damit abgefunden, daß sie diesen Monat als Partner miteinander verbringen mußten, wandten ihre gequälten Gesichter jedoch, nach wie vor, einander wirklich nur dann zu, wenn es sich überhaupt nicht mehr vermeiden ließ.

Dieser Status quo wurde an ihrem sogenannten *Boat-People-Tag* erreicht, wie Dylford ihn in jener Nacht in Leerys Saloon getauft hatte, in der Dolly so sternhagelvoll gewesen war, daß sie sämtlichen armen Säcken, die im Haus des Jammers herumhingen, eine Runde spendierte. Schon der Nachmittag dieses Tages hatte entsprechend angefangen, in Fu's Schnellimbüß, einer chinesischen Version amerikanischer Billigrestaurants, Typ Schmutziger Löffel, wo die Cops zu essen pflegten, weil sie nichts oder bloß den halben Preis zahlen mußten. Weil es bei Fu allerdings gar keine Löffel gab, nannte Dylford, obgleich er dort regelmäßig aß, Fu's Laden die Kneipe zum schmutzigen Stäbchen. Und zum Lunch überraschte er Dolly mit ihrer ewigen Leidensmiene, die mittlerweile die Angewohnheit hatte, genau wie ihr schlaksiger

Partner mit den Augen zu rollen, mit einer für seine Begriffe geradezu wunderbaren Konversation. Sie hatte es sich inzwischen sogar angewöhnt, genau wie Dildford in einem ziemlich weinerlichen Ton zu reden, wenn sie ihm mal Kontra gab. Bei Partnern ist es ja oft so, daß der eine die Eigenschaften des anderen annimmt, wobei er sich für gewöhnlich die schlechtesten aussucht.

»Du mußt unbedingt mal in diese Küche gehen«, sagte Dildford, den Mund voll Schweinefleisch a la Mu Chu, während er äußerst gekonnt mit den Stäbchen hantierte und zur Theke für den Straßenverkauf hinüberschaute, wo die mexikanischen Fabrikarbeiter regelrecht Schlange standen und Fu die Schüsseln mit Chow Mein förmlich aus der Hand rissen.

»Warum soll ich in die Küche gehen?« sagte Dolly, die ihre Shrimps mit gebratenem Reis mit äußerster Vorsicht verzehrte, weil sie hinsichtlich der wahren Natur der Shrimps die größten Zweifel hatte.

»Fu kann ne Kakerlake braten, ohne daß sie es merkt. Das ganze vergammelte Bratfett aus seinen Pöten schlägt sich nämlich im Lauf der Zeit an der Decke nieder und tropft dann auf den Küchenboden. Eigentlich ist das gar kein Küchenboden mehr, sondern nur noch n einziger großer Fettfleck. Die Kakerlaken könnten in dem ganzen Geschmier ohne Spikes überhaupt nicht mehr laufen.«

»Jesus Christus!« kreischte Dolly unvermittelt, sprang auf und stieß ihren Teller vom Tisch. »Mein Pilz hat sich gerade *bewegt!*«

Erst die späteren Ereignisse ihres Boat-People-Tages aber waren der eigentliche Grund dafür, daß sich Dolly bei Leery derart betrank, daß sie eine Lokalrunde schmiß. Und *dermaßen* sinnlos betrunken war vorher und hinterher nie einer von ihnen.

Es war ein Funkruf mit dem Code »Ungeklärter Notfall«, der Polizeibeamte immer sofort nervös macht, weil sie ihre Arbeit sowieso für eine Sache halten, die stets voller böser Überraschungen steckt, und der sie beunruhigt, eben weil sie lieber präzisere Vorstellungen davon haben, was sie erwartet. In diesem Fall hatte sich ein Mitbürger, der kürzlich über Bangkok aus Kambodscha eingetroffen war, dem Diensthabenden am Telefon kaum verständlich machen können, und so war's zu dem Ungeklärten-Notfall-Ruf gekommen.

Jane Wayne und ihr Partner Runzel-Ronald - inzwischen nur noch vierunddreißig Stunden und fünfzehn Minuten von seiner Pensionierung entfernt und insofern von der Angst vor nahezu allem zerfressen, in erster Linie von der Angst vor Ungeklärten-Notfall-Rufen - waren vor dem Apartmenthaus in der Nähe der Neunten Straße und der Catalina bereits eingetroffen, bevor Dillford und Dolly, denen der Ruf eigentlich gegolten hatte, endlich eintrudelten.

Jane Waynes Zöpfchenhaare schimmerten purpurgestreift im Sonnenlicht, weil sie gerade erst kurz zuvor wieder mal ihr Spezial-spray eingesetzt hatte, und sie sah in ihren maßgeschneiderten Jeans, mit ihren breiten Schultern, dem karmesinrot geschminkten Mund und den schmalen Hüften unverschämt gut aus.

»Wir kommen als Unterstützung«, sagte Jane Wayne, stieg aus dem Funkwagen und reckte ihre lange Gestalt, während ihr Partner nur zögernd nachkam und sich zum zehntenmal an diesem Morgen an die Stirn faßte.

»Ich glaub, ich krieg Fieber«, sagte er. »War das nicht das letzte? Wenn ich tot umfallen würd, dahingerafft von so nem asiatischen Virus, ausgerechnet einen Tag vor meiner Pensionierung?«

Sie befanden sich immerhin tatsächlich in der Nähe von Korea Town, und in vielen dieser Häuser hier wohnten Boat-People, Menschen wie der Kambodschaner, der angerufen hatte. Allesamt Leute, die Krieg und Hungersnot überstanden und Piraten und Mördern getrotzt hatten und lebendig in Kalifornien angekommen waren.

Das Apartmenthaus war eins von diesen zahllosen Stuckgebäuden mit spanischen Ziegeldächern, die in den späten zwanziger Jahren gebaut worden waren, als die Einwohnerzahl im Zentrum von Los Angeles immer schneller anstieg. Es war derzeit bis zum Dachboden mit Flüchtlingen vollgestopft, und wie die Latinos in ihren vollgestopften Apartmenthäusern in anderen Straßen mußten die Bewohner ihre zerbeulten Autos ganze Häuserblocks entfernt parken, weil in jeder Apartmenteinheit mindestens dreimal soviel Leute wohnten, wie ursprünglich vorgesehen waren. Die Geldstrafen für falsches Parken fraßen die mageren Tagesverdienste dieser Boat-People, die meist dieselben miesen Jobs hatten wie die Illegalen aus Südamerika, oft völlig auf.

Der Gestank von Schweinefleisch überlagerte alles. Von *verfaultem* Schweinefleisch. Und von angegammelten Hühnchen, die die Restaurants in Chinatown oder Korea Town oder Thai Town auf den Müll geworfen hatten. Die vier Cops sahen einander an, und Dolly hatte das Gefühl, im nächsten Moment kotzen zu müssen.

Es gab da eine Gemeinschaftsküche, die das ganze Gebäude versorgte. Sie war am Ende der dunklen Halle, und nachdem Dildford »Polizei. Wer hat angerufen?« gebrüllt und keine Antwort gekriegt hatte, gingen die Cops in die Küche, die etwa so groß war wie Leerys Tanzfläche.

Sie hatte einen Gasherd, der für ein einzelnes Apartment sicher ausgereicht hätte, und einen Backofen. Zwei kurz zuvor benutzte Platten wurden gerade kalt, außerdem rumorte in der Küche noch ein lauter alter Kühlschrank. Jane Wayne machte vorsichtig eine Tür auf und sah, daß dahinter eine finstere Speisekammer lag. Plötzlich strömte ein dunkler, schmutziger Wasserschwall aus der Vorratskammer auf den Fußboden der Küche.

Das heißt, es war gar kein Wasser.

Es war eine wahre *Springflut* von Kakerlaken. Ungeachtet ihres sonstigen Machogehabes stieß Jane Wayne einen schrillen Schrei aus und zog instinktiv ihre Hosenbeine hoch. Dasselbe machte Runzel-Ronald, der sich sofort fragte, ob Kakerlaken die Pest übertragen. Dasselbe machten Dildford und Dolly, und Dildford sagte »Haut ab! Haut ab!« zu der Kakerlakenspringflut, die ihnen um die Füße krabbelte, kribbelte und buchstäblich *floß*, wie Wasser aus einer Kloake. Dildford zertrat mehrere Dutzend, und die schimmernden Körper der Tiere zersplitterten wie groß gebratener Schinken. Dolly sagte: »Los, nix wie *abhauen*!«

Was sie dann auch taten. Und zwar schleunigst.

»liiiih!« schrie Runzel-Ronald, als er mehrere Kakerlaken aus seinen Hosenbeinen schüttelte.

»Ekelhaft!« schrie Jane Wayne, zitternd wie Espenlaub.

»Abscheulich!« schrie Dolly, und der Pilz, der sich bewegt hatte, fiel ihr ein.

Dann sahen sie die Pfoten in den Petunien.

Im ersten Moment kamen sie gar nicht auf die Idee, daß es Pfoten waren. Sie sahen aus wie zwei weiße Petunien zwischen den

rosa- und mauvefarbenen anderen. Man hatte sie zwischen den Petunien versteckt, und das ganze Bukett, in Plastikfolie verpackt, war wie ein Liebesgruß vor eine Tür im Erdgeschoß des Apartmenthauses gelegt worden.

Dolly dachte im ersten Moment, ihre Augen würden durch das schummrige Licht und die Schatten auf dem glatten, schmierigen, nach Urin stinkenden Teppich genarrt. Dann bückte sie sich und prüfte die Sache genauer. Vorsichtig *befühlte* sie die Pfoten in den Petunien. Sie fühlte die schwarzen, kleinen Nägel und die erstarrten Zehen.

»Was, zum Teufel, ist das?« sagte Dolly.

Runzel-Ronald sagte: »Das sind zwei Pfoten, sonst gar nix. Hundepfoten in Petunien. Herrgott! Davon werd ich nun todsicher noch schwer krank und krieg die Pest, und das an meinem vorletzten Tag. Komm mir damit bloß nicht zu nah.«

»Hundepfoten?« sagte Jane Wayne ungläubig. »Echte Hundepfoten?«

»Und ob die echt sind«, sagte Runzel-Ronald. »Die Chinesenbanden verschicken die als Warnung. Die verschicken auch Hundeköpfe. Köpfe und Pfoten hat's hier in der Gegend immer schon ne Menge gegeben, aber Hundekörper hab ich echt noch nie gesehen. Soll ich euch mal sagen, was die mit den Körpern machen?«

»Bist du kürzlich mal zum Lunch bei Fu gewesen?« fragte Dolly, ziemlich grün im Gesicht.

»Ja, richtig, Fu kocht seine Hunde«, sagte Dylford, aber niemand lachte.

»Irgend jemand hat da vermutlich seine Schutzgelder nicht bezahlt«, sagte Runzel-Ronald, als sie die Treppen hinaufstiegen. »Vielleicht einer, der in nem Laden in Chinatown arbeitet oder ... OH, SCHEISSE!«

Sie entdeckten den Kopf des Hundes. Es war ein schmutziger, gelblichweißer Mischling gewesen. Der Kopf des Hundes hing an einer Tür in der ersten Etage. Geronnenes, schmutziges Blut hatte dort, wo der Kopf hing, die Tür verschmiert. Es war wirklich eine gräßliche Warnung. Der Kopf war mit einem langen Dreizöller, den man durch die geschwollene Zunge des Tieres getrieben hatte, an die Tür genagelt worden. Das zerfetzte Fell am Hals war

oberhalb des scharfen Schnitts im Genick teilweise gewaltsam abgezogen worden, und offensichtlich hatte man den Hund auch ganz in der Nähe getötet, weil der Fußboden vor der Tür des Apartments, in dem wahrscheinlich der Mann wohnte, dem die tödliche Warnung gegolten hatte, eine große Blutlache aufwies. Eine junge Ratte hatte sich übermütig in der klebrigen Masse gewälzt, und sie war dann mit einem blutverschmierten Grinsen direkt an den Gesichtern von Dolly und Dildford vorbeigerannt, genau in dem Moment, als deren Köpfe in Augenhöhe auf dem Treppenabsatz in der ersten Etage auftauchten.

Dildford zog seinen Revolver und versuchte zu demonstrieren, daß er überhaupt nicht nervös war, indem er über das Menü in Fus Schnellimbisß noch schnell ein paar Witze mehr riß. Die anderen sagten kein Wort. Dolly kämpfte geradezu verbissen gegen das Gefühl an, kotzen zu müssen.

»Polizei!« brüllte Dildford in den Korridor in der ersten Etage des Apartmenthauses, das völlig menschenleer zu sein schien.

Überall aber hatten die südostasiatischen Boat-People, die wie Vieh in den schmutzigen kleinen Räumen zusammengepfercht worden waren, ihre Spuren hinterlassen. Die Leute zahlten Wuchermieten an den Eigentümer der Bruchbude, einen smarten Westsider, wie sich später herausstellte, der mühelos 10 000 Dollar für einen mit 24karätigem Gold überzogenen 38er Revolver mit eingraviertem Namen hinblättern konnte, ein Werk von Bijan, dem Fröhlichen Perser vom Rodeo Drive, in dessen Herrenausstattungsgeschäft, dem exklusivsten von ganz Beverly Hills, derartige Kreationen für die modebewußte Klientel immer vorrätig waren.

Es kam noch immer keine Antwort aus dem oberen Korridor. Die meisten Bewohner gingen offenbar ihrer Arbeit als ungelernete Kräfte nach, in den zahllosen Geschäften und Gewerbebetrieben, die von Thais, Koreanern, Laoten, Vietnamesen, Kambodschanern und Chinesen aufgemacht worden waren, oder in der Innenstadt, in den Ausbeuterläden der Weißen, die sich selbst für die Hüter der amerikanischen Ideale hielten, indem sie die Flüchtlinge aus Asien ebenso gewissenhaft ausbeuteten, wie sie vor ihnen bereits die Mexikaner ausgebeutet hatten. Die vier Cops - sie hatten ihre Revolver inzwischen wieder eingesteckt, weil offen-

sichtlich keine weiteren verstümmelten Tiere mehr herumlagen und sie zu Tode erschreckten - beschlossen schließlich, die zweite Etage zu überprüfen, immer noch in der Hoffnung, endlich herauszufinden, wer, zum Teufel, aus diesem Spukhaus die Polizei angerufen hatte.

Die vier Cops stiegen zur nächsten Etage hinauf, wobei ihre Schultergurte knirschten, ihre Schlüssel klirrten und ihr keuchender Atem ziemlich laut zu hören war, nicht etwa, weil sie mit der kurzen Treppe Schwierigkeiten hatten, sondern weil sie immer noch erwarteten, auf irgendwelchen Türschwellen weitere exotische Warnungen vorzufinden, Warnungen von Halsabschneidern, denen die Boat-People nicht so schnell entkommen konnten, wie sie auf den Bootsreisen über tückische Meere anderen Schrecknissen entkommen waren, als die Leute immer noch gehofft hatten, ihren Schändern, Räubern und Mördern eines Tages ein für allemal aus dem Weg gehen zu können, nur um dann doch immer wieder aufs neue mit ihnen konfrontiert zu werden.

So jedenfalls erging es den wenigen Glücklichen, den Überlebenden, die man auf so wundervolle Weise der Freiheit ausgeliefert hatte, hier im Zentrum von Los Angeles, wo ihnen Gangster aus ihrem Heimatland und dessen Nachbarstaaten Hundeköpfe an die Tür nagelten, wenn sie ihre schwer verdienten Scheine nicht rausrücken wollten.

»Verfluchte Scheiße«, sagte Dildford. »Ich weiß nicht, wer da angerufen hat, verdammt noch mal, und es ist mir auch völlig scheißegal. Gegen diesen Schuppen hier ist ja sogar das Haus des Jammers ein fröhliches Haus. Los, bloß schnell wieder hier weg.«

Dann hörten sie eine Frau jammern. Es war ein Jammern, das sich fast wie frommes Singen anhörte, wie die Klage von Menschen, die jahrelang den Widerschein von Feuer und Explosionen am Himmel beobachten mußten und ihre Unterdrücker nur noch um Gnade und Barmherzigkeit anflehen können.

»Zum Teufel, wer ist das denn nun schon wieder?« sagte Jane Wayne.

Und dann kroch die große junge Frau behutsam auf die dritte Tür auf der linken Seite zu, von der man das Namensschild schon vor langer Zeit geklaut hatte, genau wie die kupfernen Installationen im ganzen Haus, die inzwischen durch Rohre aus Plastik ersetzt

worden waren. Die vier Cops gaben sich gegenseitig Dekkung, als Jane Wayne mit ihrem Schlagstock vorsichtig an die Tür klopfte. Das Jammern wurde lauter und ging in ein gesangähnliches, rhythmisches Leiern über.

Dann machte ein neunjähriger Junge die Tür auf. Er war ein zartes Kind mit wimpernlosen Augen. Jemand hatte ihm die Haare so ungeschickt geschnitten, daß oben überall die Kopfhaut durchschimmerte.

»Sprichst du englisch?« fragte Dildford, und das Kind, das ein T-Shirt mit der Aufschrift »I love Los Angeles« und kurze Hosen und Sandalen trug, die ihm viel zu groß waren, starrte ihn nur an. Unerschrocken.

»Scheiße«, sagte Dildford nervös. Dann steckte er kurz den Kopf in das Apartment, das der durch und durch erfinderische Slumbesitzer mit einer Trennwand aus Sperrholz in zwei Hälften unterteilt hatte, damit sich die Anzahl der Mieter pro Apartment verdoppeln ließ.

Dildford sagte: »Hey, kann hier einer Englisch?«

Das Singsanggejammer hörte sekundenlang auf, fing jedoch gleich wieder an. Dann trat ein Mann aus diesem Zimmer des Jammers. Er wirkte alterslos, hatte borstige, schwarze Haare, sah graugelb aus und war sehr hager. Er trug eine Hose, die sechs Nummern zu groß war und von einem riesigen Ledergürtel festgehalten wurde. Er trug Duschsandalen aus Gummi mit einem Riemen zwischen den Zehen. Er trug ein schmutziges, durchgeschwitztes Unterhemd.

Und sein Körper wies tausend Narben auf, Narben von unzähligen Stichwunden und Schlägen.

»Ich hab von dieser Scheiße allmählich *wirklich* die Schnauze voll«, sagte Runzel-Ronald spontan. »Die anderthalb Tage, die ich noch abreißen muß.« Trotzdem ließ Runzel-Ronald die drei jüngeren Cops stehen und trat ein paar Schritte vor. Er nahm den alterslos wirkenden Mann beim Arm und nickte ihm dabei aufmunternd zu.

»Okay?« sagte Runzel-Ronald. »Okay? Wir tun Ihnen doch gar nichts. Okay?« Und er zog das ärmellose Unterhemd hoch, entblößte den knochigen Oberkörper des alterslos wirkenden Mannes und sagte: »Tausend Narben. Ich hab von dieser Scheiße *wirklich* die Schnauze voll.«

Und der alterslos wirkende Mann, der kein Wort Englisch verstand, sah den verrunzelten Cop an, als ob er sagen wollte: »Ich auch.«

Dilford war zwar dienstälter als Jane Wayne und Dolly und hielt sich wegen seiner dreijährigen Zugehörigkeit zur Polizei für einen ausgekochten Veteranen, hatte jedoch kaum jemals in Asiatenvierteln zu tun gehabt, schon gar nicht in den Wohngegenden der Boat-People.

»So was ist typisch für diese Chinesengangs«, sagte Runzel-Ronald. »Aber irgendwie sieht der Kerl gar nicht wie n Chinese aus.« Dann wandte er sich an den alterslos wirkenden Mann und sagte: »Kambodscha? Du?«

Der alterslos wirkende Mann starrte die Wand an und sah aus, als wolle er wirklich alles akzeptieren, was das Schicksal mit ihm vorhatte. Der kleine Junge mit den wimpernlosen Augen starrte die Beamten an, unerschrocken.

»Was haben sie mit dem Mann *gemacht*?« sagte Dolly. Dabei trat auch sie auf ihn zu und faßte ihn vorsichtig am rechten Arm. Jeder Zentimeter Haut zwischen seiner Kehle und seinem Bauchnabel war kreuz und quer mit verschorften und verkrusteten Wunden bedeckt, die bereits abheilten, und das Ganze sah aus, als habe man seinen ganzen Körper mit arabischen Zeichen beschrieben.

»Sie benutzen scharfe Messer«, sagte Runzel-Ronald. »Sie passen haargenau auf, daß sie den Leuten dabei nicht in die Arterien schneiden. Die Kerle sollen ja weiterarbeiten und Geld verdienen, damit sie ihnen dann ihren Schutzgeldanteil geben können.«

»Wofür denn Schutzgeldanteil?« schrie Jane Wayne.

»Dafür, daß sie *existieren* dürfen, verdammt!« Runzel-Ronald sah nervös auf die Uhr und zählte die Minuten.

»Darüber mach ich n Bericht für die Asiatische Sonderkommission«, sagte Dolly mit zitternder Stimme. »Die Leute *müssen* begreifen, daß sie gefälligst zur Polizei gehen sollen, wenn sie Schutz brauchen, und ...«

»Was liegt denn *da*?« fragte Jane Wayne plötzlich.

Jane Wayne, die fast so groß war wie Dilford, hatte in den dreckigen kleinen Raum geguckt, aus dem immer noch das Jammern zu hören war.

»Was liegt denn *da*?« sagte Dilford, und Dolly und der verrun-

zelte Cop traten vorsichtig über die Türschwelle.

Das Jammern kam von einer Frau, die auf den Knien lag. Sie war vielleicht dreißig Jahre alt, also nicht so alterslos wie der Mann. Aber sie hatte denselben Blick wie er. Einen Blick, in dem zu lesen stand: *Was immer ihr mir auch antut, es kann sicher nicht schlimmer sein als das, was man mir schon angetan hat. Und ich erwarte auf gar keinen Fall, daß es was Besseres sein könnte.* Kurz gesagt, sie hatte den Blick der Boat-People.

»Das ist ne Babypuppe«, sagte Dolly, die sich auf die Zehenspitzen gestellt hatte, um über Jane Waynes breite Schultern schauen zu können.

»Das ist n Baby!« sagte Dildford. »*Glaub* ich wenigstens.«

Genau konnte man es nicht erkennen. Es lag nackt auf einer Schlafmatte aus Stroh. An den Fenstern hingen muffige Samtvorhänge aus längst vergangenen Zeiten, die die Vormieter nur deshalb nicht geklaut hatten, weil sie schon ausgefranst und fleckig gewesen waren, als hier, vor den Boat-People, die illegalen Latinos gehaust hatten. Es war dunkel in dem Raum, und das Baby rührte sich nicht. Die Frau kniete neben dem nackten Baby und sang ihr jammervolles Klagelied.

»Ist das Baby krank?« fragte Dolly.

»Ist das Baby tot?« fragte Dildford.

»Das Baby sieht so merkwürdig aus«, sagte Jane Wayne. »Es ist völlig ... *deformiert*.«

Und die große junge Frau warf einen raschen Blick durch das Dunkel in die schmutzige Zimmerecke, in der das Baby lag. Dann ging sie vorsichtig die paar Schritte durch den Raum, vorbei an der leise jammernden Frau, und stand schließlich direkt über dem deformierten Baby.

Es war allerdings nicht nur deformiert.

Jane Wayne stöhnte laut auf, als sie den schimmernden Knochensplitter sah, der aus der Schulter hervortrat. Das linke Bein war abgeknickt wie ein Taschenmesser und berührte fast die Hüfte des Babys, an einer Stelle, wo die Haut nicht von Knochensplittern aufgerissen worden war. Aber Knochensplitter hatten die Haut fast bis zum Ellenbogen aufgerissen. Der linke Arm des Kindes war mitten durchgebrochen, und die karmesinroten Splitter bohrten sich durch das Fleisch. Man sah nur sehr wenig Blut.

Die Mutter des Babys hatte gar nicht den Versuch unternommen, die Leiche wieder in die Form zu bringen, die das Kind mal gehabt hatte, als es unverletzt gewesen war. Sie war lediglich neben dem verstümmelten nackten Kind auf die Knie gesunken und jammerte vor sich hin.

Jane Wayne und Runzel-Ronald waren heilfroh, daß Dilford und Dolly den Funkruf ebenfalls gehört hatten und ihnen zu Hilfe gekommen waren. Sie blieben auch nur noch so lange da, bis sie die Detectives und die zuständige Asiatische Sonderkommission des Police Departments alarmiert hatten und ein Dolmetscher eingetroffen war, ein vietnamesischer, wie sich herausstellte.

So kriegten sie immerhin auch noch mit, wer das Baby getötet hatte. Es war der alterslos wirkende Mann, der Vater des Babys, der, wie der Übersetzer erklärte, erst seit knapp zwei Jahren in Amerika lebte. Ein Mann, der erlebt hatte, wie seine Eltern, zwei Söhne und seine frühere Frau im Krieg umgebracht worden waren. Als er dann endlich in Amerika angekommen war, hatte er von Vergewaltigung und Raub und Folter und Mord restlos die Schnauze voll, und deshalb hatte er es glatt abgelehnt zu zahlen, als drei Lieutenants eines ehemaligen südvietnamesischen Colonels, dem in Los Angeles inzwischen eine Kette von Lebensmittelgeschäften gehörte, auf den Gedanken gekommen waren, die gründliche militärische Ausbildung, die ihnen Jahre zuvor von der Regierung der Vereinigten Staaten zuteil geworden war, dürfe auf keinen Fall umsonst gewesen sein. Diese Lieutenants waren zu der Überzeugung gekommen, daß sie für die Jahre, in denen alle Versprechungen, die man ihnen gegeben hatte, gebrochen worden waren, und für die endgültige Niederlage ihres Vaterlandes entschädigt werden müßten, und so führten sie dann ihren Guerillakrieg gegen die eigenen Leute, eine Herrschaft des Terrors gegen die Menschen in den vietnamesischen Wohnvierteln. Aber manchmal kam ein störrischer Zeitgenosse wie dieser alterslos wirkende Mann, der restlos die Schnauze voll hatte, eben doch auf die Idee, daß er ihnen die vietnamesische Version einer Nerzdecke aus dem Hause Bijan wenigstens so lange nicht finanzieren sollte, wie seine Familie *völlig* ohne Decke schlafen mußte. Und der beschloß dann, keine zwanzig Prozent seines Wochenlohnes auszuspucken, bloß damit ihm das Recht zugestanden wurde, zu existieren. Von

daher hatte er dann diese tausend Schnittverletzungen.

Und nach den tausend Schnittverletzungen, so berichtete die jammernde Frau dem Dolmetscher, hatte ihr Mann aufgehört zu arbeiten und auch noch den Rest seines Lebensmutes verloren. Und dann wollte das Baby *überhaupt* nicht mehr aufhören zu schreien ...

Als dem Vermögensberater aus Beverly Hills, dessen Firmen in diesen Stadtvierteln auch Hausverwaltungsaufgaben übernommen hatten, die Geschichte zu Ohren kam, daß einer seiner namenlosen Mieter wegen Mordes eingesperrt worden war, dachte er sich für seine Kumpane im Prominententreff Polo Lounge einen ausgesprochen widerlichen Witz aus.

»Einer von unseren Mietern hat sich *Monday Night Football* im Fernsehen angeguckt«, erzählte er ihnen. »Und anscheinend hat es ihm gefallen, daß unsere Halbstürmer jedesmal, wenn sie ein Tor gemacht haben, mit ihren Spikes vor Freude auf dem Ball rumtrampeln, als ob sie ihn auf den Rasen nageln und durchlöchern und die Luft aus ihm rauslassen wollen. Heute früh hat dieser Spike dann doch tatsächlich versucht, sein eigenes Baby anzunageln und zu durchlöchern und die Luft aus ihm rauszulassen! War n totaler Erfolg! Da kann man mal wieder sehen, daß diese Boat-People in Amerika ne Menge lernen können!«

»Da sagst du wirklich was Wahres, Howard Cosell!« kicherte seine derzeitige Freundin.



Während Dilford und Dolly am Tatort blieben und den Detectives halfen, fuhren Jane Wayne und Runzel-Ronald weiter Streife. Der verrunzelte Cop war inzwischen hundertprozentig davon überzeugt, daß er durch einen Verkehrsunfall umkommen würde, und er hoffte nur, daß es gnädig und schnell gehen möge. Er war jetzt noch dreiunddreißig Stunden von seiner Pensionierung entfernt.

Inzwischen sah es ganz danach aus, als seien Jane Waynes Nerven durch den Bericht des Dolmetschers über den alterslos wirkenden Mann schwer angeknackst worden, sowohl wegen des Baby-Spikings als auch wegen der tausend Schnittverletzungen. Ebenso wegen des Annagelns von Hundeköpfen an anderer Leute

Wohnungstüren und auch, weil es Leute gab, die Pfoten in Petunien versteckten. Jane Wayne erkannte mehr und mehr, daß sie das alles haßte wie die Pest. Sie war jetzt sechzehn Monate Polizistin, und sie wünschte sich momentan bloß noch, daß sie heute abend in Leerys Saloon gehen und mit Dolly quatschen und sie fragen konnte, ob Baby-Spiking und Pfoten in Petunien nicht auch ihrer Ansicht nach was ganz anderes waren als diese Räuber-und-Gendarm-Spielchen und Autoverfolgungsjagden und diese anderen lustigen Sachen, die sie sich eigentlich immer unter Polizeiarbeit *vorgestellt* hatte.

Je länger sie allerdings über all das nachdachte, desto mehr spürte sie, daß sie gar nicht mehr bis heute abend warten konnte. Jane Wayne, deren Make-up sowieso immer viel zu üppig war (weibliche Officers mußten es auf Anordnung des Captains »natürlich« auftragen), merkte plötzlich, daß ihr die Wimperntusche runterlief. Jane Wayne, die den schwarzweißen Streifenwagen fuhr, während Runzel-Ronald sich ausruhte und den Puls fühlte, fing an zu heulen.

Die große junge Frau hatte seit ihrem zwölften Lebensjahr, als ihre Mutter an Krebs gestorben war, nicht mehr geheult. Sie war regelrecht fassungslos, daß ihr jetzt die Tränen kamen. Jane Wayne wischte sich verstohlen die Augen, wobei sie die Wimperntusche nur noch mehr verschmierte, und dann blickte sie kurz rüber zu Runzel-Ronald. Der hatte nichts bemerkt, würde allerdings in diesen Tagen noch nicht mal einen Elefanten auf dem Bürgersteig bemerken, es sei denn, er geriete durch ihn in unmittelbare Lebensgefahr. Jane Wayne wußte, daß sie mit einem Menschen reden mußte. Pronto.

Da gab's nur eine Person, die in Frage kam. Sie verspürte mit einem Mal den überwältigenden Drang, ihr Lieblingssexobjekt zu finden, wobei es ihr allerdings gar nicht mal so sehr auf das Lieblingssexobjekt als solches ankam, sondern darauf, daß es sich um die einzige Person handelte, die absolut, unzweifelhaft und erwiesenermaßen *verrückt* war und deshalb alles kapieren würde. Deshalb startete sie eine Suchaktion nach dem Schrecklichen Tschechen und fuhr kreuz und quer im Alvarado-Revier herum.



Nachdem der Schreckliche Tscheche den Saufruder aufgehängt und seinen Kampf mit dem störrischen Eßstäbchen heil überstanden hatte, war er für den Rest dieses Tages eigentlich ganz gut zuwege. Das heißt, er beschäftigte sich mit stinknormalen Sachen, beispielsweise mit dem sogenannten Lippen von Kubanern.

Nie hatte der Schreckliche Tscheche aufgehört, eine lange Beschwerdeliste gegen seinen früheren Präsidenten herunterzuleiern, weil der sich von Fidel Castro so schrecklich übers Ohr hatte hauen lassen.

»Patrioten!« schimpfte er. »Freiheitskämpfer. Klar. Auf diesen verdammten Booten, die aus Kuba gekommen sind, gab's ganze zweiunddreißig Freiheitskämpfer, aber fünfundzwanzigtausend Diebe, Sittenstrolche, Mörder, Geisteskranke und Perverse. Warum ist eigentlich *Billy Carter* nicht Präsident geworden? Den konnte man wenigstens besoffen machen, und dann konnte man *Tacheles* mit Billy reden!«

Das Lippen von Kubanern bedeutete, daß jedesmal, wenn der Schreckliche Tscheche jemanden traf, den er für einen kubanischen Gangster hielt, dasselbe passierte, nämlich daß der Schreckliche Tscheche gleich im Anschluß an die Durchsuchung nach Waffen und nach den einleitenden Fragen, was der vermeintliche Gangster gerade im Schilde führte, den Verdächtigen völlig überraschend an der Unterlippe packte und sie dann herunterzog, um nachzusehen, ob der Mann da eine Tätowierung hatte.

Der Ärger war ursprünglich dadurch verursacht worden, daß Fidel Castro in der Zeit, in der er Jimmy Carter aufs Kreuz legte, sämtliche Verrückte, Geisteskranke, Mörder, Räuber und Tanten, die er auf seinen lecken Booten nach Miami schickte, an dieser Stelle tätowieren ließ, aus dem einfachen Grund, weil man auf diese Weise jeden, der jemals die Absicht verwirklichen würde, sich nach Kuba zurückzuschleichen, sofort durch seine Tätowierung identifizieren konnte. Zunächst hatten einige den Versuch gemacht, die Tätowierung wegzubeißen oder sonstwie unkenntlich zu machen. Bis dann die kubanischen Behörden dazu übergingen, ihnen mit dem Gewehrkolben die Zähne einzuschlagen.

Je häufiger der Schreckliche Tscheche über all das nachdachte, wenn er auf der Suche nach zu lippenden Kubanern in seinem

Revier herumstrich, desto mehr kam er zu der Überzeugung, er müsse unbedingt den Namen Fidel Castro auf seinen Stimmzettel schreiben, wenn er das nächste Mal einen Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wählen hatte. Fidel Castro war genau sein Typ.

Der Schreckliche Tscheche, der immer schon ein gewissenhafter Cop gewesen war, schrieb sich die Namen, Adressen und Beschreibungen aller Leute, denen er schon mal die Lippe heruntergezogen hatte, sorgfältig in ein kleines Notizbuch. Außerdem auch alle Daten derjenigen Exilkubaner, die zusätzlich eine Tätowierung an der linken Hand hatten, ein Verfahren, das von kubanischen Gefängnisbanden praktiziert wurde, um ihre Mitglieder auf diese Weise nach der Art ihrer kriminellen Spezialitäten zu kennzeichnen, sei es Gewalttätigkeit, Diebstahl, Raub oder Mord.

Cecil Higgins vertrat die Ansicht, es sei ziemlich unhygienisch, den Kubanern die Lippe herunterzuziehen, und er versuchte, wenn auch vergeblich, den Schrecklichen Tschechen davon zu überzeugen, daß er eines Tages noch die Tollwut kriegen würde, weil er seine Hände immer in fremder Leute Mund steckte.

»Tscheche, hast du heute nicht schon genug Leute gelippt?« nörkelte Cecil Higgins. »Wie war's mal mit Händewaschen? Mir wird schlecht, wenn ich daran denk, wo du mit deinen Flossen überall gewesen bist.«

Der Schreckliche Tscheche ging gehorsam in Leo's Love Palace, jagte zwei Homos und einen Kleindealer aus dem Waschraum, wusch sich Hände und Gesicht und entschloß sich, ab sofort im Park zu sitzen und die Enten zu füttern und den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen.

Jane Wayne hatte Cecil Higgins erspäht und war schon ausgestiegen, als der Schreckliche Tscheche aus der Kneipe kam. Während Cecil Higgins rüberging zum Funkwagen, um Runzel-Ronald endlich davon zu überzeugen, daß er die besten Chancen hatte, auch noch seine letzten anderthalb Tage im Dienst zu überleben, ging Jane Wayne auf den Schrecklichen Tschechen zu und führte ihn in die Einfahrt von Leo's Love Palace, wo sie unbeobachtet waren.

»Hey, Honey«, grinste der Schreckliche Tscheche. »Wie war denn so *dein* Tag? Ich hab natürlich n fürchterlichen Brummschä-

del gehabt, und ...«

»Ich hab einen sehr schlimmen Tag gehabt, Tscheche«, sagte Jane Wayne, und wahrhaftig zum allerersten Mal sah er, daß ihr kräftiges Kinn zitterte. Und daß ihr Eyeliner verschmiert war. »Ich hab einen sehr schlimmen Tag gehabt. Ich hasse es, wenn Babys kaputtgeschlagen und Hundepfoten in Petunien gesteckt werden«, sagte sie.

Und während der Schreckliche Tscheche mit Jane Wayne in der schmutzigen Einfahrt von Leo's Love Palace stand, brach mit einem Mal alles mit überschnappender Stimme aus ihr heraus, und die Wimperntusche lief ihr herunter, und die Augen des Schrecklichen Tschechen wurden bei alledem seltsamerweise immer normaler.

Jane Wayne erzählte dem Schrecklichen Tschechen, daß sie und Runzel-Ronald noch mitgekriegt hatten, wie der Dolmetscher von den Cops der Asiatischen Sonderkommission mit auf die Wache genommen worden war und wie er dort berichtet hatte, daß der alterslos wirkende Mann vom Krieg und vom Napalm und von den Piraten, die ihn während der Reise mit dem lecken Boot ausgeraubt und seine Frau vergewaltigt hatten, restlos die Schnauze voll gehabt habe und daß er, nachdem er schließlich in Los Angeles angekommen war, restlos die Schnauze auch davon voll gehabt hätte, mitansehen zu müssen, wie die vietnamesischen Lieutenants seinen Boß erpreßten. Und daß die dann, nachdem er sich dagegen gewehrt hatte, beschlossen hätten, ihm andere Manieren beizubringen, und ihm in Gegenwart seiner Frau tausend Messerstiche verpaßt hätten. Dann sei was Seltsames passiert. Er habe mit einem Male restlos die Schnauze davon voll gehabt, von diesem ganzen Elend ständig die Schnauze voll haben zu müssen, und heute morgen, als das Baby gar nicht mehr aufhören wollte zu schreien, habe er ... also, wirklich, er habe nicht mehr gewußt, was er tat, bis er das Baby völlig zerschmettert auf dem Boden liegen sah.

Und dann habe der alterslos wirkende Mann mit Hilfe des Dolmetschers ein formelles Gesuch an die Detectives gerichtet. Er habe die Detectives gefragt, ob sie bitte einer Sitte seines Heimatlandes folgen könnten. Sobald er, was sie sicher noch von ihm verlangen würden, die erforderlichen Dokumente unterzeichnet

hätte, möchten sie ihn, bitte sehr, nach draußen bringen und sofort erschießen. Dafür danke er ihnen untertänigst schon im voraus.

Der Schreckliche Tscheche überlegte, ob er Jane Wayne bitten sollte, nach Feierabend mit zu ihm nach Hause zu kommen, und es passierte ihm zum erstenmal während seiner ganzen Zeit bei der Polizei, daß er darüber nachdachte, wie es sein könnte, mit einer Frau nach Hause zu kommen, ohne auch nur den leisesten Gedanken daran zu haben, gleich über sie herfallen zu müssen. Plötzlich wurde ihm klar, daß das ständige Lippen von Leuten ein unerträglich einsamer Job war, mit dem man sich kaum Freunde machen konnte, und er hatte plötzlich den dringenden Wunsch, immer mit ihr zusammen zu sein. Bloß, ehe er Jane Wayne die Frage überhaupt stellen konnte, fing sie dann mit einem Mal an zu *schluchzen* und sagte, niemand habe ihr vorher erzählt, daß sie bei ihrer polizeilichen Tätigkeit mit Menschen zu tun haben würde, die nach draußen geführt und erschossen zu werden wünschten, und mit Hundeköpfen, die an Wohnungstüren genagelt waren. Und mit verstümmelten Babys.

Der Schreckliche Tscheche nahm die große junge Frau in die Arme, klopfte ihr zärtlich auf den Rücken und sagte: »Ruhig, ruhig. Vielleicht ist das alles ja gar nicht real. Gar nicht *richtig* real, mein ich.«

Und dann erkannte der Schreckliche Tscheche, daß er wirklich sein möglichstes tun mußte, um Jane Wayne wieder aufzuheitern, und er sagte: »Hey, ich mach dir einen Vorschlag. Nach Dienstschluß gucken wir, wo's n Barbecue gibt, und dann gehen wir kegeln, und dann gehen wir zu Leery, und da lassen wir dann mal wieder all die guten alten Rock'n'Roll-Nummern laufen. Da tanzen wir dann Frag und Jerk, und ... ruhig, ruhig!« sagte er und tätschelte ihr den Rücken.

Just in diesem Moment kam ein Friseur aus Hollywood, der in den besten Jahren stand, reichlich affektiert die Alvarado heruntergetänzelt, um Ausschau nach einem dreiundzwanzigjährigen Strichjungen namens Cubby zu halten, den er aus einer Schwulenbar kannte und der sich von dem Friseur dreihundert Dollar geliehen hatte, weil er, wie er sagte, Geld für seine kranke Mutter brauchte, die angeblich in der Alvarado Street wohnte, unter einer Adresse, die sich als die von Leo's Love Palace entpuppte. Der

Friseur aus Hollywood war schon ziemlich auf hundertachtzig, und während er da so stand, die Hände in die Hüften gestützt, und zu der miesen Finte rüberschaute und an das Geld dachte, das ihm dieser kleine Stricher Cubby zurückgeben sollte, sah er in dem dunklen Eingang mit einem Mal zwei Gestalten stehen. Es war zu blöd, aber sie sahen aus wie Cops.

Es *waren* Cops.

Der Friseur aus Hollywood glaubte, er müßte auf der Stelle verrückt werden. Wahr und wahrhaftig knutschten sich im Eingang von Leo's Love Palace ein großer Cop und ein echtes *Monster* von Cop ab. In voller Uniform.

Teilweise verdeckte der Monstercop den anderen, aber ganz zweifellos war der andere ebenfalls ein großer Cop. Der Friseur aus Hollywood konnte hören, wie ihre schwarzen Lederklamotten knirschten und ihre Schlagstöcke aneinanderknallten, als sie sich stürmisch umarmten!

Es war vermutlich der geilste Anblick, der sich dem Friseur je geboten hatte. Er übertraf sogar alle Wunschträume, die er je gehabt hatte. Zum Teufel mit Hollywood! *Das* hier war das Allerschärfste!

Bevor er dann auf dem schnellsten Wege nach Hause flitzte, um seiner Wirtin den Mietvertrag aufzukündigen und sich dann nach einem Apartment in dieser Gegend umzugucken, sah er klar und deutlich, wie der Monstercop den anderen Knilch *küßte* und ihm, während er ihm behutsam den Rücken klopfte wie einem Baby, das ein Bäuerchen machen soll, immer bloß dasselbe zubrummte: »Ruhig, ruhig. Ruhig, ruhig.«

5. KAPITEL

Der falsche Zuhälter

Als Todesursache von Missy Moonbeam alias Thelma Bernbaum war, allgemeinverständlich ausgedrückt, festgestellt worden, daß durch den Sturz vom Dach des Wonderland-Hotels ihr Rückgrat zertrümmert und außerdem ihre Milz zerstört und die Nieren total zerquetscht worden waren. Außerdem hätte sich in dem Loch in ihrem Schädel ein ganzer Wurf von Hotelmäusen einnisten können.

Auf dem Rückweg vom Leichenschauhaus fuhr Mario Villalobos zum Wonderland-Hotel, um mit dem Empfangschef zu sprechen, der in der ersten Vernehmung einen weißen Zuhälter von der Western Avenue erwähnt hatte. Das Wonderland-Hotel sah genauso aus, wie Mario Villalobos es sich vorgestellt hatte: es war eine abgetakelte Hure von Hotel, die nur noch von Kitt und Tünche zusammengehalten wurde und inzwischen vor allem Rentner und Fürsorgeempfänger beherbergte. Außerdem wohnten dort drei Nutten von der Western Avenue, fünf Dealer und zwei Mitglieder der Filmschauspielergewerkschaft.

Der Empfangschef des Hotels hieß Oliver Rigby. Er war etwa sechzig Jahre alt, und er hatte einen kahlen, schmalen Schädel sowie Zahnprothesen, die ihm, wenn er redete, ständig aus dem Mund zu fallen drohten. Und er redete ununterbrochen, sobald er einem Menschen begegnete, der so nett war, ihm zuzuhören. Allerdings war er ganz und gar nicht davon begeistert, Mario Villalobos zu begegnen.

Oliver Rigby war in diesem Viertel fast vierzig Jahre lang Buchmacher, Schnorrer und Empfangschef gewesen. Er warf nur einen einzigen Blick auf diesen Kerl in den sogenannten besten Jahren, der einen fünf Jahre alten Blazer und eine altmodische, mit kleinen Noppen verzierte und dadurch wie mit Fliegendreck gesprenkelt aussehende Krawatte trug, die man, wie er wußte, für ganze fünf Dollar beim billigen Jakob in der Los Angeles Street kriegen

konnte, und er hätte selbst dann, wenn der Mann nicht diese spöttischen braunen Augen gehabt hätte, sofort gewußt, daß er ein Cop war.

»Ich heiß Villalobos.« Der Detective machte lustlos die Jacke auf und ließ kurz die Erkennungsmarke aufblitzen, die an seinem Gürtel befestigt war.

Oliver Rigby blinzelte durch den Rauch, der von seiner Zigarette und der des Detectives aufstieg und durch die schäbige Lobby zog. Er erkannte den Dienstgrad auf der Marke.

»Oh, ja, Sir ... Sergeant«, sagte er. »Was kann ich für Sie tun? Geht sicher um Missy Moonbeam. Ne traurige Sache, wirklich, ne traurige Sache. Kleines Mädchen in der ersten zarten Blüte. Ne traurige Sache.«

»Yeah, und was haben Sie da von nem weißen Zuhälter geredet?« Der Detective überflog den Bericht, den ein anderer Beamter Samstag abend geschrieben hatte, als Mario Villalobos nicht aufzutreiben gewesen war, weil er es gerade mit einem Groupie aus Chinatown trieb.

»Ja, ich glaub, ich hab den Typ drüben auf der Western gesehen. Ich geh da jeden Tag hin, um mir die Tipzetteln für die Pferderennen zu holen.«

»Und wieso sind Sie auf die Idee gekommen, daß er Zuhälter gewesen sein könnte?«

»Toller Nadelstreifenanzug. Ich mein, ich hält ihn letzte Woche mit ner Straßennutte auf der Western reden sehen, deshalb kam mir die Idee. Kann's nicht sein, daß er *n falscher* Zuhälter ist und nur so aussieht?«

»Haben Sie ihn denn auch Samstag abend zusammen mit Missy Moonbeam gesehen?«

»Nein«, sagte Oliver Rigby, wobei er fast seine obere Gaumenplatte verlor, die er dann gerade noch mit beiden Daumen wieder an ihren Platz zurückdrücken konnte. »Aber ich hab ihn an dem Abend im Aufzug runterkommen sehen. Vielleicht hat er ja bloß jemand besucht.« Dann fügte er schnell hinzu: »Natürlich vermiet ich grundsätzlich nie an Miezen, von denen ich annehmen muß, daß sie die Freier mit hier rauf schleppen. Zimmer für schnelle Nummern gibt's hier nicht. Da läuft bei mir überhaupt nix. Ich will nicht ...«

»Yeah, schon gut«, sagte Mario Villalobos, wobei er auf seine merkwürdige Art seufzte und sich die nächste Zigarette ansteckte.

»Ich mein, klar, hin und wieder krieg ich zwangsläufig mit, daß n paar von den Mädchen aufm Strich anschaffen gehen. Aber solange sie keine Freier mit hier raufschleppen, kratzt es mich nicht. Sie müssen sich wie Ladies benehmen und dürfen keine Freier mit hier raufschleppen. Dieser weiße Zuhälter, dieser lange, schwarzhaarige Kerl, glauben Sie denn etwa nich, daß er Zuhälter war?«

»Möglich ist alles«, sagte Mario Villalobos. »Aber auf der Western Avenue n lebendigen weißen Zuhälter zu treffen, das ist ungefähr genau so ne Seltenheit, als wenn Sie auf Ihrem Dach n Nest von nem blaufüßigen Tölpelvogel entdecken würden. Wobei mir einfällt, ist diese Tür zum Dach eigentlich immer unverschlossen?«

»Klar.«

»Ist das denn nicht gefährlich? Wie der Fall Missy Moonbeam gezeigt hat?«

»Einige unserer Mieter sitzen gern da oben und genießen die Sonne am ...« Er schnippte mit den Fingern im Takt und beendete den Satz singend, nach der Melodie: »...die Sonne am Morgen und der Mond in der Nacht!« Oliver Rigby sah ziemlich enttäuscht aus, als der Detective nicht mal mit einem Grinsen reagierte.

»Ich frag mich wirklich, wie Sie auf die Idee kommen, daß n angeblich falscher Zuhälter was mit der Sache zu tun haben kann.«

»Weil ich sie kreischen gehört hab. Dann haben draußen die Autobremsen gequietscht, und dann lag sie auf der Straße. Er kam durch die Lobby geschossen.«

»Mit wem war sie hier im Haus am dicksten befreundet?« erkundigte sich Mario Villalobos.

»Soweit ich weiß, hatte die Kleine hier im Hotel gar keine Freunde«, sagte Oliver Rigby und steckte sich an der Kippe seiner Zigarette eine neue an, wobei Mario Villalobos sich fragte, wie die Lungen dieses Menschen wohl aussehen würden. »Sie wohnte ja gerade erst, wartense mal, vielleicht sechs Monate hier.«

»Hatte sie denn was Festes?«

»N *richtigen* Zuhälter? Ich sag doch, ich dulde hier keine Nigger. Ich laß diese weißen Miezen hier wohnen, wenn sie sich anständig

aufführen. Aber ich sag ihnen immer, ihr könnt auf der Straße machen, was ihr wollt, aber das Wonderland-Hotel is nich der Strich. Ich möchte keinen Ärger mit der Sittenpolizei haben, und ich ...«

»Ich bin überzeugt, daß dieses Hotel haargenau den Moralvorstellungen der Mehrheit der Menschen entspricht«, nickte Mario Villalobos widerwillig und gequält. »Aber haben Sie nicht doch mal einen hier rumlungern sehen, n echten Zuhälter sozusagen?«

»Mir kommen keine Nigger ins Wonderland-Hotel«, erklärte Oliver Rigby. »Und auch keine Bohnenfresser.« Dann sah der Empfangschef die dunklen Augen und die dunkle Hautfarbe von Mario Villalobos, erinnerte sich, daß dessen Name spanisch geklungen hatte, und fügte schleunigst hinzu: »Natürlich hab ich nie was gegen die sauberen und *anständigen* Mexikaner gehabt, wenn-se verstehen, was ich meine.«

»Klar doch«, sagte Mario Villalobos.

»Ich bin wirklich n Fan von Fernando Valenzuela und diesen ganzen anderen Bohnenfressern ... diesen ganzen anderen Mexikanern und Ausländern in der Dodger-Mannschaft«, sagte der Empfangschef.

»Ich auch«, seufzte Mario Villalobos. »Wir kommen aus demselben Dorf, aber ich hab n Blitzkurs in Englisch gemacht. Können wir jetzt mal auf Missy Moonbeam zurückkommen? Hat sie wirklich *nie* mal n Freier mit hergeschleppt? Sie können mir da vertrauen, Oliver. Ich bin kein Sittencop. Ich bin hinter Menschen her, die Menschen umbringen. Mir ist es scheißegal, wer in meinem Revier Freier anmacht. Mir ist es scheißegal, wer Pferdewetten annimmt oder mit Dope zu tun hat, und mir ist es sogar scheißegal, wer hier Radkappen klaut, solange es nicht meine eigenen sind. Mein Job ist es wirklich einzig und allein, Leute zu schnappen, die andere Leute umbringen. Und auch bloß dann, wenn sie das in meinem Revier tun. Kapiieren Sie endlich, worauf es mir ankommt? Lügen Sie mich nicht an, denn Ihr Hotel liegt nun mal zufällig in meinem Revier, und irgendwer hat da zufällig irgendwen vom Dach geschubst. Kommse mir nich mit Lügen, oder ich bin *echt* sauer auf Sie, Oliver.«

Oliver Rigby sah die tiefen Falten um den Mund des Detectives, die Haare, die für sein Alter zu grau waren, und die braunen

Augen, die bestimmt schon fast alle Schlechtigkeiten gesehen hatten. Er wußte, wen man beschießen konnte, und natürlich hatte er im Verlauf seines armseligen Lebens in der Gosse gelernt, wen man besser *nicht* beschießt. »N paar Freier hat sie schon mal mit hochgenommen. N ganz paar, wennse verstehen, was ich meine.«

Mario Villalobos wußte natürlich, daß Oliver Rigby nur zu genau wußte, wie viele Freier Missy Moonbeam jemals mit aufs Zimmer genommen hatte, weil sämtliche Oliver Rigbys dieser Welt von sämtlichen Missy Moonbeams dieser Welt regelmäßig ihren Anteil dafür kassieren, daß sie ihnen erlauben, Freier mit aufs Zimmer zu nehmen, und außerdem die Klappe halten und sie vorwarnen, sobald jemand, der wie ein Sittencop aussieht, den Aufzug betritt und in das Stockwerk fährt, in dem sie wohnen.

»Hat sie Samstag abend n Freier mit aufs Zimmer genommen, Oliver? Irgendwann zwischen neun Uhr und dem Moment, wo sie ihren Kopfsprung vom Dach runter gemacht hat? Überlegen Sie genau, Oliver. Und machen Sie keinen Fehler, durch den ich unnütze Laufereien hab.«

»Ich schwör bei Gott, sie hatte keinen mit hochgenommen«, sagte Oliver Rigby. »Da war bloß dieser Kerl, dieser große Kerl, der is da n paar Minuten, nachdem ich den Schrei und das Gequietsche von den Bremsen auf der Straße gehört hab, runtergekommen. Sehne mal, ich will wirklich keinen Ärger haben. Hält ich bloß nix von dem Kerl erwähnt, als die Cops Samstag abend gekommen sind. Ich wette, daß sich Missy selber von diesem Scheißdach runtergestürzt hat, davon bin ich fest überzeugt. In den vergangenen Jahren haben sich hier ja schon mal zwei Mädchen selber vom Dach gestürzt. Is doch nix Besonderes.«

Und das, dem mußte Mario Villalobos beipflichten, war ein äußerst passender Nachruf für sämtliche Thelma Bernbaums, die, nach einem Umweg über den Strich von Hollywood, auf dem stählernen Tisch des Leichenbeschauers landeten. Is doch nix Besonderes.

Aber es gab ein Problem bei der Selbstmordtheorie von Oliver Rigby. Ein sehr großes Problem, das dagegen sprach, die Akte Missy Moonbeam einfach zu schließen und den Fall als Selbst-

mord zu klassifizieren, was Mario Villalobos natürlich am liebsten getan hätte. Die ersten Polizeibeamten, die Samstagabend am Unglücksort eingetroffen waren, hatten einen Schuh von Missy Moonbeam auf dem Flur gefunden, der zum Dach führte. Sie hatten ein Stück ihrer Strumpfhose gefunden, das ihr vom Bein gerissen worden war und am Schacht der Klimaanlage *auf* dem Dach hing. Sie hatten auf der Stufe an der Tür zum Dach zwei von Missy Moonbeams falschen Fingernägeln entdeckt. Zum großen Bedauern von Mario Villalobos war Missy Moonbeam wahrscheinlich eben doch aus ihrem Zimmer in die siebte Etage und aufs Dach *geschleift* worden, bevor sie den amtlichen Messerhelden mit ihren Macheten, die so wild auf die Serie *Days of Our Lives* waren, in die Finger geriet.

Missy Moonbeams Zimmer war von den Detectives, die Samstagnacht den Anruf bekommen hatten, gründlich untersucht worden. Da gab's keine vielversprechenden Fingerabdrücke mehr, die noch Hoffnungen wecken konnten. Da gab's keine Anzeichen für einen Kampf im Zimmer. Es sah ganz so aus, als habe der Killer sie draußen vor der Tür oder im Flur überwältigt. Die Tür war nicht abgeschlossen, und die Schlüssel steckten noch in ihrer Handtasche, so daß es durchaus möglich war, daß Missy Moonbeam den Killer gekannt hatte.

In Anbetracht dieser unnatürlichen Lage der Dinge war die Annahme, daß der Killer jemand war, den sie als Freier mitgebracht hatte, eigentlich ganz natürlich. Aber sie war vollständig bekleidet gewesen, als sie fünf und mehr Stockwerke tiefer auf das Dach des kleinen Lieferwagens geprallt war. In der Handtasche hatte kein Geld gesteckt, und in der Strumpfhose oder im BH hatte sie auch nichts versteckt gehabt. Das Bett war ordentlich gemacht, so daß, alles in allem, die Theorie vom Mordfreier tatsächlich nicht mehr sehr wahrscheinlich war. In ihrer Vagina, im Anus oder im Mund hatte sich keine Samenflüssigkeit gefunden. Mario Villalobos hatte die Sache bei der Hollywood, der Wilshire und der Central Division gegengecheckt. Seit mehreren Monaten war dort keine Straßennutte mehr ermordet worden, und frühere Opfer waren anders als dieses getötet worden.

Mario Villalobos benutzte den Hauptschlüssel, den ihm Oliver Rigby gegeben hatte, brach das Siegel des Coroners auf, trat ein,

setzte sich in dem trostlosen kleinen Zimmer aufs Bett und spürte, wie sehr ihm momentan ein doppelter Wodka fehlte. Er war auf dem besten Wege, sich damit abzufinden, daß die Sache alle Anzeichen besaß, ein Fall zu werden, der von einer wahren Flut von Nachuntersuchungsberichten mit dem Zusatz »Die Ermittlungen dauern an!« mehr und mehr zugeschüttet und am Ende vergessen wurde. Wenn Straßenhuren von unbekannten Tätern um die Ecke gebracht wurden, gab es immer unendlich viele Spekulationsmöglichkeiten. Gewöhnlich aber fielen einem bei all diesen Fällen bloß faule Ausreden ein, »eine Festnahme steht unmittelbar bevor« und dergleichen, wenn sich der Lieutenant alle paar Monate nach dem Stand der Dinge erkundigte.

Sogar bei Missy Moonbeams Adreßbuch konnte man trübsinnig werden. Es enthielt die Namen sämtliche Superstars in Hollywood und außerdem die Telefonnummern, die angeblich den Superstars gehörten. Er rauchte und schüttelte müde den Kopf, als er sich vorstellte, wie diese zierliche Kokssüchtige mit dem eintätowierten Mann im Mond oben am Schenkel das Ego und den schlaffen Penis eines Freiers streichelte, der ihn nicht hochkriegte, bis sie ihm zeigte, was für ein Glück er hatte, mit einem Mädchen, das regelmäßig von den größten Superstars von Hollywood gebumst wurde, eine Nummer schieben zu können. Hier waren jedenfalls deren Namen und Telefonnummern in ihrem Adreßbuch, das war ja wohl der Beweis. Und sobald der Freier sich dann die Namen anguckte, war die Vorstellung, daß er gerade eine Mieze vögelte, die seine Lieblingsstars auch schon gevögelt hatten, oft genug das allerbeste Aphrodisiakum. Burt und Clint und Warren und ... Herr des Himmels! Paß auf, Mann im Mond! Mir kommt's!

Es war ein *derart* abgewichenes Spielchen, daß dem Detective plötzlich sämtliche Thelma Bernbaums leid taten, die er je gekannt hatte. Als er sich dann das Adreßbuch genauer anschaute, entdeckte er hinten im Buch eine andere Schrift. Da waren Figuren um einen Namen gemalt, schnörkelige Linien und ein gezacktes, verrücktes, fetziges Gekritzelt. Neben dem Buch lag ein roter Kugelschreiber. Ein Name und eine Telefonnummer waren zwischen die gezackten Figuren gekritzelt. Die Eintragung war nicht so sauber wie die anderen Namen und Nummern, die offensichtlich von einem Kind aus Omaha geschrieben worden waren, dem

man von Anfang an das Schönschreiben nach der Palmer-Methode beigebracht hatte. Sicher, sie war von derselben Hand geschrieben worden, aber sie war hingeworfen, nein, quer über die Seite *gefetzt* worden. Sie stand weder auf der Seite mit den Bluffnummern noch auf der mit den echten Nummern, denen der Schwestern aus Omaha, einer Tante in Kansas, einer Klinik für Geschlechtskrankheiten in Hollywood und einem von Straßennutzen bevorzugten Auftragsdienst, wie sich später herausstellte. Alles Nummern, die wichtig waren. Die hier war hinten im Buch quer über eine Seite gefetzt worden, und das machte ihn noch stutziger.

Der Name war Lester. Die Nummer gehörte nicht zum Stadtnetz Los Angeles'. Mario Villalobos wählte sie, bevor er in den Squadroom zurückkehrte, und landete bei der Division of Chemistry and Chemical Engineering des Caltech - des California Institute of Technology in Pasadena, einer der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Universitäten Amerikas.

Mario Villalobos fragte sich, ob Lester irgendein Student oder Professor war, der sich gelegentlich, wenn er die Wissenschaft von früh bis spät satt hatte, in dem Nuttenzimmerchen im vierten Stock ein bißchen an Missy Moonbeams »Kunst« erfreut hatte. Sehr wahrscheinlich allerdings erschien ihm das nicht. Unter keiner anderen wichtigen Telefonnummer stand ein Name. Ein Verwandter? Ein Freund der Familie? Er fragte sich, wie viele Lesters es wohl beim Lehrkörper, unter den Angestellten und bei der Studentenschaft des Caltech geben mochte. Vermutlich aussichtslos und wohl sowieso wertlos. Er hatte kurz beim Caltech angerufen, um den Lieutenant zufriedenzustellen, und das war's dann.

Bevor er wegging, überprüfte er Missy Moonbeams Garderobe und stellte fest, daß sie Hot pants bevorzugt hatte, die nie aus der Mode kommen, jedenfalls nicht bei den Straßennutzen von Hollywood. Und sie besaß drei Paar bis zum Oberschenkel reichende Plastikstiefel: ein Paar rote, ein Paar grüne, ein Paar gelbe. Mario Villalobos vermutete, daß die Tätowierung auf ihrem Bein gerade noch zwischen ihren Hot pants und dem Stiefel rausgucken konnte. Er ersetzte das Siegel des Coroners durch ein neues, das er in seiner Aktentasche hatte. Er warf einen allerletzten Blick auf ihre gelben Plastikstiefel, seufzte gequält über deren erbärmlichen Zustand und schloß das trostlose kleine Zimmer ab.

Der Squadroom war fast leer, als er die Fallakten in seine Schublade legte. Er beschloß, kurz in das Restaurant am Sunset zu gehen, wo die Cops oft am Zahhtag aßen. Es war zwar nicht Zahhtag, aber ein gutes Essen brauchte er heute abend dringend. Der Haken bei diesem Restaurant war der, daß es zu nahe am Haus des Jammers lag. Er sagte sich, daß er da nicht unbedingt zwei Nächte nacheinander reinstolpern sollte, vor allem weil er bis jetzt noch keinen Moralischen hatte, keine Anwandlung seiner üblichen Todessehnsucht.

Also gut, vielleicht würde er *auf einen* Drink reingucken, bevor er nach Hause ging.



Auf der Rampart Station gab es am späten Nachmittag, bevor die uniformierten Cops Feierabend machen konnten, gewaltigen Ärger. Und wenn sich der Schreckliche Tscheche auch noch so darüber aufregte, daß einfach die komplette Tagesschicht dabehalten wurde, bis eine Untersuchung der Abteilung für Interne Angelegenheiten abgeschlossen worden war, sie mußten trotzdem alle da bleiben. Der Captain und der Lieutenant und die Kopfhäger von den Internen Angelegenheiten hätten sich der Überzeugung des im Umkleideraum herumstampfenden Schrecklichen Tschechen, hier würde maßlos übertrieben und es gebe gar nichts, über das man sich aufregen mußte, bestimmt kaum angeschlossen. Immerhin passierte es nicht jeden Tag, daß ein Cop versuchte, einen Sergeant zu ermorden.

Den uniformierten Cops war befohlen worden, sich im Gemeinschaftsraum aufzuhalten, während ein Spezialist auf der Suche nach verborgenen Fingerabdrücken auf Befehl der Kopfhäger ihre Spindschränke einstäubte.

»Niemand hat hier versucht, n Sergeant zu ermorden!« donnerte der Schreckliche Tscheche. »Irgend jemand hat n bißchen Blödsinn gemacht, das ist alles. Schuld daran ist doch bloß wieder Rose Bird und ihr Supreme Court. Keiner hier im Laden hat auch nur noch n Rest von Humor.«

Nach dem, was passiert war, hatte Sergeant Milo Jones seinen Sinn für Humor todsicher gründlich verloren. Er hatte ihn exakt in

dem Moment verloren, in dem der Sicherungsstift aus einer Handgranate rutschte, so daß ihm eine Spindtür ins Gesicht geschleudert wurde und eine Granate, die nie explodierte, ihn direkt ins Krankenhaus expedierte.

Alle Cops wußten, daß Sergeant Milo Jones ein Spitzel war, praktisch eine Direktleitung, über die den hohen Tieren alles gemeldet wurde, was die Truppe machte. Weil er seinerseits vor jeder höheren Autorität Angst hatte, verpfiß er selten jemanden, der mehr war als Sergeant.

Milo Jones war ein Mann, der in seinen besten Jahren ähnlich wie Mario Villalobos um zwei bis drei Zentimeter kleiner geworden war, wobei er allerdings, wie man dazu gleich sagen muß, nie besonders groß gewesen war. Anders als Mario Villalobos wurde er auch, statt in die Breite zu gehen, irgendwie immer magerer, seitdem ihn ein Zwölffingerdarmgeschwür und ein immer häufiger flatterndes Herz quälten. Es war ganz offensichtlich, daß jede Art von polizeilicher Tätigkeit für Typen wie Milo Jones überall auf der Welt äußerst gefährlich war. Zusätzlich zu dem Streß, den er als schon von Haus aus ängstlicher Mann ertragen mußte, waren in den Jahren, in denen er Cop-Vergehen regelmäßig nach oben zu melden pflegte, die Räder seines Privatwagens mit Zement gefüllt, seine Polizeimütze mit Superpattex auf der Lokusbrille festgeklebt und in einer Seitengasse ein Überfall auf ihn verübt worden, bei dem der ahnungslose Sergeant Jones hinterrücks von einem schlafenden »Penner« bewußtlos geschlagen worden war, der, wie man nach dessen Flucht über einen Zaun hatte feststellen können, zu seinen Lumpenklamotten verdächtigerweise schwarze Schuhe mit Riffelsohlen getragen hatte, wie sie auch bei der Polizei gebräuchlich waren.

Milo Jones war einer jener Vorgesetzten, die, in Anspielung auf ihr mehr als hervorragendes Verhältnis zu den ganz hohen Tieren, schon immer Namen wie »S. I. S« (Schnauze in der Scheiße) oder »A.I.T.« (Arsch im Trockenen) gehabt hatten. Die Cops entschieden sich im Fall Milo Jones für einen endgültigen Spitznamen, nachdem der Schreckliche Tscheche sich eines Tages im IJmkleideraum höllisch darüber aufgeregt hatte, daß für die meisten Streifenwagencops, männliche wie weibliche, seit einiger Zeit ziemlich zwanglose Richtlinien galten, was das Tragen von Polizei-

mützen betraf. Die Fußstreifencops wie er selber und Cecil Higgins mußten dagegen ihre blöden Deckel nach wie vor bei jedem Wetter aufbehalten, wenn sie ihre Runden drehten. Er sagte, die hohen Tiere wüßten überhaupt nur deshalb, wer Mützen zu tragen hätte und wer nicht» weil sie von gewissen Sergeants durch ihre Schokoladenröhren immer alles zugeflüstert kriegten.

»Die Eier von *richtigen* Cops bimmeln beim Gehen, damit man hört, wenn sie kommen«, verkündete der Schreckliche Tscheche. »Aber manche Schichtführer haben bloß deshalb Eier, damit gewisse Herrschaften oben immer was läuten hören.«

Als Sergeant Milo Jones diese Sprüche hörte, wurde er zwar fuchsteufelswild, aber schon deshalb nicht *allzu* fuchsteufelswild, weil er dem Schrecklichen Tschechen gerade nur bis zum drittobersten Knopf seines Uniformhemds reichte. Sergeant Jones sagte: »Sie würden sich nicht trauen, dem Captain so was ins Gesicht zu sagen!«

Worauf der Schreckliche Tscheche antwortete: »Zum Henker, das *hab* ich doch gerade getan. Is doch allgemein bekannt, daß Sie den Bonzen jeden Tag was *einblasen*.«

Das haute hin. Ab sofort hieß Sergeant Milo Jones nur noch Jones, der Bläser. Angeblich nannte ihn sogar seine Frau »Bläser«, wenn sie sauer auf ihn war, und das bekam seinem Zwölffingerdarmgeschwür überhaupt nicht.

Manchmal allerdings war es sehr nützlich, auf Jones, den Bläser, zurückgreifen zu können, weil die Cops ihn mit falschen Nachrichten füttern konnten, die dann, wie sie wußten, sofort den hohen Tieren hinterbracht wurden. Beispielsweise konnten zwei Cops *sotto voce*, also verdächtig halblaut im Kaffeeraum miteinander reden, wenn sie wußten, daß Jones, der Bläser, hinter der nächsten Ecke auf der Lauer lag. Sie konnten Sachen behaupten wie: »Ich hab den Schrecklichen Tschechen gerade drüben im Krankenhaus bei der Geilen Mutter gesehen!«, während sie genau wußten, daß der Schreckliche Tscheche sich in Wirklichkeit im Mac Arthur-Park aufhielt und in aller Unschuld ein Pastrami-Sandwich verzehrte.

Sobald Jones, der Bläser, den Happen einer so fetten Neuigkeit geschluckt hätte, würde er mit seinem Auto förmlich fliegen und sofort zu dem Hospital an der Grenze zwischen der Rampart und

der Hollywood Division rasen, wo eine nymphomane Krankenschwester, die unter dem Namen Geile Mutter bekannt war, in der Notaufnahme arbeitete und den Jungs in Uniform gegenüber ihrer Bürgerpflicht insofern nachkam, als sie jedem verletzten Cop, der auf einer Bahre eingeliefert wurde, erst einmal einen blies. Netterweise schenkte sie anschließend jedem eine Anstecknadel in Form einer Blume, was sozusagen ihr Markenzeichen war. Die Cops sagten, daß sie irgendwann eigentlich mal eine Blumenkinderversammlung veranstalten sollten, aber die müßte dann im Los Angeles Memorial Coliseum, dem Fußballstadion im Exposition Park, stattfinden, das gut 90000 Menschen Platz bot.

Die Sache mit der Geilen Mutter geriet ein bißchen außer Kontrolle, als Cops zwischen San Pedro und Foothill inständig baten, in ihr Hospital gebracht zu werden, wenn sie im Dienst verletzt wurden. Eines Abends saßen dort in der Notaufnahme mehr Cops mit Bandagenattrappen, als sich beim Namensappell zu Beginn der Nachtschicht gemeldet hatten. Mehrere uniformierte Cops waren nämlich außerdienstlich erschienen. Das war der Moment, in dem Jones, der Bläser, und andere Aufpasser angewiesen wurden, dem Treiben ein Ende zu machen.

Der letzte Befehl kam sozusagen vom Himmel. Vom Deputy Chief Delmore Downs, dem Polizeikaplan, einem überaus fanatischen Christen, der sich, wie die Cops sagten, allein deshalb nicht in die momentan modische Theorie einordnen ließ, alle Menschen würden grundsätzlich wiedergeboren, weil er als Ergebnis einer unbefleckten Empfängnis auf die Welt gekommen war. Deputy Chief Delmore Downs war eines Tages nicht mal davor zurückgeschreckt, den Routineappell der Rampart Division mit einem *Gebet* anzureichern, in dem er sämtliche Cops rund um Hollywood eindringlich vor dem Feuer der Hölle warnte. Gerade sie seien ja in besonders hohem Maße gefährdet, weil sie effektiv mit allem in Berührung kamen, mit schwerem Diebstahl und Einbruch ebenso wie mit Sexualdelikten im Griffith Park, und weil sie mit jeder Sorte Frau zu tun hatten, mit Straßenhuren ebenso wie mit Pfadfinderinnen.

Deputy Chief Downs war dann über den bösen Streich, den ihm jemand ausgerechnet an diesem Tag spielte, äußerst verärgert. Ein anonymes Lyriker hatte einen ekelhaften pseudoreligiösen

Song mit obszönen biblischen Anspielungen verfaßt. Er war auf Kassette aufgezeichnet worden und wurde über den Sender des Deputy Chiefs nach überallhin ausgestrahlt. Der gewissermaßen scheinheilige Song war ausdrücklich Deputy Chief Delmore Downs gewidmet und wurde von einer männlichen Sopranstimme gesungen.

Die allerletzte Gemeinheit war die, daß irgendein unbekannter Cop einen getürkten Fahndungsbericht verfaßte, demzufolge am Spielplatz im Echo-Park mehrfach Kinder belästigt worden waren und als mutmaßlicher Täter eine Person gesucht wurde, deren Beschreibung haargenau auf den verdammten Deputy Chief paßte, der an dem Tag im Echo-Park mit einer Gruppe von Bürgern gesprochen hatte. Das Gerücht, der Deputy Chief sei ein Kinderverderber, verbreitete sich so rapide wie Herpes. Hunderte von Cops waren nur zu gern bereit, daran zu glauben. Am Ende erschien eine Karikatur in der abscheulichsten Underground-Zeitung von Los Angeles. Jemand, der sich selbst als den Renoir der Rampart Station bezeichnete, hatte sie angefertigt. Sie zeigte das Bild eines riesigen, häßlichen Gänsegeiers, der ein Baby davonschleppte. Der Gänsegeier trug die Mütze und die Rangabzeichen eines Deputy Chiefs beim Los Angeles Police Department.

Deputy Chief Downs nahm dann bei seinem letzten Besuch in der Rampart Station Jones, den Bläser, beiseite. Er teilte dem mickrigen Sergeant mit, er wisse ja, wie sehr man auf ihn bauen könne. Er sagte auch, er würde ihm für seine Hilfe auf immer und ewig dankbar sein. Es lief jedenfalls darauf hinaus, daß er von dem »Künstler«, der die unflätige Karikatur gezeichnet hatte, quasi die Eier forderte.

Jones, der Bläser, war daraufhin allgegenwärtig. Cops beklagten sich darüber, daß sie ihn, wohin sie auch gingen, im Rückspiegel sahen. Daß er sie von Hausdächern herab mit Ferngläsern beobachtete. Daß jedesmal, wenn sie Feierabend hatten, ihre Spinde in Unordnung gebracht und die Handschuhfächer ihrer Privatwagen durchwühlt worden waren. Natürlich waren die allermeisten Beschwerden nichts weiter als Symptome jenes schizophrenen Verfolgungswahns, an dem Polizisten überall leiden. Jones, der Bläser, konnte nicht mal einen Bruchteil der Dinge getan haben, deren er beschuldigt wurde, obgleich es stimmte, daß er

Spinde durchstöberte, wenn die Cops auf Streife waren. Er zerstörte mehrmals ihre Fallen, womit der Beweis erbracht war: zerrissene Fäden und dünne Papierstreifen, die von schizophrenen Polizisten an den Türen ihrer Spinde befestigt worden waren.

Und so passierte es nach zwei für Jones, den Bläser, frustrierenden Wochen, in denen er in den Spindräumen des Fußvolks keine einzige Spur gefunden hatte, daß er es sich anmaßte, die Spinde seiner Mitschichtführer zu überprüfen, sogar die von Beamten, die einen höheren Dienstgrad hatten als er, was so ungefähr die tapfersten Amtshandlungen seiner ganzen Polizeikarriere waren. Daß er so gewagte Manöver riskierte, lag daran, daß er ausgerechnet auf der Toilette dem Gespräch zweier Cops gelauscht hatte (die Leute konnten sich wahrhaftig nicht mal ungestört fühlen, wenn sie auf dem Lokus saßen) und darüber informiert worden war, daß ein bestimmter Lieutenant ein »Künstler« sei. In demselben Gespräch war, wie er gehört hatte, einem der Cops von seinem in der Nebenkabine sitzenden Kollegen mitgeteilt worden, der betreffende Lieutenant habe gesagt, Deputy Chief Downs lese sehr gern im Alten Testament, während er scheiße.

Was Jones, der Bläser, *nicht* wußte, war die Tatsache, daß bereits seit drei Tagen jeder Cop in der Tagesschicht *sotto voce* über den betreffenden Lieutenant redete und inbrünstig *hoffte*, von Jones, dem Bläser, abgehört zu werden. Endlich hatte es nun, ausgerechnet auf dem Lokus, geklappt.

Jones, der Bläser, schlich sofort zu den Spinden der Aufsichtsbeamten und näherte sich mit flatterndem Puls dem Spind eines ziemlich ausgekochten Lieutenants der Frühschicht, von dem man annehmen konnte, daß seine Eier beim Gehen *tatsächlich* bimmelten.

Die Eier von Jones, dem Bläser, der den Atem anhielt, als er es *wagte*, mit dem Generalschlüssel den Spind des abgebrühten Lieutenants zu öffnen, waren ebenso kalt wie seine Hände und Achselhöhlen, und bei alledem stellte er sich pausenlos vor, wie berühmt er werden würde, falls er einen Beweis fände. Er hatte keine Ahnung, daß der Lieutenant von der Frühschicht seit drei Wochen auf Urlaub war. Aber das Fußvolk der Frühschicht wußte es um so besser.

Als Jones, der Bläser, den Spind öffnete, zog er, was er nicht

merken konnte, eine Schleife auseinander, die aus einem Stück Angelschnur bestand, und dadurch aus einer Handgranate den Sicherungsstift heraus. Die Tür des Spinds wurde Jones, dem Bläser, ins Gesicht geschleudert und schlug ihm ein dickes Veilchen. Gellend schrie er auf, griff nach seinem Auge, hörte ein Zischen, roch Schwefel oder Cordit, und noch bevor die »Explosion« verklungen war, die etwa die Gewalt eines Knallfroschs hatte, aber sich innerhalb des Spindraums sehr viel lauter anhörte, lag Jones, der Bläser, auf dem Boden und spürte das, was hinterher als leichte Herzattacke diagnostiziert wurde. Er landete in der Notaufnahme des Krankenhauses, wo ihm die Geile Mutter bloß ein EKG abnahm, gehässige Blicke zuwarf und eine kleine Blume schenkte.

Es war eine Übungsgranate der US-Army gewesen, deren Herkunft nicht geklärt werden konnte. Der Lieutenant, der sich im Urlaub befand, wußte von gar nichts, war aber nicht besonders traurig, als er erfuhr, daß jemand seinen Spind für einen so gemeinen Streich mißbraucht hatte. Jones, der Bläser, wurde als Opfer eines Dienstunfalls behandelt und fing an, sich jedes Streßsymptom zuzulegen, das die Medizin kannte, Asthmaanfälle eingeschlossen.

Der Schreckliche Tscheche und die übrigen durften erst gehen, nachdem die Kopfjäger drei Stunden lang jeden einzelnen von ihnen ausgequetscht hatten. Das bedeutete, daß er und Jane Wayne erst um acht Uhr ins Haus des Jammers kamen und sich auf zwei Portionen eines unappetitlichen Schleims einigten, den Leery gleichwohl als Clam Chowder bezeichnete, als Ragout aus Fisch und Muscheln.

Sie waren halb blau, als Mario Villalobos um zehn Uhr aufkreuzte, aber Dolly und Delford waren schon total hinüber.

»Widerlich! Ekelhaft!« sagte Jane Wayne zu ihrem Chowder, als Mario Villalobos sich auf seinen gewohnten Platz am Ende der Bar setzte.

Der Detective fand, daß Jane Wayne in ihrem Cowboyhemd, ihren Reitstiefeln und den hautengen Jeans heute abend irgendwie geschlechtslos aussah. Der Schreckliche Tscheche las die *Los Angeles Times*, während er an der Bar sein Ragout aß, und er trug brandneue Jordache-Jeans.

Die veranlaßten Dolly, herumzustänkern: »Der Schreckliche Tscheche hat ja ne besonders stabile Hose an. Wenn man dem klarmachen wollte, daß er seinen Arsch woandershin verfügen soll, müßt man ihm bestimmt zweimal reintreten!«

»Dem sind die Arschbacken so eng zusammengewachsen, daß er wahrscheinlich nicht mal furzen kann«, meinte Dildford in seiner Besoffenheit.

»Also, ich hab da keine Probleme«, sagte Dolly, wobei sie auf ihrem Hocker hin und her wackelte.

»Ich brauch n *sehr* trockenen Wodka Martini«, sagte Mario Villalobos zu Leery, und der nickte und stellte ihm wirklich ein bis zur Hälfte mit Wodka gefülltes Glas hin, ohne Tricks und ohne Eis.

Leery blinzelte Runzel-Ronald zu, als ob er sagen wollte, siehste, n *sehr* trockener Martini. Na klar. Hauptsache, Leery hatte immer genug Wodka-pur-Trinker.

Runzel-Ronald wandte Mario Villalobos sein runzliges Gesicht zu, rieb sich seinen runzligen Bauch und sagte: »Ich muß bloß noch fünfundzwanzig Stunden und fünfzig Minuten abreißen. Ich glaub, ich kann's schaffen.«

»Na, prima, Ronald«, sagte Mario Villalobos.

»Also, ich würd's nie schaffen, dreißig Jahre vollzumachen«, äußerte Cecil Higgins und gurgelte dabei mit Johnnie Walker Red Label. »Mit dem Schrecklichen Tschechen als Partner würd ich das nie durchhalten, ohne in San Quentin zu landen und das Arschloch so weit aufgerissen zu kriegen, daß da zehn Zwerge Polka drin tanzen können.«

Dildford nippte an seinem Scotch und wandte sich an Dolly mit den Worten: »Vielleicht is es gar nich mal so schlimm, mit ner Möse im Team zu arbeiten. Vielleicht haben Weiber ja sogar ihren Sinn. Außerdem, was soll's, du bist nun mal n Minicop mit deinen anderthalb Metern. Wahrscheinlich dürfte hier sogar Toulouse-Lautrec Streife laufen, wenn er noch am Leben war.«

»Ja, ich bin echt froh, daß John Wayne tot ist und nicht mehr mit ansehen muß, wie sehr die Polizei auf n Hund gekommen ist«, sagte Dolly sarkastisch.

Plötzlich kreischte Jayne Wayne: »Verdammt, Leery! Da ist was mit sechs Beinen in meinem Clam Chowder und trainiert für ne

Lagenstaffel!«

»Dann schmeiß es auf den Fußboden und brich ihm das Genick«, sagte der Schreckliche Tscheche. Er haßte Gekreisch und Geschrei, wenn er die *Los Angeles Times* las, was sowieso nervenzerfetzend genug war.

Dann kreischte und schrie der Schreckliche Tscheche selber los: »Gottverflucht, hört euch das mal an! Die schreiben hier: ›Die Ausländerrate von Kalifornien ist die höchste im ganzen Land, wobei die meisten aus Lateinamerika und Asien kommen. Los Angeles ist der Haupteinreisehafen für die ganze Welt. Viermal soviel Flüchtlinge wie in New York. An der High-School in Hollywood gibt's Studenten aus dreiundvierzig Ländern!««

»Falls ich wirklich noch erleb, daß ich Pension krieg, hau ich hier sofort in n Sack!« brüllte Runzel-Ronald mit einem Mal, ziemlich beschickert. »Neulich war ich beim Polizeipsychiater und hab ihm gesagt, ich müßt ne Streßpension von fünfundsiebzig Prozent kriegen. Die Symptome hält ich. Ich war total fertig. Da will der wissen, was ich mit so ner Streßpension machen würd. Könnt ihr euch so was vorstellen? Was geht das den überhaupt an? ICH WILL VON DEN VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA MEIN GELD HABEN! Was *denkt* der sich eigentlich, wenn er mich fragt, was ich machen würd? Mich kotzen sämtliche Salvadorianer und Nicaraguaner und Kubaner und Puertoricaner an. Mich kotzen Kambodschaner und Laoten und Vietnamesen an und ...«

»Ich kann einfach keine Leute leiden, die Tierpfoten in Petunien stecken«, sagte Jane Wayne ungewöhnlich leise, und der Schreckliche Tscheche tätschelte ihre Hand, als wenn er sagen wollte: Ruhig, ruhig.

Um das Thema zu wechseln und Runzel-Ronald, von dem jeder wußte, daß er so kurz vor seiner Pensionierung völlig übergeschnappt war, zu beruhigen, sagte der Schreckliche Tscheche: »Hier is was für dich. Da steht in der *Times*, daß die Russen irgend n Funktionär erwischt haben, der riesige Mengen Kaviar an ne westliche Firma verscheuert hat. Und nu hör dir das an. Der hat Etiketten mit Räucherhering auf die Büchsen geklebt und den ganzen Verdienst in die eigene Tasche gesteckt. Was glaubste, was dir in Rußland blüht, wenn sie dich dabei erwischen, wie du toten Fisch auf die Tour an n Kapitalisten verhörst? Sibirien? Kastr-

tion? Von wegen.« Der Schreckliche Tscheche kippte den siebten Doppelten des Abends runter und erklärte: »Ich sag's dir. Da kriegste ne *Sonderstrafe*. Das heißt, du kriegst ne Kugel direkt in dein verdammtes *Genick*. Und was kriegste in Los Angeles, wenn du deinen Nachbarn umgepustet hast, weil er was dagegen hatte, daß du ihm seine Stereoanlage klaust? Da kriegste ne Geldbuße von hundert Dollar, weil du innerhalb der Stadtgrenzen ne Waffe abgefeuert hast, und mehr kriegste nicht.«

»Vielleicht sollte ich nach Rußland *auswandern*«, schrie Runzel-Ronald. »Vielleicht *gibt's* die USA ja bald gar nicht mehr!«

»Schrei doch nicht so, Ronald«, greinte Dildford. »Ruf doch mal jemand beim Tierschutz an, die sollen ihm n Betäubungspfeil in n Arsch schießen!«

»Wart du bloß mal ab, bis du fünfundzwanzig Stunden und fünfzig ...« schrie der runzlige Cop. Dann sah er auf seine Uhr und sagte: »Nein. *Vierzig* Minuten vor deiner Pensionierung stehst. Vielleicht begreifst du's *dann*!«

Dolly wandte sich an Jane Wayne, die gerade versuchte, den Schrecklichen Tschechen zum Tanzen zu animieren, und erkundigte sich: »Hast du heute vergessen, Ronald sein Lithium zu geben?«

»Hab ich nich beinahe wie ne Leiche ausgesehen, als ich hier reingekommen bin?« sagte Cecil Higgins todernst zu Mario Villalobos, der von dem aufgehängten Penner und den Hundepfoten in den Petunien natürlich überhaupt keine Ahnung hatte. Er hatte nur begriffen, daß es ein scheußlicher Tag gewesen sein mußte, der voll in die Hose gegangen war. Effektiv *alle* waren überreizt.

Plötzlich wurde das allgemeine Geschrei und Gemecker von einem gottserbärmlichen Geheul draußen auf der Straße unterbrochen. Es hörte sich an wie WOOOOOOOOO!

»O nein!« brüllte Leery. »Das ist Ludwig!«

Als die Tür krachend aufflog und Ludwig, Hans und zwei Groupies aus Chinatown hereinstürmten, war nicht klar erkennbar, ob der Mann den Hund oder der Hund den Mann führte. Ein Ende der starken Leine war an dem Drosselhalsband befestigt, das Ludwig in seiner Freizeit um den Hals hatte, das andere an dem handgefertigten Westerngürtel, den Hans trug und dessen große Silberschnalle mit rotem Glas verziert war.

»Ich hab dir ein für allemal gesagt, du läßt das verdammte Vieh

hier raus!« schrie Leery, der wie wild hinter der Bar herumhüpfte und in seiner Wut einen leeren Bierkrug so heftig gegen das Faß knallte, daß er am Griff abbrach und sämtliche Leute von Glassplittern überschüttet wurden, worauf die dann *total* sauer wurden.

»Verdammte Scheiße, Leery!« brüllte Dildford.

»Jetzt hab ich deinetwegen auch noch Glas im Clam Chowder! Ich will ne neue Portion Clam Chowder!« brüllte der Schreckliche Tscheche.

»Hättste was dagegen, wenn wir gleich mal checken, ob sich die Halsarterien bei siebzigjährigen Geizkragen genauso wieder öffnen wie bei *normalen* Leuten?« kreischte Dolly, besoffen und streitsüchtig.

Dolly war auf dem besten Wege, Dildford höllisch zu beeindrucken. »He, Dolly«, sagte er. »Ihr schwanzlosen Trullas, macht ihr die Zivilisten immer gleich so zur Minna, wenn sie euch mal nicht richtig bedient haben? Erzähl mir doch mal n paar säuische Geschichten. Allmählich steh ich auf Weiber in Uniform.«

»Ich bedien dich nicht, und ich bedien diesen Hund nicht!« schrie Leery und tat so, als wolle er den Telefonhörer abnehmen. »Ich sag dir, schaff ihn raus, Hans!«

»Laß die Finger von deinem verdammten Telefon, oder ich knall's dir von der Wand!« brüllte der Schreckliche Tscheche, womit er alle außer Ludwig fürchterlich erschreckte. »Ich kann Hans und seinen verdammten Köter genausowenig verknusen wie *du*, aber deshalb hetzt mir in meiner Stammkneipe noch lange keiner die Bullen auf den Hals!«

»Aber ich kann doch diesen Hund nicht *bedienen*, Tscheche!« jammerte Leery, während Ludwig, der schon in zwei Kneipen in Chinatown gewesen war, zu heulen anfang, seine Vorderpfoten auf die Bar stellte, Leery anstierte und fortfuhr, WOOOOOOOO! zu machen.

»Ich spendier das Bier für den verdammten Hund!« kreischte der Schreckliche Tscheche wie ein Verrückter und hielt sich die Ohren zu. »HÖR MIT DEM VERDAMMTEN GEHEUL AUF!«

»Reg dich ab, Tscheche, reg dich ab, Baby«, sagte Jane Wayne besänftigend, zwirbelte liebevoll seine dichten Augenbrauen und strich ihm sanft über die Schläfe. »Ganz friedlich, ganz friedlich. Das is besser.« Dann sagte sie: »Leery, gegen diesen Lärm hier

muß der Falklandkrieg das reinste Babyfurzen gewesen sein. Ich schlag vor, du gibst dieser Kreatur erst mal n Glas Bier.«

Nachdem Hans und Ludwig widerwillig bedient worden waren, beruhigte sich die gesamte Mannschaft. Ludwig wußte als einziger, wann er den Kanal voll hatte, und er wurde allmählich schläfrig, wobei er allerdings den Poolbillardtisch neben der drei Särge großen Tanzfläche, auf der Jane Wayne und der Schreckliche Tscheche inzwischen ihre Jordache-Jeans aneinanderrieben und sich gegenseitig an den Ohren knabberten, scharf im Auge behielt. Hans und die Groupies waren eifrig damit beschäftigt, sich Geschichten von exotischen und ausgefallenen Orgien zu erzählen, an denen sie angeblich teilgenommen hatten. Dildford und Dolly waren derart voll, daß sie gar nicht mehr miteinander redeten, aber Dolly hatte ihren Arm um Dildfords Schulter gelegt und sagte: »Ich hab ne Heidenangst, daß ich von dem, was wir heute erlebt haben, Alpträume krieg. Ich möcht von derart häßlichen Dingen nicht auch noch aus dem Schlaf gerissen werden!«

Was Cecil Higgins, der heimlich zugehört hatte, zu der Bemerkung veranlaßte: »Ihr müßt mal meine Frau sehen. Ich werd *ständig* von häßlichen Dingen aus dem Schlaf gerissen.«

»Ich hab ja mal n Wellensittich totgemacht«, erklärte Runzel-Ronald plötzlich mit weinerlicher Stimme.

»Hat dich keiner danach gefragt, Ronald«, sagte Dildford. »Für heute reicht's mir mit Leichen.«

Cecil Higgins sagte: »Meine Alte ist häßlicher als n Dutzend Yassir Arafats und noch n paar von solchen Typen zusammen.«

Runzel-Ronald hatte im Verlauf der letzten Stunde ganz offensichtlich die Übersicht verloren und legte jetzt Geständnisse ab. »Ich hab ja außerdem *noch* vier Wellensittiche totgemacht«, sagte er. »Wenn die Alte wüßte, daß ich die Wellensittiche totgemacht hab, würd sie mich genauso in die Wüste schicken wie ihren ersten Mann. *Ihr* gehört das Haus und das Auto. Und wenn ich dann nicht wenigstens meine Pension hätte, müßt ich wahrscheinlich im Gänge viertel unterkriechen, bei der Mitternachtsmission. Und müßt Blut spenden, bloß um n paar Piepen in der Tasche zu haben.«

Plötzlich brach Runzel-Ronald die Stimme, und Mario Villalobos sagte: »Das reicht ja nun wirklich! Das heulende Elend. Zeit,

nach Hause zu gehen.«

Weil Leery in der ganzen Bar der einzige war, der noch einigermaßen zusammenhängend denken konnte, wurde er äußerst neugierig und fragte: »Warum machst du denn Wellensittiche tot, Ronald?«

»Sie sind dreckig. Sie scheißen alles voll!« sagte Runzel-Ronald weinerlich. »Meine Alte läßt sie raus aus ihrem Käfig, und dann fliegen sie überall im Haus rum. Würd euch das vielleicht passen, wenn in eurem Weizenmüsli dauernd Sittichscheiße war?«

»Ich koch mir nicht mal Weizenmüsli, seit ich alleinstehend bin«, sagte Dildford. Inzwischen war *er* im Begriff, weinerlich zu werden und sich selbst leid zu tun. »Du müßtest bloß mal meinen Frühstücksspeck sehen, Dolly. Der ist bald völlig grün und hat Haare. Oh, ich hasse es, allein zu leben. Keiner *kümmert* sich um mich.«

»Wie hast du denn diese Sittiche totgemacht?« wollte Leery wissen.

»Wenn du nicht so entsetzlich neugierig wärst, hältst du deinen Laden wahrscheinlich längst dichtgemacht und wärst nach Sun City gezogen«, vermutete Mario Villalobos. »Aufs Geld kommt es dir gar nicht mal an.«

»Hab ihnen immer n bißchen Stärkespray in den Schnabel gesprüht«, sagte Runzel-Ronald. »Is n gnädiger Tod, und außerdem is es n perfektes Verbrechen. Sie machen bloß n kleinen Kopfsprung von der Stange runter.«

»Ich find dich ekelhaft!« sagte Dolly streitsüchtig. »Irgend jemand sollte dir mal so richtig die Halsschlagader zuquetschen.«

»Irgend jemand sollte mir mal den Schwanz zuquetschen, bis ich *schrei!*« rief Hans seinen Groupies zu, worauf Dolly ihm erklärte, er sei pervers.

»Ich find's *unheimlich* scharf, wenn kleine Mädchen aggressiv werden«, sagte Dildford. »Hey, Leery, ich möcht Dolly einen ausgeben und ihren Widerstand brechen.«

»Genau das könnt der Anfang einer wunderschönen Freundschaft sein«, sagte Leery glücklich, während er den Schnaps eingoß, gleichzeitig nach Dildfords Zaster grapschte und dabei schielte wie ein Wasserspeier.

»Für junge Leute gibt's n ganz hervorragenden Ort in Nevada«,

sagte Mario Villalobos. »Heißt Mustang Ranch.«

»Oh, is der Witz klasse!« kreischte mit einem Mal Hans mit seiner seltsam leiernden Stimme, während eins von den Groupies ihn abknutschte. »Sie hat gesagt, du darfst nie n Mexikaner auf nem Fahrrad übern Haufen fahren, weil's *dein* Rad sein könnte!« Dann fiel Hans ein, daß hier einer saß, der immerhin wie ein getürkter Mexikaner aussah, und er sagte: »War keine Beleidigung, Mario.«

Genau in diesem Moment ging die Tür auf, und eine schmale, geschmeidige Gestalt mit schulterlangem Haar schwebte durch den Qualm und die Düsternis, setzte sich an die Bar und signalisierte Leery wortlos, er möge ihm einen Whiskey bringen. Da wurden sie allesamt ein bißchen ruhiger. Sie fühlten sich von dem Mann irgendwie gestört und wußten nicht, warum. Es war der Rausgeschossene Sittencop.

Sie setzten ihre Unterhaltung erst wieder fort, als der Rausgeschossene Sittencop den doppelten Hausmarkenwhiskey runterschüttete. Er starrte sein Ebenbild in dem Spinnennetz an, das mal Leerys Barspiegel gewesen war. Der Rausgeschossene Sittencop lächelte seinem zersprungenen Gesicht, das im Neonlicht ganz grün aussah, ununterbrochen zu. Der Rausgeschossene Sittencop winkte und kriegte einen zweiten Whiskey, stürzte auch den runter, legte Geld auf die Theke und stand auf.

In der ganzen Zeit, seit er zu Leery kam, hatte er nie ein Wort mit jemandem gesprochen, und nun beschloß Dildford ganz impulsiv, ihn zum Reden zu bringen. Dildford sagte: »Sei da lieber vorsichtig. Von Leerys Hausmarkenwhiskey kannst du blind werden.«

Der Rausgeschossene Sittencop lächelte bloß freundlich, und seine Augen sahen aus wie Einschußlöcher, als er antwortete: »Ach, das macht gar nichts. Ich hab genug gesehen. Du nicht?«

Und dann schwebte er durch die Düsternis und den Qualm davon, auf den vom Smog wie mit einem Leichentuch verhüllten Sunset Boulevard.

Alles in allem war es eine ziemlich normale Nacht im Haus des Jammers. Die einzige ungewöhnliche Sache passierte, als der Schreckliche Tscheche versuchte, seine abendliche Rechnung mit seiner Kreditkarte zu bezahlen.

»Du weißt, daß ich keine Kreditkarten mehr annehm«, sagte

Leery. »Zuviel Ärger. Cash, basta.«

»Haste meine Karte nicht immer genommen, solange ich herkomm?« Der Schreckliche Tscheche funkelte ihn wütend an und ließ mit einer dramatischen Gebärde seine Hand so schwer auf die Bar fallen, daß der eingeprägte Name auf der Plastikkarte fast plattgeschlagen wurde.

Trotz seines Alters hatte Leery immer noch Augen wie ein Geier. Er sah sich die Karte an und sagte: »Also, *die* Karte hätte ich todsicher nie genommen. Es sei denn, du heißt neuerdings Lester Beemer.«

»Was redste denn da für n Quatsch?« sagte der Schreckliche Tscheche, griff sich die Kreditkarte und versuchte, den Namen zu entziffern. Aber er sah nur noch zwei Kreditkarten, zwei Jane Waynes, zwei Leerys.

Dann kamen die beiden Mario Villalobos' näher und fragten: »Welcher Name steht da auf der Karte?«

»Lester Beemer«, sagte Leery. »Am besten rufste gleich mal die Abteilung Glücksspiel und Fälschung an. Der Tscheche versucht hier n Trick mit falschen Karten.«

»Verdammt! Woher *hab* ich diese Karte?« fragte der Schreckliche Tscheche in Richtung Leery.

»Ja, zum Henker, woher soll ich das wissen?« nörgelte Leery. »Ich will bloß mein Geld. Ich krieg dreiunddreißig Eier von dir.«

»Honey, wie *komm* ich an diese Karte?« fragte der Schreckliche Tscheche die beiden Jane Waynes, die ihn stützten und aufrecht hielten.

»Keine Ahnung, Tscheche«, antwortete sie, »aber ich miet mir jetzt ne Schubkarre und bring dich nach Hause.«

»Wie *komm* ich an diese Kreditkarte, Cecil?« Der Schreckliche Tscheche wandte sich an seinen Partner Cecil Higgins, der lauter schnarchte als Ludwig, mit dem er sich den Poolbillardtisch teilte.

»Kann ich die Kreditkarte mal bis morgen haben, Tscheche?« fragte Mario Villalobos den Monstercop. »Bis wir beide nüchtern genug sind, um wieder klar denken zu können?«

»Das is n ganz elender Scheißkrimi!« brüllte der Schreckliche Tscheche, als er dem Detective die Karte gab. »Ich *hasse* Krimis!«

6. KAPITEL

Der Vampir

Es war ein Tag, an den man sich weiß Gott noch lange erinnerte. Erstens, weil alle armen Teufel, die in der Nacht zuvor im Haus des Jammers gewesen waren und seitdem mindestens im Unterbewußtsein Todeswünsche hegten, einen Katzenjammer von Weltklasseformat hatten, wie er normalerweise nur dem Schrecklichen Tschechen vorbehalten war. Zweitens, weil sich eine Marathon-Verfolgungsjagd zu Fuß ereignete, die in den Sagen- und Legendschatz der Polizei einging. Und schließlich, weil ein guter Cop sterben mußte.

Jeder sah an diesem Morgen ein bißchen bescheuert aus. Der Schreckliche Tscheche war völlig durchgedreht, weil er sich ums Verrecken nicht vorstellen konnte, wo seine Kreditkarte geblieben war und wieso er eine hatte, die einem gewissen Lester Bee-mer gehörte.

»Ich hab keinen blassen Schimmer, Mario!« knurrte er den Detective an, der ihn gleich im Anschluß an den Anwesenheitsap-pell ins Gebet nahm.

»Wann hast du denn deine eigene Kreditkarte zum letztenmal gesehen, Tscheche?« fragte Mario Villalobos ganz ruhig. »Versuch mal, klar zu denken.«

»Versuch zu denken? Versuch zu denken? Weißt du, was in meinem Kopf los ist?« jammerte der Schreckliche Tscheche.

»Wohl dasselbe wie in meinem«, sagte Mario Villalobos.

»Ja, wie, zum Henker, soll ich denn da klar denken?« Der Schreckliche Tscheche tat sich selbst derartig leid und war derartig gereizt, daß es sinnlos war, die Befragung fortzusetzen.

»Falls dir später was einfällt, ruf mich an«, sagte Mario Villalobos.

»Was ist denn überhaupt so wichtig an dieser Kreditkarte?« fragte Cecil Higgins.

»Wahrscheinlich gar nix«, sagte Mario Villalobos. »Der Name

Lester ist nur in nem Mordfall aufgetaucht, an dem ich arbeite.«

»N ganz alltäglicher Name«, sagte Cecil Higgins. »Ich hab n Lester in der Verwandtschaft. Verdammt! Was hat Leery in seinen Fusel getan, Agent Orange*? Ich fühl mich ja wie ne Fliege nach der Chemischen Keule. Ich muß ganz dringend raus und mir n bißchen frischen Smog in die Lungen ziehen.«

»Okay«, sagte Mario Villalobos. »Ruf mich an, wenn dir was einfällt, Tscheche.«

Bevor der Schreckliche Tscheche und Cecil Higgins ihr bißchen frischen Smog in die Lungen kriegten, schnappte sie der total gestreßte Lieutenant der Tagesschicht, der nur noch einen Sergeant hatte, seit er durch den Handgranatenstreich Jones, den Bläser, verloren hatte. Der Lieutenant war zwar kein so großer Petzer wie Jones, der Bläser, und der Schreckliche Tscheche verabscheute ihn auch lange nicht so, wie er Vorgesetzte normalerweise verabscheute, aber man munkelte, es sei seit mindestens fünfzehn Jahren nicht mehr beobachtet worden, daß der Lieutenant einen einzigen Handschlag getan hätte. Ein Telefonat oder das Unterschreiben eines Berichts erschöpfte ihn so sehr, daß er hinterher sofort zwei Stunden Lunchpause machen mußte. Beim Fußvolk hieß er nur Penner-Loomis.

»Cecil, kommt ihr bitte mal rein, du und der Tscheche?« sagte er, als die Streifencops mit ihren behämmerten Köpfen mühsam zum Ausgang humpelten.

»Was liegt denn an, Lieutenant?« murmelte Cecil Higgins.

»Ich brauch hier dringend einen, der für ne Weile Telefondienst macht!« seufzte Penner-Loomis. »Ich muß ja anscheinend *alles* alleine machen. Mir fehlt einfach n Sergeant. Ich hab den regulären Telefondienst drangekriegt, mir erst mal meine Dienstpläne zu schreiben. Ich weiß nicht, was die sich davon versprechen, daß ich ...«

»Okay, Lieutenant«, seufzte Cecil Higgins. »Los, Tscheche, machen wir n bißchen Telefondienst, damit sich der Lieutenant mal ausruhen kann. Der is ja wirklich völlig kaputt von dem ganzen Streß.«

* »Entlaubungsgift«, das bei infizierten US-Soldaten in Vietnam Geisteskrankheiten verursacht haben soll (Anm.d. Übers.)

Fünf Minuten später, als sie in der Zentrale der Rampart Station Dienst schoben, kriegte der Schreckliche Tscheche einen Anruf von der Laser-Lady.

»O Gott«, sagte der Schreckliche Tscheche und hielt die Hand über die Sprechmuschel. »Cecil, die Laser-Lady ist dran. Kannst du nicht mit ihr reden?«

»Nee, du, die nörgelige Tour von der kann ich nich ertragen. Hat sie heute ihre Gott-Schütze-Sie-Stimmung? Oder ihre Leck-mich-am-Arsch-Stimmung?«

»Ich hab keine Ahnung«, seufzte der Schreckliche Tscheche und ergab sich in sein Schicksal, gleichgültig, welche Stimmung sie auch immer haben mochte. Dann redete er wieder ins Telefon: »Okay, ich bin wieder dran. Geben Sie mir die Planquadratkoordinaten.«

Die Laser-Lady erklärte: »Die Planquadratkoordinaten sind sechsuunddreißig Länge und fünfundvierzig Breite. Sie müssen sich beeilen, Officer. Sie schießen mir Laserstrahlen direkt in den Schädel!«

»Okay, - okay«, sagte der Schreckliche Tscheche und hielt, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, seinen eigenen Schädel ganz fest, wobei er mit den Fingern, die so dick waren wie die Läufe von Schrotflinten, seine buschigen Augenbrauen zwirbelte.

»Haben Sie die Abschirmung denn überhaupt auf fünfundvierzig Milligramm hoch?« fragte die Laser-Lady, offenbar völlig außer sich.

»Ja, ja«, murmelte der Schreckliche Tscheche.

»Na gut, dann ziehen Sie sie gefälligst mal hoch auf fünfundsechzig Milligramm, Sie verdammter, blöder, beschissener Esel!« kreischte die Laser-Lady.

»Aua!« wimmerte der Schreckliche Tscheche. »Cecil, sie schreit mir ins Ohr! Ich krieg gleich Migräne! *Du* mußt mit ihr reden, Cecil!«

»Verdammt, Tscheche, mein Schädel is genauso kaputt. Zieh doch die verdammte Abschirmung so hoch, wie sie's haben will. Ich kann schließlich nicht alles machen.«

»Okay, okay«, sagte der Schreckliche Tscheche zu der Laser-

Lady. »Normalerweise müssen wir das Jet Propulsion Laboratory* benachrichtigen, wenn wir auf fünfundsechzig Milligramm hochgehen wollen, aber ich mach's jetzt mal. Und nu, fühlen Sie sich besser?«

»Oh, das ist ja wunderbar, Officer!« schrie die Laser-Lady. »Jetzt werden alle Laserstrahlen abgelenkt. *Ganz* herzlichen Dank.«

»Ja, ja«, sagte der Schreckliche Tscheche mürrisch. »Kann ich nu auflegen?«

»Sie waren *äußerst* nett, Officer«, sagte die Laser-Lady. »Gott schütze Sie.«

Nachdem der Schreckliche Tscheche aufgelegt hatte, sagte er: »Ihre Kopfschmerzen sind besser, und meine sind schlimmer. Ich hab das Gefühl, daß die mir die Lasers jetzt in *meinen* verdammten Kopf schießen.«

Just in diesem Augenblick schleppte sich Penner-Loomis völlig erschöpft in die Zentrale, und in seinem Gefolge befand sich der kleinste männliche Beamte der Rampart Division. Sunney Kee war halb Chinese, halb Thai. Er war zweiundzwanzig Jahre alt und erst seit vier Jahren in Amerika, konnte jedoch derart gut Englisch sprechen, lesen und schreiben, daß er bei seinem Abschlußexamen auf der Polizeiakademie Klassenbester geworden war.

Und obgleich Sunney Kee kaum größer war als Dolly, hätte er in dem gefürchteten Hindernisrennen, das alle Polizeianwärter absolvieren mußten, fast einen neuen Akademierekord aufgestellt. Natürlich hatte er einen ausgeprägten Akzent und war ziemlich schwer zu verstehen, wenn er am Funkgerät oder am Telefon war.

Echt schlimm war es gewesen, als er mit Carlos Delgado im Team gearbeitet hatte, einem jungen Cop aus Ekuador, der bei dem Versuch, die Führerscheinnummer WA 123 über Funk durchzugeben, allen Ernstes buchstabiert hatte: »Biik-tor, Biik-

* Berühmte radioastronomische »Außenstelle« des California Institute of Technology, nördlich von Pasadena; von hier aus wurden u.a. Mars und Jupiter erkundet (Anm.d. Übers.)

tor, Adam, eins, two, tres.«

So was machte die Leute in der Funkleitzentrale wahnsinnig, aber in der Ära der Chancengleichheit am Arbeitsplatz, des gleichen Rechts auf Beschäftigung für alle hatte eben jeder sein kleines Kreuz zu tragen.

»Sunney kann euch was helfen«, sagte Penner-Loomis. »Sein Partner mußte zum Gericht.«

»Was helfen?« sagte der Schreckliche Tscheche. »Warum kann er den Job nicht einfach übernehmen, damit wir endlich abhauen und ins Revier gehen können?« Er mußte ums Verrecken sofort in Leo's Love Palace und ein Alka-Seltzer und ein paar rohe Eier in Tomatensaft trinken.

»Sunney hat Schwierigkeiten, sich am Telefon richtig verständlich zu machen«, sagte Penner-Loomis. »Schließlich kann ich nicht den ganzen Tag für ihn übersetzen. Könnt ihr euch überhaupt vorstellen, wie überlastet ich bin, seit sich Sergeant Jones wegen dieser Handgranate halb zu Tode erschrocken hat?«

»Ach, Quatsch, Sunney zwitschert doch ganz verständlich«, stöhnte Cecil Higgins.

»Also, ich weiß nicht«, sagte Penner-Loomis, während er sich den grauen Kopf kratzte und unentschlossen den immer freundlichen Sunney Kee betrachtete, dessen Lächeln nie mehr verschwunden war, seit er diesen Job gekriegt hatte, der ihm ein so gutes Durchschnittseinkommen garantierte, daß er in der Lage war, seine Eltern und sechs Schwestern zu unterstützen.

Der Schreckliche Tscheche sagte: »Was is, wenn ich Ihnen beweise, daß er was wirklich Schweres sagen kann?«

»Ich weiß nicht«, sagte Penner-Loomis. »Wie schwer?«

»Ich hab ne Idee«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Was is, wenn ich Sunney beibring, daß er perfekt Magilla Gorilla sagen kann?«

»Also, okay«, sagte Penner-Loomis, total erschöpft. »Wenn du ihm tatsächlich beibringen kannst, daß er n allgemeinverständliches Magilla Gorilla rauskriegt, laß ich ihn Telefondienst machen.«

»Das ist gar kein Problem, Sunney«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Weißt du, als mein Vater damals aus der Tschechoslowakei eingewandert is, hat er wahrscheinlich noch viel komischer

geredet als du.«

Sunney Kee nickte bloß und lächelte liebenswürdig.

Dreißig Minuten später lächelte Sunney Kee nicht mehr. Der Schreckliche Tscheche, dessen Schweiß zu achtzig Prozent aus Bourbon bestand und in dessen Kopf es ständig krachte wie von den Schrotflinten auf dem Polizeischießstand, starrte wie ein Geisteskranker auf den kleinen Nachwuchscop und sagte: »Nein, nein, nein! Verdammt und zugenäht! Ich hab's dir jetzt hundertmal gesagt. Go-ril-la. Go-ril-la. Is ganz einfach. Komm, spuck's mal aus.«

Sunney Kee, dessen blaue Uniform mittlerweile ebenfalls ziemlich durchgeschwitzt war, blickte dem Monstercop schreckensbleich in die irren grauen Augen und sagte: »Go-lil-la. Go-lil-la.«

»*Nein! Nein! Nein!*« brüllte der Schreckliche Tscheche, was Cecil Higgins zu den Worten veranlaßte: »Tscheche, nu geh mal mit Sunney in die Kantine. Kauft euch n Orangensaft. So machste bloß deinen Kopf noch kaputter und meinen Kopf noch kaputter, und der arme Sunney schießt sich vor lauter Angst in die Hose.«

»Sag Gorilla«, sagte der Schreckliche Tscheche mit ebenso tonloser wie unheilverkündender Stimme. »Ich hab n Katzenjammer von Weltklasse. In meinem Gedärm spielt sich der reinste Karneval ab. Ich muß raus in mein Revier. Sag Gorilla, Sunney. Oder ich *bring dich um!*«

»Go-lil-la«, sagte Sunney Kee und schaute dem Schrecklichen Tschechen inzwischen in wirklicher Panik in die blutunterlaufenen wahnsinnigen Augen.



Inzwischen gab es im Revier des Schrecklichen Tschechen ziemlichen Ärger. Eine Frau mit einem hölzernen Gebiß war zusammengeschlagen und rumgeschleudert worden wie der Hammer beim Hammerwerfen.

Ihren richtigen Namen kannte niemand, aber alle Leute in der Gegend am Mac Arthur-Park kannten sie als Holzzahn-Wilma. Sie war eine harmlose Lumpensammlerin, die Hedda-Hopper-Hüte, Miniröcke und Stiefel trug, damit ihre knochigen, von Krampfadern durchzogenen, fünfundsechzigjährigen Beine, die sie für

wunderschön hielt, richtig zur Geltung kamen. Sie war immerhin nicht ganz so verwahrlost und schmutzig wie die meisten anderen Lumpensammlerinnen, und man nahm daher allgemein an, daß sie über ein kleines Einkommen verfügte und in Wirklichkeit irgendwo eine feste Bleibe hatte. Einige Polizisten hatten vor Jahren das Gerücht in Umlauf gesetzt, sie sei mal mit einem Cop verheiratet gewesen und treibe sich deshalb, seitdem er von einem Gangster niedergeschossen und getötet worden sei, in dem Revier herum, wo er früher immer Streife gegangen war. Wahrscheinlich hatte dieses Gerede keinerlei Substanz, aber weil offenbar auch Cops ihr tägliches Einerlei nicht ohne sentimentale und rührselige Geschichten ertragen können, hatten sie beschlossen, es zu glauben, und so bekam die Frau manchmal sogar von dem Schrecklichen Tschechen und Cecil Higgins ein paar milde Gaben.

Die Sache mit den hölzernen Zähnen war inzwischen geradezu ein Mysterium. Die Frau grinste bloß geheimnisvoll, wenn sie gefragt wurde, warum und woher sie ein Gebiß aus Holz hatte. Sie redete überhaupt nicht viel, weil natürlich auch Lumpensammlerinnen im Mac Arthur-Park es für unklug halten, allen Leuten gegenüber alles auszuposaunen. Sie gab lediglich zur Antwort, sie habe gehört, auch George Washington habe Zähne aus Holz gehabt, und sieh mal einer an, die Menschen hätten ihn trotzdem geliebt.

Earl Rimms allerdings liebte weder George Washington noch Holzzahn-Wilma. Earl Rimms liebte keinen einzigen Menschen. Er hatte immerhin seine ganzen fünfundvierzig Jahre dazu gebraucht, zu begreifen, daß Liebe ziemlich teuer ist. Liebe kostet was, und Haß macht sich bezahlt.

Earl Rimms war nie besonders wählerisch gewesen, wenn er nach Opfern Ausschau gehalten hatte, Hauptsache, sie konnten sich nicht wehren. Und weil er grundsätzlich daran glaubte, daß es in der Welt nicht auf Qualität, sondern nur auf Quantität ankam, würde er buchstäblich bei keiner Frau über vierzig zögern, ihr die Handtasche zu klauen, obgleich dabei immer die Gefahr bestand, daß das Opfer sich die Hüfte oder die Schulter brach, wenn er es niederschlug.

In der Gegend in Watts, in der er wohnte, hatten bei den schweren Farbigenunruhen selbst alte schwarze Frauen gelernt

zurückzuschlagen. Es kam hinzu, daß Earl Rimms auch nicht gerade jünger wurde, und so hatte er vor einem Jahr beschlossen, sein Revier in die Innenstadt von Los Angeles zu verlegen. Dort war er von dem Schrecklichen Tschechen und Cecil Higgins, die durch sein Vorstrafenregister von Anfang an über seine sinnlose Brutalität gegenüber seinen Raubopfern im Bilde waren, bereits zweimal festgenommen worden. Die Streifencops haßten ihn inzwischen ebenso sehr, wie er die ganze Menschheit haßte.

Als Holzzahn-Wilma an diesem Dienstagmorgen den für sie beinahe tödlichen Fehler machte, Earl Rimms über den Weg zu laufen, hatte der nicht wissen können, daß die verrückte alte Lady in ihrer übergroßen Plastiktasche lediglich Futter für die Enten und Hundefutter für sich selber hatte. Earl Rimms war besonders sauer, weil seine Freundin ihm damit gedroht hatte, die Cops zu rufen, nachdem er ihr die Hälfte ihrer Sozialfürsorge weggenommen und sie, als sie sich dagegen wehrte, die Treppe runtergeschmissen hatte. Er malte sich gerade in allen Einzelheiten aus, was er mit einer so undankbaren alten Nutte anstellen würde, sobald er seine Arbeit für heute beendet hätte.

Holzzahn-Wilma wunderte sich derweil, wo der Schreckliche Tscheche und Cecil Higgins heute morgen blieben. Vielleicht hatten sie ja ihren freien Tag, dachte sie, sah allerdings auch keine anderen Streifencops in der Gegend um die Alvarado. Der Straßenverkehr war an diesem bewölkten, ziemlich milden Dienstagvormittag nicht besonders stark. Die Enten schienen bei mildem Wetter immer munterer zu sein als sonst.

Sie sagte »Guten Morgen« zu Earl Rimms.

Er schlug ihr so heftig in den Magen, daß ihr das hölzerne Gebiß aus dem Mund flog und quer über das Pflaster klapperte. Im selben Moment grapschte er nach ihrer roten Plastiktasche und schleuderte die Frau dabei wie einen Hammer beim Hammerwerfen herum. Sie wollte loslassen, aber sie konnte es nicht.

Damit ihr niemand die rote Plastiktasche mit dem Entenfutter klauen konnte, hatte sie sich den Riemen der Tasche ums Handgelenk gewickelt. Earl Rimms war ein bärenstarker Mann, und er schleuderte sie jetzt so lange herum, bis sie mit voller Wucht gegen eine Parkbank krachte, wobei sie sich sechs Rippen brach. Beim nächsten Male krachte sie gegen eine Palme, wobei ihre Hüfte

kaputtging und endlich auch der Riemen der Tasche riß.

Ein Zeitungsverkäufer aus Costa Rica, der zufällig gerade an der nächsten Ecke arbeitete, sah den Vorfall und fing gellend an zu schreien. Earl Rimms rannte wie der Teufel quer durch den Park davon und verschwand mit dem Entenfutter und mit den Hors-d'oeuvres für Hunde und arme Hunde zwischen den Fußgängern auf der Alvarado. Holzzahn-Wilma kam schleunigst ins Krankenhaus und würde den Rest ihres Lebens todsicher im Rollstuhl verbringen müssen. Als der Zeitungsverkäufer aus Costa Rica später am Tag dem Schrecklichen Tschechen die Geschichte erzählte, geriet der darüber derart in Wut, daß er drauf und dran war, einen Mord zu begehen. Und genau das tat er dann auch.

*

Mario Villalobos hatte mit seinen Anrufen bei Caltech überhaupt kein Glück. Niemand bei der Division of Chemistry wußte was über einen »Lester«, geschweige denn, warum eine verstorbene Person namens Missy Moonbeam alias Thelma Bernbaum die Telefonnummer der Division in ihrem Täschchen gehabt haben konnte.

Der Zufall, daß der Name Lester auf der mysteriösen Kreditkarte des Schrecklichen Tschechen gestanden hatte, schien wirklich nur ein Zufall zu sein. Mario Villalobos entschloß sich, Chip Muirfield und Melody Waters rüber nach East Hollywood zur Western Avenue zu schicken, bloß um mal zu gucken, ob sie zufällig einem großen, schwarzhaarigen Kerl in einem dunklen Nadelstreifenanzug über den Weg laufen würden, der in etwa der Beschreibung entsprach, die der Empfangschef des Hotels von dem Mann gegeben hatte, der vor seiner Nase aus dem Hotel gerannt war, nachdem Missy Moonbeam ihren Kopfsprung vom Dach gemacht hatte.

»Lauft einfach einmal oder zweimal die Avenue rauf und runter«, sagte Mario Villalobos zu den beiden Schulterhalfterkids. »Der Empfangschef des Hotels hat erzählt, er hält den Kerl mit n paar Straßennutzen in der Nähe von diesem kleinen Zeitungskiosk nördlich der Santa Monica reden sehen. Wenn ihr tatsächlich so n Typ in mittleren Jahren seht, der n Nadelstreifen trägt, könnt ihr

den ruhig mal anquatschen. Falls er euch komisch vorkommt oder falls er *Lester* heißt, bringt ihn gleich mit.«

»Könnten wir vorher nicht vielleicht noch kurz zum Brunch gehen, Mario?« fragte Chip Muirfield. »Ich hab n fürchterlichen Kohldampf, und ...«

»Aber klar, geht auf jeden Fall erst mal zum Brunch«, sagte Mario Villalobos und nahm noch zwei Aspirin, durch die er allerdings nicht etwa weniger Kopfschmerzen, sondern zusätzlich auch noch Magenschmerzen bekam.

Er fühlte sich dann trotzdem etwas besser, weil er wenigstens Chip und Melody endlich von der Hacke hatte. Plötzlich jedoch kam der Schreckliche Tscheche mit dem kleinsten asiatischen Cop, den Mario Villalobos je gesehen hatte, hereingestürzt. Sowohl der Schreckliche Tscheche als auch der kleine Polizist grinsten wie Honigkuchenpferde.

»Hey, Mario, das is Sunney Kee«, sagte der Schreckliche Tscheche. »N Neuer aus dem letzten Rekrutenlehrgang. Sunney, das is Sergeant Villalobos.«

Nachdem sie sich gründlich die Hände geschüttelt hatten, sah der Schreckliche Tscheche grinsend wie ein stolzer Papa auf Sunney Kee runter und sagte: »Magilla?«

»Gorilla!« antwortete Sunney Kee strahlend.

»Na, wie gefällt dir das, Mario?« sagte der Schreckliche Tscheche. »Er is so helle, wie ein Cop sein sollte.« Dann sagte er zu Sunney Kee: »Gorilla?«

»Magilla!« antwortete Sunney Kee, der so helle war, wie ein Cop sein sollte.

»Also, irgendwie hab ich die Pointe von dem Witz nicht so ganz mitgekriegt, glaub ich«, sagte Mario Villalobos.

»Lesterrrrr!« sagte der Schreckliche Tscheche zu Sunney Kee.

»Lesterrrrr!« antwortete Sunney Kee.

»Na bitte, Mario!« sagte der Schreckliche Tscheche voller Stolz. »Klar wie Kloßbrühe!«

»Also, dieser Tag wird ja durch euch gleich viel schöner«, sagte Mario Villalobos, »aber ich glaub, *etwas* bin ich immer noch hinter dem Mond.«

»Mir is was wegen der Kreditkarte eingefallen«, sagte der

Schreckliche Tscheche. »Ich mein, weil ich mir hier mit diesem Schlitzau ... hier mit Sunney so viel Mühe gegeben hab, is mir das koreanische Restaurant gestern wieder eingefallen. Da war dieses blöde Eßstäbchen in meinem Schuh, und weil ich's nich wieder rauskriegen konnte, halt ich am Ende die falsche Kreditkarte.«

»Eßstäbchen in deinem Schuh«, sagte Mario Villalobos. Er hatte schon seit längerem das Gerücht gehört, der Schreckliche Tscheche sei total von der Rolle.

»Magilla?« schrie der Schreckliche Tscheche plötzlich so laut, daß Mario Villalobos vor Schreck fast das Herz stehenblieb.

»Gorilla!« antwortete Sunney Kee, klar wie Kloßbrühe.

Dann strahlten sich Sunney Kee und der Schreckliche Tscheche an wie eine *Herde* von Honigkuchenpferden.



Dilford und Dolly, unerfreulich nüchtern und verkatert, hatten ihre alten Gewohnheiten wieder aufgenommen. Dilford hatte eine ziemlich undeutliche Erinnerung an ihre halbwegs freundschaftliche Nacht im Haus des Jammers, Dolly hatte gar keine Erinnerung. Sie erinnerte sich nicht mal daran, daß sie nach Hause gefahren war, mußte sich allerdings sagen, daß sie es offenbar doch wohl getan hatte, als sie den Wagen in der Garage und die Schlüssel in ihrer Handtasche fand, dort also, wohin sie gehörten. Sie mußte insgeheim zugeben, daß sie nicht mehr ganz so schrecklich darunter litt, Dildords unerwünschte Partnerin zu sein, und sie vermutete, daß das weniger an der durchzechten Nacht im Haus des Jammers lag als vielmehr an den Boat-People-Erlebnissen. Dolly erkannte allmählich, daß gemeinsam erlebte Greuel durchaus dazu beitragen können, Feindseligkeiten abzubauen.

Weil Dilford heute den größeren Kater hatte, fuhr sie. Er hockte auf dem Beifahrersitz, den Kopf angelehnt, die Augen geschlossen, den Mund offen, und war in einen unruhigen Halbschlaf gefallen.

Die Funkrufe waren bis jetzt reine Routine gewesen, und die meisten konnte sie erledigen, ohne Dilford zu stören. Dilford

hatte schon genug Polizeierfahrung, trotz des ständigen Lärms aus den Funkempfängern seelenruhig schlafen zu können und nur dann wach zu werden, wenn er die Nummer seines eigenen Wagens hörte.

Dolly dachte, sie hätte einen Funkruf der Dringlichkeitsstufe eins überhört, als sie sah, daß drei Streifenwagen nebeneinander am Echo-Park standen. Nachdem sie rasch gewendet hatte und in ihrer Nähe aufkreuzte, sah sie, daß Jane Wayne und Runzel-Ronald mit zwei K-9-Cops redeten, von denen einer der geile Hans war. Er grinste und winkte ihr zu. Sie war zu höflich, einfach abzuhausen, und so fuhr sie zu den anderen Schwarzweißen rüber und parkte. Jane Wayne sagte: »Wülste mal was wirklich Tolles sehen, Dolly? Guck dir bloß mal an, wie die mit diesen Hunden arbeiten.«

»Was is 'n los?« murmelte Dildford, der lediglich ein Auge geöffnet hatte.

»Schlaf ruhig wieder ein«, sagte Dolly, stieg aus dem Wagen und folgte Jane Wayne über den Rasen bis dahin, wo Hans, der die dunkelblaue Fallschirmspringer-Uniform der K-9-Cops trug und dessen Arm durch eine Polstermanschette geschützt war, gegen Ludwig kämpfte.

Dolly setzte sich auf den Rasen und sah zu, wie der riesige Rottweiler, der die Zähne fletschte und keuchte, sich in die Manschette verbiß und den mageren Cop schließlich glatt zu Boden riß.

Der andere K-9-Cop und sein Partner, ein kleinerer deutscher Schäferhund, waren ganz wild darauf, auch endlich loslegen zu können. Der Hund hieß Goethe, und er war ein alter Kumpel von Ludwig, schon aus ihrer Zeit im Hamburger Hundezwinger. Sie waren gemeinsam ausgebildet, gemeinsam nach Los Angeles verschifft und von einem Schönheitschirurgen aus Palos Verdes gemeinsam gekauft und dem Police Department geschenkt worden, und seitdem erlebten sie, Seite an Seite, auch ihre weitere Ausbildung gemeinsam.

Weil die amerikanischen Cops nicht »Goethe« sagen konnten, wurde der deutsche Schäferhund kurzerhand Gertie genannt, was nach Ansicht des Schrecklichen Tschechen für einen männlichen und keineswegs schwulen deutschen Schäferhund ein ziemlich tuntiger Name war. Hans und der andere K-9-Cop trafen sich oft in

den verschiedenen Parks in der Innenstadt von Los Angeles, arbeiteten dort mit ihren Hunden, damit sie scharf blieben, und brüllten dabei ununterbrochen deutsche Kommandos, weil die Hunde nur deutsch verstanden. Zur Belohnung für eine gute Trainingsstunde ließen sie die beiden Tiere dann auf dem Rasen herumtollen.

Ludwig war fünfundzwanzig Pfund schwerer als Gertie, aber Gertie war schneller, und nur zu gern kämpften sie zum Spaß gegeneinander, knurrten sich an, teilten zärtliche Bisse aus und wälzten sich herum wie in ihrer Flegelzeit als Welpen. Vielleicht erinnerten sie sich in ihrem Hundegedächtnis an die schlechten alten Zeiten, als das Wetter gar nicht immer so schön war wie hier, als sie in Zwingern leben mußten und nicht mal, wie jetzt, eigene Herrchen hatten.

Beim Los Angeles Police Department war man bei der Frage, ob Hunde angeschafft werden sollten oder nicht, lange ziemlich unentschlossen gewesen, weil man immer noch mit dem miesen Image leben mußte, das man den Südstaatencops verdankte, die ihre Hunde seinerzeit bei den Bürgerrechtsunruhen rücksichtslos auf Schwarze gehetzt hatten. Schwarze hatten grundsätzlich große Angst vor den Viechern, unbewußt sicherlich in Erinnerung an die alte Hierarchie Herr-Hund-Sklave und den späteren Einsatz von Hunden bei Demonstrationen. Weiße hatten annähernd genauso viel Angst vor knurrenden Polizeihunden wie Schwarze, Mexikaner dagegen waren meist nicht so bange. Oder, vielleicht auch das, ihr *Machismo* verbot es ihnen, Angst zu zeigen, wenn sie Hunden Auge in Auge gegenüberstanden. Es war vorgekommen, daß Mexikaner Polizeihunde regelrecht zum Kampf herausgefordert hatten.

Man hörte immerhin auch noch andere interessante Geschichten. Beispielsweise, daß Polizeihunde dazu neigen, die Charaktereigenschaften ihrer Partner anzunehmen, mit denen sie arbeiten und zusammenleben. Gertie etwa war wie sein Partner, ein energiegeladener junger Cop, drahtig, aktionsfreudig und, wie es auch in der Personalakte stand, offensichtlich etwas zu impulsiv.

Ludwig dagegen war eher bedächtig, ähnlich wie Hans. Er hatte Einsätze, bei denen was los war, durchaus gern, wollte aber Befehle kriegen, die er kapieren konnte. Ludwig erledigte Hausdurchsuchungen auf eine eher methodische Art und Weise und stellte bei Begegnungen mit Verdächtigen mehr seine Energie als seine feine

Nase unter Beweis.

Gertie war eines Nachts bei der wilden Verfolgung eines Einbrechers von einem Dachfirst zum anderen gesprungen und kurz davor gewesen, das Schicksal eines anderen Hundes zu erleiden, der bei einem solchen Einsatz sein Leben verloren hatte. Ludwig wäre wahrscheinlich stehengeblieben, hätte in die gähnende Betonschlucht gestarrt und sich überlegt, wie, zum Teufel, er die Verfolgung ohne einen solchen Sprung, bei dem er den Tod riskierte, fortsetzen könnte.

Es gab natürlich noch andere Charakterzüge, die Ludwig von Hans übernommen hatte, beispielsweise dieses Biertrinken, von dem, wenn es nach Hans ging, seine Vorgesetzten möglichst nie was erfahren sollten. Und neuerdings hatten sie auch eine Eigenschaft gemeinsam, von der, wenn es nach Hans ging, möglichst *niemand* jemals was erfahren durfte. Diese ganz spezielle Eigenschaft war ausgerechnet an diesem Morgen schon sehr früh demonstriert worden.

Hans war im Dauerlauf zur Rampart Station gerannt, um zu gucken, ob eine bestimmte fuchsrote Protokollführerin gerade Dienst hatte. Während er um das Büro des Officers vom Dienst herumlungerte, hatte Penner-Loomis erschöpft versucht, die Energie aufzubringen, den Telefonhörer abzunehmen und plötzlich gemerkt, daß ihn der riesige Rottweiler aus gelben, bedrohlich wirkenden Augen anstarrte.

»Officer!« sagte Penner-Loomis zu dem K-9-Cop. »Ist dieses Tier wirklich so zahm, daß es hier so ohne weiteres auf der Station rumlaufen kann?«

»Aber ja doch, Sir«, sagte Hans. »Er ist absolut ungefährlich!«

Um es zu beweisen, führte er Ludwig an seinem dienstlichen Drosselhalsband langsam auf den Wachhabenden zu. An Ludwigs Drosselhalsband war ein kompletter Dienstausweis des Los Angeles Police Department mit Foto befestigt.

Als Penner-Loomis das gewaltige schwarze Gesicht und die sabbernde Zunge aus der Nähe sah, lief ihm unvermittelt ein Schauer über den Rücken.

»Ich mag Hunde gern«, sagte Penner-Loomis, »aber der Hund hier, der hat Augen wie ... laß mal überlegen ... seine Pupillen sind in die Länge gezogen. Er hat die Augen von ... ja, von einem

Ziegenbock. Also, der Hund sieht ja richtig *dekadent* aus«, sagte der grauhaarige Lieutenant.

»Er ist ein wunderbarer Hund, Lieutenant«, erklärte Hans beruhigend. »Er ist sehr liebenswert.«

Und dann kroch Ludwig ein paar Schritte näher und legte seinen schweren Kopf auf die Knie von Penner-Loomis, und er sah zu dem Lieutenant hoch, und seine Augen waren genauso verrückt wie ...

»Jetzt fällt's mir ein!« sagte Penner-Loomis. »Er hat Augen wie der Schreckliche Tscheche. Officer, schaffen Sie diesen Hund sofort hier *raus*.«

Aber noch ehe Hans dazu kam, Ludwig wegzubringen, passierte eine fürchterliche Sache. Ludwig starrte zu dem grauhaarigen Lieutenant hoch und wedelte heftig mit dem Schwanz. Und bekam eine Erektion.

»Oh, Scheiße!« schrie Hans, aber es war zu spät.

Ludwig knurrte erregt, und sein starrer Blick war immer noch auf Penner-Loomis gerichtet, und er fing an zu ejakulieren. Direkt auf den blanken Fußboden des Lieutenants.

»Sieht fast so aus, als ob ... uh ... er *mag* Sie!« schrie Hans nervös.

»SCHAFFEN SIE DIESE SÄUISCHE KREATUR HIER RAUS!« brüllte Penner-Loomis mit einer solchen Lautstärke, daß der Schreckliche Tscheche und Sunney Kee, die sich gerade ein letztes Magilla Gorilla gönnten, bevor der Monstercop sich endlich auf seine Fußstreife begeben wollte, vor Schreck heftig zusammenfuhren.

Der Schreckliche Tscheche rannte Hals über Kopf in das Büro des Wachhabenden, warf bloß einen kurzen Blick in die Runde und brüllte: »Ludwig hat dem Lieutenant den ganzen Fußboden vollgespritzt!«

»Kommen Sie mit diesem Biest *nie* wieder auf die Station!« warnte Penner-Loomis den mageren K-9-Cop.

»Ehrlich, am besten ziehste ab sofort doch nicht mehr ohne Spritzlappen los, Hans«, sagte Cecil Higgins.

Was sie zu diesem Zeitpunkt jedoch alle miteinander nicht wußten, abgesehen von einem bestimmten Groupie aus Chinatown, war die Tatsache, daß kürzlich ein äußerst merkwürdiges

Phänomen aufgetreten war. Ludwig übernahm nicht mehr nur die Eigenheiten von Hans, wie es für das Verhältnis zwischen K-9-Partnern typisch gewesen wäre. Auch das genaue Gegenteil war passiert.

Ihr ständiges Zusammensein hatte dazu geführt, daß Hans in bestimmten Punkten und Situationen genauso reagierte wie Ludwig! Die letzten beiden Male, wo er dieses Groupie mit ins Motel genommen hatte, waren ihm die demütigenden Erlebnisse einer Ejaculatio praecox widerfahren. Er hatte das Mädchen gebeten, niemandem was davon zu erzählen. Das sei nur vorübergehend, hatte er ihr versprochen. Es gebe sicherlich eine psychologische Erklärung dafür, daß die Dinge eine so seltsame Wendung genommen hatten. Ludwig und Hans waren *beide* Ejaculatio-praecox-Typen.

Beim letzten Mal, als die Kanone von Hans in dem Motelzimmer zu früh losgegangen war, hatte das Groupie höhnisch grinsend gesagt: »Nächstens bringste besser gleich *zwei* Spritzlappen mit.«



Mario Villalobos hatte inzwischen endlich die erwünschte Information hinsichtlich der Kreditkarte eines gewissen Lester Beemer erhalten. Die Karte war kürzlich für ungültig erklärt worden, nachdem Lester Beemers Sekretärin mitgeteilt hatte, er sei verstorben. Der ehemalige Karteninhaber war selbständig und Privatdetektiv gewesen und hatte seinen Wohnsitz und sein Geschäft in Pasadena gehabt. Die Sekretärin von Lester Beemer hatte allerdings nichts davon erwähnt, daß die Kreditkarte jemals nicht in seinem Besitz gewesen war, und es waren bisher auch niemals unbefugte Einkäufe mit der Karte getätigt worden.

Mario Villalobos schrieb die Adressen und Nummern auf, und das war's dann. Das einzige Verbindungsstück war der Name Pasadena. Das Caltech lag in Pasadena.

Sehr wesentlich war das, was er jetzt auf seinem Schreibtisch liegen hatte, ganz sicher nicht, und es gab auch keine weiteren Ansatzpunkte im Fall Missy Moonbeam, bei dem es sich offensichtlich doch um einen Mordfall handelte. Genaugenommen hatte er gar nichts in der Hand, aber er verspürte, was selten vorkam,

den Drang, doch noch mal einen Anlauf zu nehmen. Bei normaler Verkehrsdichte war Pasadena lediglich fünfzehn Autominuten von der Rampart Station entfernt.



Nachdem der Schreckliche Tscheche und Cecil Higgins, denen immer noch das Magilla Gorilla in den Ohren dröhnte, endlich ihre Fußstreife angetreten hatten, war ihnen sofort berichtet worden, daß man Holzzahn-Wilma wie beim Hammerwerfen herumgeschleudert hatte.

Die Identität des mutmaßlichen Täters war ihnen zwar noch nicht bekannt, aber nach der Beschreibung, die der Zeitungsverkäufer aus Costa Rica geliefert hatte, gehörte zu den acht oder zehn Männern, die sie verdächtigten, durchaus auch Earl Rimms. Der Zeitungsverkäufer aus Costa Rica erzählte, daß der Täter fast auf den Arsch geknallt wäre, als er mit einem Affenzahn durch den Park davonraste. Er trug angeblich nagelneue braun-weiße Lacklederschuhe mit Laschen.

»Braun-weiß«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Allzu viele Lackaffen mit braun-weißen Schuhen laufen in dieser Gegend ja nicht rum.«

»Wir könnten ja mal in Leo's Love Palace vorbeischaun«, sagte Cecil Higgins. »Vielleicht kriegen wir da auch 'n Alka-Seltzer, wenn wir schon mal da sind.«

»Holzzahn-Wilma war gar nich so ne miese alte Tücke«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich werd ganz verrückt bei dem Gedanken, daß so 'n Arsch sie da rumgeschleudert hat wie beim Hammerwerfen. Ich könnt vor lauter Wut alle Nigger umbringen, die ich mit braun-weißen Schuhen erwisch.«

»Also, dann wollen wir nur hoffen, daß Bürgermeister Bradley heute nich in solchen Schuhen rumläuft«, sagte Cecil Higgins.

Und während nun der Schreckliche Tscheche und Cecil Higgins eine Fahndung nach Alka-Seltzer und Niggern mit braun-weißen Schuhen starteten, waren die K-9-Cops es langsam leid geworden, Jane Wayne und Dolly ununterbrochen vorzuführen, was die Hunde so alles konnten.

Gertie und Ludwig hatten sich dabei so prächtig miteinander

amüsiert, daß sie förmlich mit Gewalt zu ihren Funkstreifenwagen gezerrt werden mußten, schier untröstlich darüber, daß die Toberei ein Ende hatte. Die K-9-Cops fuhren schwarzweiße Ford Fairmonts, bei denen die Rücksitze ausgebaut waren. Das Tier blieb auf diese Weise im hinteren Wagenteil, und ein Metallnetz schützte jeden potentiellen Häftling vor der ihm von hinten drohenden Gefahr. Gertie und Ludwig winselten vor Sehnsucht nacheinander, als Hans und der andere K-9-Cop ihnen das Kommando gaben, in ihre jeweiligen Funkwagen zu springen.

Der andere K-9-Cop war namenlos. Alle K-9-Cops waren namenlos, jedenfalls in den Augen der uniformierten Streifenbeamten. Die kannten zwar die Namen sämtlicher Hunde, aber für die Partner der Hunde, zweifellos die weniger wichtige Hälfte des jeweiligen Teams, interessierte sich niemand. Da hieß es einfach »Gerde und Gerties Partner«.

Hans kannten sie auch nur deshalb mit Namen, weil er beschlossen hatte, sich unter allen Spelunken in der Innenstadt ausgerechnet das Haus des Jammers für seine Saufereien auszusuchen. Die Cops der Rampart Station, die im Haus des Jammers *keine* Stammgäste waren, kannten auch dieses K-9-Team bloß als »Ludwig und Ludwigs Partner«.

Runzel-Ronald hätte sich am liebsten den lieben langen Tag im Echo-Park rumgetrieben und den Hunden bei der Arbeit zugeguckt. Seine Pensionierung war offiziell heute nacht um 0.01 Uhr fällig. Er war absolut davon überzeugt, daß er ein toter Mann sein würde, falls er an diesem Tag noch irgendeine polizeiliche Tätigkeit ausüben mußte.

Als sie allesamt gerade in ihre Autos steigen wollten, kam der Funkruf knatternd über alle Radios: »An alle Einheiten in erreichbarer Nähe und an Zwei-A-dreizehn. Zwei-F-B-eins befindet sich zu Fuß auf der Verfolgung eines möglichen Zwei-elf-Verdächtigen! In der Zufahrt nördlich der Achten Straße und der Alvarado!«

»Das ist ja der Schreckliche Tscheche!« schrie Jane Wayne. »Los, da müssen wir hin, Ronald!«

»O Gott!« schrie Runzel-Ronald, während er nur äußerst widerwillig an der Beifahrerseite einstieg. »O Gott! Jetzt ist alles aus! Ich sollte heute wirklich keine Raubverdächtigen mehr jagen!«

Dann brüllte er den schlafenden Dildford an, der sogar den dringenden Funkruf überhört hatte. »Dildford, räum meinen Spind aus, wenn mir irgendwas passiert. Schmeiß die Nacktfotos von meiner Freundin weg, bevor du meine Frau anrufst. Die würd noch auf mein Grab pinkeln, wenn sie diese Fotos sehen würd! O Gott, jetzt ist alles aus! Heute wird n guter Cop sterben!«

Und wie sich herausstellte, hatte Runzel-Ronald recht. Cecil Higgins hatte den Verdächtigen als erster entdeckt. Er wußte nicht, daß es Earl Rimms war. Er sah bloß, wie der große Neger, ein wahres Ekelpaket, einen Besoffenen einfach aus dem Weg schubste, als er durch den Hintereingang in Leo's Love Palace kam. Er konnte erkennen, daß der Mann einen schmalcrempigen Strohhut und eine farbige Sportjacke trug, aber das war schon alles, was er erkennen konnte, solange die Tür nicht zu war. Dann stand der Mann, eben noch im Gegenlicht, in dem düsteren, verräucherten Saloon und versuchte, seine Augen an die neuen Lichtverhältnisse zu gewöhnen.

Die Augen von Cecil Higgins waren bereits auf die Lichtverhältnisse eingestellt. Er konnte deutlich erkennen, daß der Mann zweifarbige Lacklederschuhe trug. Dann erkannte er auch das gemeine und finstere Gesicht des Menschen. »Earl Rimms«, sagte er zu dem Schrecklichen Tschechen, der gerade sein zweites Alka-Seltzer mit einem Glas Tomatensaft mit Ei runterspülte. »Guck dir mal seine Schuhe an.«

Der Schreckliche Tscheche sah die Schuhe etwa in demselben Moment, in dem Earl Rimms mit vor Entsetzen geweiteten Augen die Streifencops am Ende der Bar entdeckte. Der Wettlauf begann.

Earl Rimms rannte rückwärts aus der Tür, verfolgt von dem Monstercop, der immerfort schrie und für seine Größe einen ganz schönen Zahn draufhatte. Cecil Higgins gab über das tragbare Funksprechgerät, das er am Gürtel hatte, den »Officers-brauchen-Unterstützung«-Notruf durch. Es war ziemlich sinnlos, daß er versuchte, mit dem Schrecklichen Tschechen, der dreizehn Jahre jünger war, Schritt zu halten, und so versuchte er, sich im Geiste auszurechnen, wohin Earl Rimms rennen würde, wenn er kapierte, daß die kleine Seitengasse der Achten Straße eine Sackgasse war.

Die beiden K-9-Teams erreichten den Einsatzort schneller als alle anderen. Cecil Higgins hatte Earl Rimms völlig aus den Augen verloren, und auch den Schrecklichen Tschechen sah er nicht mehr, seit die beiden die Seitengasse erreicht hatten. Am Ende der Gasse stand ein drei Meter hoher Maschendrahtzaun, und obwohl Cecil Higgins sich gerade noch gesagt hatte, der Schreckliche Tscheche sei viel zu verkatert, um über den Zaun zu klettern, mußte er gleich darauf einsehen, daß er genau das offenbar doch getan hatte.

Das Team K-9-1 traf noch vor allen anderen Streifenwagen ein. Das allerdings hätte man von vornherein erwarten können, weil Gerties Partner ein Scharfmacher und immer wild darauf war, was zu erleben. Gertie stand der Schaum vor der Schnauze, als sie eintrafen, und er war vermutlich sogar noch aufgeregter und überdrehter als sein Partner. Der Schäferhund hatte den dringenden Funkruf, das schnellere Atmen und die Veränderung in der Stimmlage seines Partners mitgekriegt. Der Hund witterte den neuen Schweiß.

Gertie war aufgeheizt. Gertie wollte *loslegen*. Er war bereit zum Angriff. Gertie hatte denselben wilden Blick wie sein Partner, als Cecil Higgins, die Dienstmütze in der Hand, den gerade heranrasenden K-9-Wagen um den Häuserblock winkte und aus Leibeskräften schrie: »Fahr zwei Blocks weiter südlich. Wenn du sie da nicht siehst, fahr rüber in Richtung Alvarado!«

Sicher strahlte Hans, ein im Grunde gemütlicher, ja sogar langweiliger Cop, seinerseits genug Jagdfieber aus, um auch Ludwig anzufeuern, aber die beiden Partner von K-9-2 hatten sich doch voll unter Kontrolle, als Cecil Higgins, der an der Ecke stand und den Verkehr regelte, alle Polizeieinsatzkräfte in westliche Richtung dirigierte, um den Schrecklichen Tschechen und Earl Rimms gegebenenfalls dort zu suchen und zu finden.

Dilford und Dolly bogen mit quietschenden Reifen zwischen Park View und der Siebten Straße um die Ecke, und Jane Wayne und der bleiche, durchgeschwitzte Runzel-Ronald (der die ganze Zeit glaubte, er schaue in sein eigenes Grab) schlängelten sich in Richtung Süden durch den Verkehr.

»Warum darf ich nicht fahren? Warum muß ich auf dem Todes-sitz hocken?« wollte Runzel-Ronald wissen. »Warum spiel ich in

diesem Burt-Reynolds-Film überhaupt mit?»

»Hoffentlich ist der Tscheche okay«, sagte Jane Wayne und kaute nervös auf ihrer Lippe herum, während ihre blauen, hart mit schwarzem Eyeliner umrandeten Augen die Straßen absuchten.

»Wahrscheinlich hält ich meine Frau netter behandeln sollen«, sagte Runzel-Ronald. »Meine Freundin hätt ich bestimmt netter behandeln sollen.«

Es war das K-9-I-Team, das den Schrecklichen Tschechen als erstes entdeckte. Er schleppte sich auf der Coronado mühselig nach Norden, in Richtung Wilshire Boulevard. Ein schwarzer Mann mit einem schmalkrempigen Hut und einer Sportjacke war ihm fünfzig Meter voraus.

Das K-9-I-Team stellte die Sirene an, fegte vier panisch erschrockene Kraftfahrer zur Seite, raste über den Bordstein, um zwei Autos an einer roten Ampel zu überholen, schleuderte und fing sich gerade noch, rutschte wieder in die Geradeausspur und kam schließlich mit quietschenden Bremsen zum Stehen. Der schwarz-gelb-braune Schäferhund kriegte sein Kommando zum Angriff.

»*Faß!*« schrie der Cop. »*Faß, Goethe! Faß!*«

Earl Rimms wurde von Entsetzen gepackt, als er die geballte Masse schwarz-gelb-braunen Unheils brüllend auf sich zurasen sah. Instinktiv rannte er auf den Eingang eines Dreifamilienhauses zu, stieß mit dem Fuß die Tür auf, rannte ins Innere, vorbei an einem hysterisch aufschreienden Kind, knallte die Tür hinter sich ins Schloß, sprang durch die Hintertür und war im Nu im Hinterhof und über den Zaun geklettert, während Gertie an der Vordertür schäumte und knurrte und bellte. Dann hörte Gertie, wie Earl Rimms sich mühsam einen Weg über den Hinterhof heraus bahnte, und der Hund sprang von der Eingangstür weg, setzte über einen Zaun, kletterte elegant über den nächsten und entdeckte den Ganoven, der gerade über die Fahrbahn der Wohnstraße wetzte.

Gertie jagte wie tollwütig hinter ihm her. Mit äußerster Kraft. Völlig außer sich. Wie von Sinnen, völlig außer Rand und Band.

Gertie sah das Auto überhaupt nicht. Es konnte nicht mehr bremsen. Gertie wurde breitseits von einem Cadillac getroffen,

kopfüber zwei Meter hoch in die Luft geschleudert und anschließend gegen einen an der Straßenkreuzung stehenden Lichtmast aus Metall geschleudert.

Gertie versuchte sofort, mit drei gebrochenen Beinen wieder aufzustehen. Er zog sich auf sein eines heiles Bein hoch. Gertie schleifte das blutige Wrack seines Körpers den Bürgersteig hinunter in die Richtung, in die der flüchtende Earl Rimms lief. Immer noch hinter ihm her. Scharlachrotes Blut spuckend.

Jane Wayne hätte das Gaspedal fast durch den Wagenboden getreten, als das K-9-Team über Funk durchgab, der Schreckliche Tscheche und der Verdächtige seien gesichtet worden. Sie war die erste, die auf der Coronado aufkreuzte, und sie sah den Hund, der seinen zerschmetterten Körper den Bürgersteig hinunterschleppte, instinktiv immer noch auf der Jagd nach dem Mann, der momentan verschwunden war und wieder über Hinterhofzäune kletterte.

Sie stoppte ihren Wagen direkt neben dem Hund und sagte: »Oh, Gertie!«

Der Hund schien sie überhaupt nicht zu hören. Der Schmerz und der Schock hatten ihn jetzt doch überwältigt. Er winselte nur noch und spuckte Blut. Und schleifte seinen zerschmetterten Körper vergeblich hinter dem spurlos verschwundenen Earl Rimms her.

»Irgendwer sollte ihn jetzt erschießen«, sagte Runzel-Ronald.

Dann hörten sie hinter sich die Sirene des K-9-l-Wagens, und Gerties Partner war schon rausgesprungen, bevor das Auto gegen den Bordstein knallte und dadurch zum Stillstand kam. Er warf sich blitzschnell auf den Bürgersteig, schlang die Arme um den blutenden Hund, redete auf ihn ein und weinte wie ein Kind.

»Goethe, Goethe«, sagte Gerties Partner, als er sich dann auf den Bürgersteig setzte und den sterbenden Schäferhund in den Armen wiegte.

»Er sollte das Tier erschießen«, sagte Runzel-Ronald.

»Halt die Schnauze, Ronald«, sagte Jane Wayne.

Es war nicht mehr nötig, Gertie zu erschießen. Sein Kopf hing kraftlos herunter, und er hatte aufgehört zu winseln, noch bevor ihn sein schluchzender Partner auf den Arm nahm und zum Streifenwagen trug.

Auch Hans und Ludwig waren inzwischen angekommen, und Ludwig zerrte Hans ruckweise wie eine Puppe den Bürgersteig hinunter, trotz des Drosselhalsbands, das Ludwig trug. Ludwig winselte und bellte und knurrte gleichzeitig und versuchte, gemeinsam mit Gertie in den hinteren Teil des K-9-l-Wagens zu gelangen. Ludwig war offensichtlich völlig durcheinander und hatte jegliche Orientierung verloren und ignorierte die Kommandos von Hans. Ludwig riß Hans fast die Kette aus der Hand und mußte von Hans und Jane Wayne und Runzel-Ronald mit vereinten Kräften weggezerrt werden, bevor sie die Tür hinter Gertie zumachen konnten.

»Also, Ronald, du hast ja recht gehabt«, sagte Jane Wayne, als sie wieder in ihren Wagen stiegen. »Heute ist *tatsächlich* n guter Cop gestorben.«



Earl Rimmis war mittlerweile genauso durcheinander wie der Schreckliche Tscheche, und außerdem hatte ihn eine Scheißangst gepackt. Er war dem Hund entkommen, und jedesmal, wenn er geglaubt hatte, er sei auch dem Monstercop entwischt, war er kurz stehengeblieben, hatte eine Verschnaufpause gemacht, sich den Schweiß aus dem Gesicht gewischt und sich mit seinem schmal-krempigen Strohhut Luft zugefächelt. Und jedesmal, wenn er glaubte, das Schlimmste sei jetzt vorbei, kam der riesige Streifen-cop um die Ecke geflitzt, und die Verfolgungsjagd ging wieder los.

Sie waren den Wilshire Boulevard in westlicher Richtung hinuntergerannt, vorbei am Sheraton Town House Hotel, und hatten damit einigen Touristen aus Toledo eine Riesenshow geboten. Sie hatten sich mehrere Häuserblocks weit aus dem Fahndungsbe-reich entfernt. Sie waren durch Apartmenthäuser gelaufen, zur Vordertür rein, zur Hintertür raus. Sie waren quer über verkehrs-reiche Straßen gerannt, über Mauern geklettert und durch schmale Gassen gejagt. Sie waren beide von erschreckten Hunden be-droht worden und hatten ihrerseits die Menschen erschreckt, in-dem sie an Zäunen hochkletterten oder sie einfach niedertram-pelten.

Der Schreckliche Tscheche blutete im Gesicht und an den Hän-

den, und obgleich er fest davon überzeugt war, daß er allenfalls noch hundert Herzschläge vom Infarkt entfernt war, konnte er einfach nicht stehenbleiben. Er war, wie Gertie, ein Produkt seiner Ausbildung, und er hetzte der Spur nach wie ein Monsterpolizeihund.

Zweimal hatte er Earl Rimms fast in Schußweite, als der gerade über einen Zaun kletterte. Aber immer, wenn sie einander so nahe waren, daß sie sich beinahe riechen konnten, gelang es dem flüchtenden Ganoven, sich mit einem völlig unerwarteten Trick aus der Feuerlinie zu bringen, beispielsweise, indem er durch die Tür eines Inneneinrichtungsladens am Wilshire Boulevard stürzte und hinten wieder rausrannte, während die Kunden loskreischten. Der Schreckliche Tscheche brüllte Earl Rimms und gleich darauf einem Schwärm von Schaufensterbummlern, die ihm vor dem Kaufhaus Bullocks am Wilshire vor die Füße gerieten, schlimmste Flüche und Drohungen nach.

Es war eine Marathonverfolgungsjagd, die in die Geschichte der Rampart Division eingehen würde. Vor allem wegen ihres merkwürdigen Endes. Es stellte sich nämlich heraus, daß Earl Rimms gewonnen hatte. Er hängte den Schrecklichen Tschechen an der Ecke der Siebten Straße und der Magnolia endgültig ab, als der Streifencop nur noch erschöpft und verwirrt im Kreise herum lief. Die Sonne und der Smog und der Verkehrslärm hatten den riesigen Cop schwindlig gemacht, und er hatte völlig die Orientierung verloren.

Sekundenlang glaubte der Schreckliche Tscheche, er sei vom Atomblitz getroffen worden. Ein Geräusch in seinem Kopf hörte sich an wie anfliegende Raketen vor dem Einschlag damals in Vietnam. Er mußte sich auf den Bordstein setzen und bettete seinen riesigen Kopf zwischen seine Knie. Schon nach wenigen Sekunden jedoch hob der Schreckliche Tscheche sein schweißüberströmtes Gesicht wieder. Er wollte ums Verrecken gern töten. Er wollte *morden*.

Genauso erging es Earl Rimms. Nachdem er die Verfolgungsjagd gewonnen hatte, nachdem sein Herz nicht mehr bis in den Hals hinauf hämmerte und nachdem die Angst etwas nachgelassen hatte, verspürte er eine wahnsinnige Mordlust. Er war stinksauer auf die ganze Welt. Auf die alte Irre, die nur Hundefutter in der

Tasche hatte. Auf seine eigene Alte, die die Cops rief, bloß weil sie von ihm die Treppe runtergeschmissen worden war. Auf die Verwaltung von Los Angeles, die seiner Alten nicht so viel an Wohlfahrtsunterstützung zahlte, daß sie ihn anständig versorgen konnte, wodurch er wiederum *gezwungen* war, alte Irre wie beim Hammerwerfen herumzuschleudern. Auf geistesranke Monstercops, die einem ständig auf den Fersen blieben wie Polizeihunde.

Dann erspähte er diesen Arsch von Mexikano in dem kleinen Lieferwagen. Eine alte Frau in einem Mercedes wäre Earl Rimms natürlich lieber gewesen. Irgendeine, die er am Genick packen und auf die Straße hätte schmeißen können. Und deren liegengeliebene Handtasche er garantiert auf dem Sitz vorgefunden hätte, während er, wodurch sein mieser Tag doch noch erträglich geworden wäre, in einem passablen Wagen aus der verdammten Gegend entkam, in der es von Cops, die nach ihm Ausschau hielten, nur so wimmelte. Aber er sah in diesem ganzen alten, vergammelten Villenviertel um die Magnolia und Leeward keine einzige Person in einem geparkten Wagen sitzen außer diesem Arsch von Mexikano in dem Lieferwagen.

Der Arsch in dem kleinen Lieferwagen war ein aus Durango stammender Mexikaner namens Chuey Valdez. Er war Gärtner und hatte die Ladefläche seines Wagens vollgepackt mit Gartengeräten. Auch er hatte einen miesen Tag gehabt. Zwei Kunden hatten ihn mit dem Lohn hängen lassen und auf nächste Woche vertröstet. Chuey Valdez war dahintergekommen, daß Geld und Mangofrüchte in Los Angeles keineswegs auf Bäumen wuchsen, wie ihm der Halsabschneider versprochen hatte, der ihn für zweihundert amerikanische Dollar illegal über die mexikanische Grenze gebracht hatte. Er mußte sich bei seiner Arbeit in Los Angeles ganz schön den Arsch aufreißen, und er war äußerst gereizt. Er war überhaupt nicht in der Stimmung, sich von irgendeinem großen, durchgeschwitzten *Blacky* seinen verbeulten Lieferwagen klauen zu lassen.

Chuey Valdez aß gerade seinen Lunch, der aus Mais-Tortillas und kalten Bohnen sowie dem Festschmaus der Woche - einer ganzen Avocado - bestand, als Earl Rimms an seinen Lieferwagen herantrat.

»So, nu steig mal aus, du mexikanischer Drecksack«, sagte Earl

Rimms, und seine schwarzen, grundlosen Augen schnellten hin und her wie eine Peitsche.

»Willst duuu waaas Bestimmtes?« fragte Chuey Valdez vorsichtig und gedehnt.

»Ich will dir den *Hals* umdrehen. Dir deine *Eier* zerquetschen. Dir an dein beschissenes *Leben!* Und wenn du nicht umgehend aus diesem verdammten Lieferwagen verduftest, biste geliefert!«

Also zuckte Chuey Valdez, wie es so seine Art war, angesichts der überwältigenden Übermacht nur die Schultern, als wolle er sagen: »Si, Señor.« Er nahm seinen Sandwichbeutel und seine Avocado und seine Tortillas und stieg aus dem Lieferwagen. Dann griff er in seinen Sandwichbeutel und zog das Küchenmesser heraus, mit dem er gerade noch seine Avocado abgeschält hatte.

Als sich Earl Rimms, mordlustig wie eine weißlippige Kobra, herumdrehte, um dem kleinen mexikanischen Drecksack die geballte Faust in die Fresse zu schlagen, stieß ihm Chuey Valdez dieses Küchenmesser tief in den verschwitzten Brustkasten. Genau unterhalb des Brustbeins. Genau bis zum Griff. Dann riß Chuey Valdez das Messer heraus und warf es auf die Ladefläche des Lieferwagens und trat ein paar Meter zur Seite, um seine Arbeit zu begutachten.

Earl Rimms stand da mit dem Rücken zum Lieferwagen und sah Chuey Valdez an. Er konnte es offensichtlich nicht begreifen. Er preßte beide Hände auf die Stichwunde und sagte fassungslos: »Du verfluchter kleiner mexikanischer Drecksack! Du hast mich abgestochen!«

Woraufhin Chuey Valdez lediglich uninteressiert die Schultern zuckte und sagte: »Duuuu hast mich zur Weißgluuuu gebracht.«

»Du verdammter mexikanischer Drecksack!« sagte Earl Rimms verwundert, und mit jedem Schlag seines Herzens, mit jedem Wort, das er sprach, schoß ein Blutstrahl aus seinem Körper und platschte auf den Asphalt.

Dann wandte Earl Rimms sich ab und ging ziellos in Richtung Wilshire Boulevard, während Chuey Valdez sich überlegte, ob er ein guter Amerikaner sein und die Polizei anrufen sollte, oder besser ein gerissener Illegaler aus Mexiko, der hier wie der Blitz verduftete.

Wie sich zeigte, brauchte er erst gar keine Entscheidung zu

treffen. Jane Wayne, inzwischen fast verrückt vor Angst um den Schrecklichen Tschechen, bog mit ihrem schwarzweißen Plymouth mit quietschenden Reifen um die Ecke der Magnolia, neben sich ihren fast im Koma liegenden Partner Runzel-Ronald. Earl Rimms blieb stehen, zeigte auf seine Brust und auf Chuey Valdez, als ob er sagen wollte: »Dieser dreckige kleine Mexikaner hat mich abgestochen!«, und taumelte über den Rasen eines stuckverzierten Zweifamilienhauses, an dessen Auffahrt er zusammenbrach.

Innerhalb von fünf Minuten war die Straße von einem Dutzend Streifenwagen blockiert, deren Rotlichter und Blaulichter in alle Richtungen blinkten. Earl Rimms hatte sich fast noch bis zum Hinterhof des Zweifamilienhauses geschleppt, und dort lag er jetzt, fror hundserbärmlich und wartete auf die Ambulanz.

Die anderen Cops hielten die Menge der Neugierigen, die sich die Hälse verrenkten, zurück, dirigierten den Verkehr an den Streifenwagen vorbei und warteten auf das Eintreffen der Sanitäter, um sie dann einzuwinken, während der Schreckliche Tscheche, arg mitgenommen und erschöpft, neben seinem Partner Cecil Higgins stand und Earl Rimms' kraftlosen Körper besichtigte.

»Der kommt doch wohl kaum durch, Cecil, oder meinst du doch?« fragte der Schreckliche Tscheche mit der sanftesten Stimme, die Cecil Higgins je bei ihm gehört hatte.

»Glaub nich. Der muß bald zwei Liter Blut verloren haben. Obgleich gerade so hundsgemeine Arschlöcher wie Earl Rimms oft noch überleben, wenn jeder andere schon längst ins Gras gebissen hält. *Vielleicht* schafft er's doch.«

Dann sagte der Schreckliche Tscheche: »Cecil, geh doch mal hin und frag Jane Wayne, ob sie den Sanitätern über Funk gesagt hat, daß der dringend Plasma braucht.«

»Eigentlich paßt das ja überhaupt nich zu dir, daß du dir solche Sorgen machst«, sagte Cecil Higgins argwöhnisch. Aber er ging weg, um sich zu erkundigen, ob Jane Wayne die Ambulanz über die Art der Stichwunde informiert hatte.

In den Augen des Schrecklichen Tschechen glühte der Wahnsinn, als er auf den kraftlosen Körper von Earl Rimms herabschaute und sagte: »Du atmest ja gar nicht mehr, Earl. Du brauchst ganz dringend 'ne Herzmassage.«

Der Schreckliche Tscheche krepelte sich die Hemdsärmel auf, kniete neben dem Kopf des Ganoven nieder und begann, ihm *tatsächlich* eine Herzmassage zu verpassen. Der Schreckliche Tscheche drückte den blutigen Brustkorb von Earl Rimms kräftig und schulmäßig zusammen, und das Blut spritzte einen halben Meter hoch in die Luft. Der Schreckliche Tscheche legte den schmalkrempigen Hut von Earl Rimms auf die Einstichwunde und drückte seinen Brustkorb abermals kräftig und schulmäßig zusammen, und ein Blutstrahl prasselte von innen gegen den Deckel des schmalkrempigen Strohhuts. Der Schreckliche Tscheche begann schließlich, den Brustkorb von Earl Rimms rhythmisch zusammenzupressen, und dann klatschte das Blut förmlich gegen die Innenseite des Strohhuts.

Eine ältere schwarze Frau, die in dem Zweifamilienhaus wohnte, vor dem Earl Rimms hingefallen war, nahm schließlich all ihren Mut zusammen, nachdem sie eine Weile durch die Spitzenvorhänge gelinst hatte. Sie ging durch die hintere Veranda nach draußen. Der Schreckliche Tscheche schwitzte, während er Earl Rimms bearbeitete.

Die alte schwarze Frau wurde von ihren Gefühlen übermannt. »Oh, das ist ja so wunderbar, Officer«, sagte sie zu dem Monstercop, der verblüfft aufschaute. »Sie retten diesem armen Mann das Leben!«

Der Schreckliche Tscheche richtete seine verrückten Augen auf die alte Frau und sagte: »Ja, genau, Ma'am. Sein Atem ist stehen geblieben, und dies ist seine einzige Chance. Falls ich ihn wiederbeleben kann.«

»Ich geh sofort rein und ruf den Bürgermeister an«, sagte sie. »Sie haben eine Medaille verdient!«

Während nach wie vor wahre Fontänen von Blut dumpf gegen die Innenseite des schmalkrempigen Hutes klatschten, jedesmal, wenn der Schreckliche Tscheche den Brustkorb von Earl Rimms zusammenpreßte, kehrte Cecil Higgins zurück. Er sagte: »Tscheche! Was zum Henker *machste* da?«

Der Schreckliche Tscheche hielt die blutigen Hände immer noch auf die Krempe des schmalkrempigen Hutes gepreßt. Als er sich dann aufrichtete und ihn wegnahm, ergoß sich ein ganzer *Hutvoll* Blut auf den Körper von Earl Rimms und die betonierte Ein-

fahrt. Der Schreckliche Tscheche mußte zurückspringen, um nicht vollgespritzt zu werden.

»Du hast ihn *trocken* gepumpt!« flüsterte Cecil Higgins.

»Sei bloß ruhig, Cecil«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Mach da keine Riesengeschichte!«

»Tscheche! Tscheche!« sagte Cecil Higgins und packte den Monstercop vorn am Hemd, während er in seinen wahnsinnigen grauen Augen nach einem Rest von Verstand suchte'. »Das is Mord! Hat das irgendwer gesehen?«

»Ich glaub, der war sowieso schon tot, Cecil«, sagte der Schreckliche Tscheche.

Sie hörten, wie die Ambulanz ihre Sirene abstellte und an den Bordstein heranfuhr. Ein paar Minuten später standen der Schreckliche Tscheche, Cecil Higgins, Jane Wayne, Runzel-Ronald, Dolly und Dildford mit zwei Detectives und einem Sergeant von der Verkehrspolizei zusammen und unterhielten sich über den Vorfall. Der Schreckliche Tscheche versicherte Chuey Valdez, daß er noch nicht mal wegen Verunreinigung der Straße bestraft werden würde und die Sache höchstens dadurch noch besser hätte machen können, daß er Earl Rimms wie ein verdammter Apache den Skalp abgenommen hätte.

Der Sanitäter ging rüber zu der Versammlung der Cops, während sein Kollege die Leiche zudeckte. »Der ist seit langem hinüber«, sagte der Sanitäter. »Ich hab noch nie so viel Blut gesehen, gerade nach so ner Stichverletzung nicht. Der Obduzent wird die Milz nehmen müssen, um da noch ne Blutprobe zu kriegen. Der sieht aus, als ob einer aus Transsylvanien über ihn hergefallen war.«

Worauf Cecil Higgins dem Schrecklichen Tschechen unwillkürlich einen schnellen Blick zuwarf, und der wiederum sagte: »Also, allmählich stinkt mir das alles. Ich brauch jetzt unbedingt n Burrito.«

Als sie gerade gehen wollten, humpelte die alte schwarze Frau, die in dem Zweifamilienhaus wohnte, auf den Sergeant von der Verkehrspolizei zu und sagte: »Bloß damit Sie's wissen, Sie können stolz sein auf Ihre Männer. Der große Beamte da hat versucht, dem armen Mann das Leben zu retten, obwohl er *wirklich* n Verbrecher war. Das nenn ich christliche Nächstenliebe. Ich hält

gern seinen Namen, denn das muß ich doch mal dem Bürgermeister schreiben.«

»Schönen Dank, Ma'am«, sagte der Schreckliche Tscheche zögernd. »Wir sollten uns immer wieder daran erinnern, daß wir alle Kinder Gottes sind.«

Der Schreckliche Tscheche bestand darauf, sich von dem Kakerlakenimbiß einen Burrito zu holen, bevor sie zur Station zurückfahren, um die ganzen Berichte zu schreiben. Seine Uniform war völlig versaut, aber die Sanitäter hatten die Kratzer in seinem Gesicht und an den Händen gründlich gereinigt. Er hatte sieben geschnorrte Pepsis getrunken, sehr zum Kummer des Mexikaners an dem Kakerlakenimbiß, aber wenn man es recht bedachte, sah er nach dem Gottesurteil, das er sich angemaßt hatte, bemerkenswert fit aus.

Cecil Higgins war nur noch ein *Wrack*.

»Nich mal, als du diesen Säufer aufgehängt hast, hab ich geglaubt, daß du's wirklich durchziehst«, sagte Cecil Higgins und schaute seinen Partner an, der die Backen voller Burrito hatte und rülpste. »Ich mein, *wirklich*.«

»Ist ja auch gar nicht so einfach, zu behaupten, irgendwas war *wirklich*«, meinte der Schreckliche Tscheche gedankenverloren. »Ich meine, daß es wirklich ist und daß es echt wirklich ...«

»Halt nich schon wieder n *Vortrag* über den Scheiß«, brüllte Cecil Higgins.

»Nun paß mal auf, Cecil«, sagte der Schreckliche Tscheche, während er auf den See im Mac Arthur-Park starrte und nach den richtigen Worten suchte. »Nimm mal diese Laser-Lady. Die behauptet ja nun, daß die Laserstrahlen echt sind. Und was ist schließlich echter als der Schmerz, den einer irgendwo spürt? Wer könnte also behaupten, daß sie nich echt wären? Ist doch ihre verdammte Birne, auf die sie diese Laserstrahlen schießen. Die könnten also durchaus *wirklich* echt sein. Kapierste, was ich meine?«

»Ja, und was hat das damit zu tun, daß du n Säufer aufhängst und Earl leerpumpst wie n Vampir?«

»Na ja, es ist schwer zu erklären, aber ... das ist irgendwie, als ob es gar nicht *wirklich* passiert war. Gerade diese Sache.«

»Ich bin noch nich reif für San Quentin«, sagte Cecil Higgins.

»Ich bin noch nicht reif dafür, daß sie mir mein Arschloch so weit aufreißen, daß Evil Knievel reinplumpsen kann, wenn er mit nem Motorrad drüberhopst.«

»Willst du etwa hingehen und sagen, daß du nicht mehr mit mir arbeiten willst, Cecil?« Zum ersten Mal sah der Schreckliche Tscheche beunruhigt aus.

Aber gerade jetzt kam der Sergeant angerast und stoppte am Bordstein. »Los, Tscheche, beeil dich und komm auf die Station!« schrie er. »Der Captain hat n Anruf von der alten Frau gekriegt, die beobachtet hat, wie du den Strolch wiederbeleben wolltest. Er meint, das könnt ne gute PR-Story sein, deshalb kommt gleich n Fernseheteam!«

»Okay, Sergeant, wir sind schon unterwegs!« antwortete der Schreckliche Tscheche.

Und als der Sergeant ihnen zuwinkte und wieder davonraste, stand Cecil Higgins immer noch da und konnte nur noch wie vom Donner gerührt in die Gegend gucken.

Als sie dann zur Station unterwegs waren, sagte Cecil Higgins: »Ich hab's mir überlegt, Tscheche. Es is n ziemliches Risiko, mit dir zu arbeiten. Ich muß das ganz klar sehen. Was bietest du mir dafür, daß ich das Risiko eingeh, meine alten Tage in San Quentin zu verbringen, mit nem Arschloch, in dem Platz genug is für n ganzes Bobfennen und das Orchester von Lawrence Welk auf einmal?«

»Du bist der einzige, mit dem ich reden kann, Cecil«, sagte der Schreckliche Tscheche aufgeregt. »Ich spendier *dir jeden* Abend n Drink bei Leery.«

»Das machste doch sowieso. Sagen wir, zwei Drinks.«

»Okay, zwei Drinks.«

»Vielleicht kommste ja noch ganz groß raus«, überlegte Cecil Higgins. »Daß du Babys küssen mußst, und dein Bild ist in allen Zeitungen.«

»Aber das lohnt sich doch wirklich nicht, Cecil, so n Gewese davon zu machen.«

»Doch, die alte Frau hat *gesehen*, wie du ihn leergepumpt hast. Ich mein, du hast ausgesehen wie n riesiger alter blauer Vampir, aber sie hat in dir nu mal n christlichen *Helden* gesehen.«

»Daß ich für den Fernsehauftritt ne saubere Uniform krieg, ist

ja ne feine Sache«, sagte der Schreckliche Tscheche, der sich für das Ganze allmählich erwärmte.

»Also, ich glaub langsam, daß du gar nich verrückt bist«, sagte Cecil Higgins. »Langsam glaub ich ja eher, daß *ich* der Verrückte bin.«

»Ich wollte, du wärst auch n Held«, sagte der Schreckliche Tscheche allen Ernstes. »Verdammt, ich will ja stark hoffen, daß sie diese fixe kleine Blondine von Kanal Zwei rüberschicken!«

»Wennste mir heut abend die beiden Drinks spendierst, verlang ich von dir, daß du mir das alles mal ganz genau verklickerst«, sagte Cecil Higgins. »Ich will nu endlich mal wissen, was real is und was *wirklich* real is. Ich glaub, das muß ich jetzt einfach mal kapieren.«

7. KAPITEL

Die Russen kommen!

Die »Büros« von Lester Beemer waren nicht gerade das, was Mario Villalobos erwartet hatte. Der Privatdetektiv war zu Lebzeiten sicher keine uneingeschränkte Zierde der Geschäftswelt von Pasadena gewesen. Sein Büro lag am Colorado Boulevard, in der Nähe des Negergettos, der Pfandhäuser und der Second-hand-Läden, eine unschöne Gegend, die im Zuge der Stadtsanierung verzweifelt zu überleben versuchte.

Die Stadtsanierung war an Lester Beemer glatt vorbeigegangen. Er war ehemals Polizist in Fresno gewesen und hatte sich bereits in Pasadena niedergelassen, als er noch ein junger Mann gewesen war. Zum Zeitpunkt seines Todes am Samstag, dem 1. Mai, war Lester Beemer Sechsunsechzig Jahre alt gewesen. Dreiunddreißig davon war er als amtlich zugelassener Privatdetektiv herumgelaufen, und zumindest vom äußeren Anschein her war er in diesem Job nicht gerade sensationell erfolgreich gewesen.

Der Hausmeister ließ Mario Villalobos nur zögernd ein. Das Büro war vollständig leergeräumt worden. Es gab leere Metallschränke für Aktenordner. Es gab zwei Schreibtische, Jahrgang 1950, mit häßlichem Eichenfurnier. Es gab eine billige Rosettenuhr mit einer Sonne als Zifferblatt aus derselben Epoche. Es gab einen Hutständer, eine einfache mechanische Schreibmaschine, ein paar grüne Bürostühle aus Metall, und das war auch schon alles.

Als nächstes fuhr Mario Villalobos zu dem Apartmenthaus, in dem Lester Beemer die letzten neunzehn Jahre seines Lebens gewohnt hatte. In seinem Junggesellenapartment wohnte bereits ein anderer Mieter, aber Lester Beemers Wirtin, eine griesgrämige Hexe mit einer Whiskeystimme, lieferte einen passenden Nachruf: »Er war n alter Lustmolch, aber seine Miete hat er immer bezahlt.«

»Wie meinen Sie das, alter Lustmolch?« fragte Mario Villalo-

bos, froh darüber, daß er auf der Außentreppe des Apartmenthauses stand, in dem es fürchterlich nach Wein roch und das sich fest in der Hand junger Schwarzer und weißer Rentner zu befinden schien.

»Er stand auf jungen Mädchen«, sagte die Wirtin. »Haben sie mal ne Zigarette?«

Die Zigarette war annähernd halb in ihrem zahnlosen Mund verschwunden, als Mario Villalobos ihr Feuer gab. Sie paffte zwei Züge und sagte: »Geld hat der nie viel gehabt, nicht mal dann, als er gut im Geschäft war. Kam daher, daß er zu viel rumgesoffen und mit jungen Mädchen rumgevögelt hat. Dauernd hat er irgendwelche Huren auf der Bude gehabt. Huren, die er in den Niggerbars in Los Angeles aufgegabelt hat. Hin und wieder hat er ja weiße Mädchen gehabt, denen konnte man schon von weitem ansehen, daß sie Huren waren. Niggerweiber mocht er aber auch.«

»Schon mal dieses Mädchen hier gesehen?« fragte Mario Villalobos und zeigte der Wirtin ein Polizeifoto von Missy Moonbeam, eins von früher, auf dem sie nicht so entsetzlich kaputt war.

»Ja, kann sein«, sagte sie. »Sieht ja natürlich eine wie die andere aus, diese Huren. Aber gut, die hier? Kann sein. Ich hab mir eigentlich schon immer gedacht, daß es mit dem mal so enden würde, daß er sich in irgend so nem Puff zu Tode vögelt.«

Mario Villalobos stellte noch ein paar Fragen, auf die er jedoch keine Antworten kriegte, die ihn voranbrachten, und am Ende gab er der Wirtin seine Karte. »Wenn Ihnen noch was einfällt, zu dem blonden Mädchen oder zu Lester Beemer, rufen Sie mich einfach an.«

»Er war n alter Lustmolch«, sagte die Wirtin, als sie die Karte einsteckte.

»Aber er hat immer seine Miete bezahlt!« nickte Mario Villalobos.

Die nächste Station war das Haus der Halbtagssekretärin von Lester Beemer, deren Name unter dem Satz IN NOTFÄLLEN ZU BENACHRICHTIGEN auf dem Türschild von Lester Beemers früherem Büro gestanden hatte.

Sie sah selber aus wie ein Notfall. Sie hieß Mabel Murphy. Sie hatte ein rotes irisches Gesicht und einen Großteil von dem, was sie an freien Tagen zu trinken pflegte, schon intus. Sie war um vier

Uhr nachmittags halb hinüber.

»Oh, Scheiße!« sagte sie, als Mario Villalobos ihr seine Dienstmarke zeigte. »Ich dachte, Sie wären vielleicht n Versicherungsmensch. Ich hab immer gehofft, der alte Lester hält dafür gesorgt, daß ich irgendwoher noch n paar Piepen krieg. Blöd von mir. Bloß weil der alte Sack seine Rechnungen für Licht und Gas und Telefon immer drei Tage im voraus bezahlt hat.«

»Wie lange haben Sie eigentlich für ihn gearbeitet, Miß Murphy?« fragte Mario Villalobos, während er sich in ihrem sechzig Jahre alten Holzhaus umschaute, das in einer Zeit gebaut worden war, als die meisten Schwarzen in Pasadena die Diener der Reichen waren und bei ihnen wohnten. Inzwischen wohnten in dem Viertel, in dem Mabel Murphys Haus stand, nur noch schwarze Arbeiter.

»Fünfzehn Jahre, mit Unterbrechungen«, sagte sie. »Lester war gar nicht mal so n schlechter Kerl. Hat bloß zuviel getrunken« - und dabei sagten ihre Augen: *Tun wir das nicht alle?* »Ist allmählich auch Zeit für meinen ersten heute.« Sie stand auf, watschelte zum Kühlschrank, nahm ein Achtelliter Milch heraus und goß sie in ein Wasserglas, das sie dann mit Scotch auffüllte.

»Magengeschwür?« fragte Mario Villalobos.

»Nee, n Magen wie Eisen«, sagte sie. »Bloß ich trink gern diese Milk-Balls. Hab's von den Farbigen hier in der Nachbarschaft gelernt.«

»Lester Beemers Wirtin hat gesagt, er hätt ne ziemliche Schwäche für Prostituierte gehabt.« Mario Villalobos steckte sich eine Zigarette an, nachdem Mabel Murphy sich hingesetzt hatte.

»Ne Schwäche? Und ob«, grinste sie. »Alle Sorten. Da war er nicht wählerisch. Hauptsache, sie waren jung.«

»Haben Sie die hier mal gesehen?« fragte Mario Villalobos und zeigte ihr das Polizeifoto von Missy Moonbeam.

Sie hielt es unter die schlechte Kopie einer Tiffanylampe und sagte: »Hübsches Mädchen. Nein, ich hab höchstens mal eine oder zwei von denen gesehen. Er hat sie nur selten mit ins Büro gebracht. Aber ich hab jede Menge Telefongespräche mitgekriegt, und ich weiß, daß er n Haufen Geld dafür springen lassen hat, um Mädchen zum Bumsen aufzureißen, für sich und die Klienten.«

»Für Klienten? Was für Klienten?«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Ich mußte hauptsächlich Telefonanrufe beantworten, Briefe schreiben, Buchhaltung machen, Rechnungen bezahlen. All so was. Seine Akten waren sehr schlampig, aber er wollt's so haben. Ich glaub nicht, daß er in der ganzen Zeit, wo ich für ihn gearbeitet hab, zehntausend Dollar Einkommensteuer gezahlt hat. Er war n alter Geheimniskrämer. Nicht gerade ein Vorbild an Ehrenhaftigkeit, wenn Sie verstehen, was ich meine. Hat aber mein Gehalt immer pünktlich bezahlt. Ich hab mittwochs, donnerstags und freitags für ihn gearbeitet. In der übrigen Zeit hatte er auf den Anrufbeantworter umgeschaltet.«

»Woran ist er gestorben?«

»Das Herz«, sagte sie. »Hatte zweimal ne Operation am offenen Herzen. Beim letzten Mal haben sie ihm n Schrittmacher eingebaut. Das hat ihn aber nicht davon abgehalten, weiter Spaß am Saufen und an seinen Zigarren zu haben, und ich möcht schwören, daß es ihn auch nicht vom Rumhuren abgehalten hat. Ich glaub, er hat's fast genossen, daß er n krankes Herz hatte. Er hatte seinen Spaß daran, jedem zu erzählen, er würde noch vor Weihnachten sterben. Jedes Weihnachtsfest seit zehn Jahren. Hat auf die Weise ne Menge Mitleid erregt. Aber ich glaub nicht, daß die Huren besonders mitleidig mit ihm gewesen sind. Ich mußte ihm immer Bargeld besorgen, damit er die bezahlen konnte. Im voraus.«

»Wie oft mußten Sie ihm denn Geld besorgen? Geld für Huren, wie Sie glaubten?«

»Für gewöhnlich donnerstags und freitags. Außerdem wußte ich durch die Bankauszüge, daß er mindestens noch eine Nacht pro Woche auf Achse war.«

»Anscheinend war sein Herz ja nicht so krank«, sagte Mario Villalobos.

»Solange die Maschine funktionierte, ging's«, sagte sie. »Er hat immer gesagt, die kleine Maschine in seiner Brust war n Kind vom Gott der Naturwissenschaft. Eines Nachts hat das Kind vom Naturwissenschaftsgott allerdings blaugemacht, und dann war's vorbei.«

»Ne ulkige Art, die Dinge zu betrachten«, sagte Mario Villalobos. »Kind vom Naturwissenschaftsgott. War er an Naturwissenschaft interessiert?«

»Ob er interessiert war? N glühender Fan war er. Die ganze Zeit

hat er sich gewünscht, zu diesem Caltech-Förderkreis zu gehören. Ein lausiger kleiner Schnüffler mit seinem schmutzigen Schlips und seiner Timex-Uhr, der mit diesem ganzen Volk, das Subventionen gibt und Zuschüsse und so was, per du sein will. Er muß n halbes Dutzend Naturwissenschaftszeitschriften aus Amerika abonniert gehabt haben, dazu ne ganze Reihe ausländische. Es war eins seiner ganz großen Hobbys. Naturwissenschaft, Golf und Nuten.«

»Könnt er nicht mal irgendwann mit der Division of Chemistry beim Caltech telefoniert haben? Ich hab da ne Telefonnummer im Notizbuch einer Prostituierten aus Hollywood gefunden, zusammen mit dem Namen Lester.«

»Doch, das halt ich für möglich«, sagte sie. »Er ging öfter mal rüber. Er hatte mehrere Golfkumpels, die Mitglieder des Lehrkörpers waren. Professoren, nehm ich an. Könnten Chemiker gewesen sein.«

»Kennen Sie da irgendwelche Namen?«

»Nein, angerufen haben sie ihn nie. Manchmal hat er Freitag nachmittags rumgesessen und sich gelangweilt und mir erzählt, seine Golfspezis wären ganz heiße Kandidaten für den Hauptgewinn.«

»Was heißt Hauptgewinn?«

»Na, was schon? Der Nobelpreis. So hat er das jedenfalls genannt.«

»Also gut, das reicht«, sagte Mario Villalobos mit seinem typischen traurigen und erschöpften Seufzen. »Mein Mordopfer hat Lester Beemer wahrscheinlich als Kunden gekannt. Sie hat seinen Namen aufgeschrieben. Sie hat ihn mindestens einmal bei der chemischen Fakultät im Caltech angerufen, als er dort jemand besucht hat. Rätsel gelöst.«

»Mordopfer? Wer hat sie denn umgebracht?«

»N Zuhälter. N Freier. Wer weiß? Aber da ist noch ne Sache. Seine Kreditkarte ist in einem koreanischen Restaurant gefunden worden, in derselben Gegend, wo diese Prostituierte gestorben ist. Hat er je erwähnt, daß ihm einer die Kreditkarte gestohlen hat?«

»Nein, soweit ich weiß.«

»Wer hat denn seine Hinterlassenschaft gekriegt, nachdem er

tot war?«

»Seine Schwester in Seattle, Louise Beemer. Sie war seine einzige Hinterbliebene, und sie steht selbst schon mit einem Bein im Grab. Zu erben war da nicht viel. Die Polizei ist ja bloß wegen dem Motel gerufen worden.«

»Welche Polizei? Wegen welchem Motel?«

»Pasadena. Er wurde ja in einem von diesen zwielichtigen Motels auf dem Colorado gefunden. Seine Brieftasche war noch da, wo er sie immer trug, in seinem Socken. Der gute alte Lester trug *Sockenhalter*. Und er steckte seine durchlöcherterte Brieftasche immer in seinen *Socken*. Können Sie sich das vorstellen?«

»War denn seine Kreditkarte in der Brieftasche, als er gefunden wurde?«

»Keine Ahnung.«

»Was ist mit den Akten im Büro passiert?«

»Ich hab alles vernichtet. Alle Akten. Alle Tonbänder. Das muß man machen bei nem so vertraulichen Unternehmen wie dem von Lester. Und ich hab ja schon gesagt, Lester war nicht gerade n Musterbeispiel an Ehrenhaftigkeit und Diskretion.«

Mario Villalobos stand auf, putzte sich die Nase, die mit einem Mal lief, und nieste mehrmals, als ihr eine ihrer Katzen über die Füße sprang, die in Pantoffeln steckten.

»Allergisch gegen Katzen?«

»Ha ... hatschi«, nickte er. »Aber schön, das müßte jetzt eigentlich genügen.«

Aber das genügte ganz und gar nicht. Mario Villalobos war zwar nicht mehr der Sklave seines Drangs nach Vollständigkeit, der er früher gewesen war, als er keinen Fall weglegen und keine von diesen »Verhaftung-steht-unmittelbar-bevor«-Tricks anwenden konnte, solange da noch irgendwo ein loser Faden baumelte. Damals hatte er nie zu denen gehört, die eine bizarre Theorie aufstellten und ein in den Rücken geschossenes Mordopfer in einen Selbstmörder verwandelten (wie es bei einer anderen Division tatsächlich vorgekommen war), bloß um so einen schwierigen Fall loszuwerden.

Inzwischen jedoch war er ein ganz anderer Mensch geworden. Er war zu Tode erschöpft. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Er hätte Missy Moonbeams Tod im Grunde nur zu gern als Selbstmord

hingestellt, wenn er überzeugt gewesen wäre, seinem Lieutenant einreden zu können, daß sie die paar Fingernägel und das Stück Strumpfhose schlicht und einfach auf dem Weg zu ihrem Salto vorwärts verloren hatte. In letzter Konsequenz allerdings hatte er keinen blassen Schimmer, warum er sich in diesen Fall trotzdem so verbiß. War's vielleicht bloß eine gigantische Langeweile? War er neuerdings *derart* gelangweilt und erschöpft, derart unerklärlich außer Tritt, daß er sich quasi aus Selbsterhaltungstrieb veranlaßt fühlte, einfach irgendwas zu *tun*! Irgendwas Nostalgisches? Schlicht so was wie polizeiliche Ermittlungsarbeit?

Die Kreditkarte bereitete ihm Kopfzerbrechen. Er wußte einiges über das Restaurant Pusan Gardens, wo der Schreckliche Tscheche die Karte gefunden hatte. Der Sergeant von der Sitte hatte ihm erzählt, daß der Restaurantbesitzer regelmäßig asiatische und nichtasiatische Animiermädchen anheuerte, die den Kunden Drinks aus der Nase ziehen sollten. Er wußte, daß es alle Missy Moonbeams dieser Welt normalerweise mit Leichtigkeit schafften, asiatischen Freiern mehr Geld als weißen oder schwarzen Männern abzuluchsen. Vielleicht kannten sich Missy Moonbeam und Lester Beemer einfach nur vom Strich in Hollywood. Es war durchaus vorstellbar, daß sie manchmal im eigenen Auto oder im Taxi nach Pasadena gefahren war, um dem alten Knaben mal was Nettes zu bieten. Und daß sie und Lester in diesem zwielichtigen Motel, in dem seine Leiche gefunden worden war, zum letzten Male gevögelt hatten.

Aber warum im Motel? Warum nicht in Lesters eigenem Apartment - allein um Geld zu sparen, wenn's schon keine anderen Gründe gab? Lester Beemer dürfte sich wohl kaum Sorgen darüber gemacht haben, was die Nachbarn dachten. Das größte *Warum* war der hingefetzte Name in ihrem Adreßbuch, der Name eines toten Mannes zwischen lauter verrücktem Gekritzel, das mit Schnörkeln und mit Linien wie Dolchen dekoriert war. Und die Nummer der Abteilung Chemie beim California Institute of Technology? Wenn das Mädchen den toten Mann nicht angerufen hatte, wen hatte sie dann angerufen, um ihn nach dem toten Mann zu fragen?

»Gottverdammte Scheiße!« sagte Mario Villalobos laut, als er den Freeway verließ, um gleich wieder rauf und in nördlicher

Richtung nach Pasadena zu fahren. Weniger denn je wollte er den Fall jetzt noch aus den Fingern lassen.

Fünfzehn Minuten später unterhielt er sich im Bestattungsinstitut der Gebrüder Llewelyn auf der Lake Avenue in Altadena mit dem Mann, der die Leiche abgeholt hatte.

»Natürlich war das *kein* Fall für den Coroner, Sergeant«, sagte der Leichenbestatter.

Er sah gar nicht so aus wie einer der für Hollywood typischen Bestattungsunternehmer. Er sah eher aus wie einer, der Bodybuilding machte, und das tat er auch. Seit das Familienunternehmen in einer nur noch von Schwarzen bewohnten Gegend lag, hielt es der derzeitige Boß der Bestattersippschaft für klug, daß sich die Jungs von Llewelyn körperlich stets fit hielten. Zweimal in den letzten Jahren hatten Gangster versucht, das Beerdigungsinstitut auszu-rauben, schlicht in der Art, in der Ganoven früher Schnapsläden zu überfallen pflegten. Die vornehmen alten Zeiten von Altadena waren längst vorbei.

»Ich entnehme Ihrer Bemerkung, daß der Totenschein von einem Arzt ausgestellt worden ist«, sagte Mario Villalobos.

»Aber hundertprozentig«, sagte der Leichenbestatter. »Ich hält ihn sonst nicht angerührt, in so nem Motel wie dem. Sobald die Polizei auf seinem Armband mit den Herzschrittmacherdaten den Namen seines Arztes entdeckte, haben sie den angerufen. Und der hat mir dann später erzählt, daß er überhaupt nicht erstaunt war, daß Mr. Beemer auf die Art gestorben ist, in einem miesen Motel.«

»Lag es eindeutig an seinem Herzen?«

»Eindeutig. Wahrscheinlich auch schon beim Vorspiel, weil er noch vollständig bekleidet war. Er lag ganz friedlich im Bett. Natürlich war das Mädchen abgehauen, wer das auch immer gewesen war.«

»Stammt der Arzt von hier?«

»Dr. Trusk? Der lebt seit Jahren hier. Ein älterer Mann. Äußerst tüchtig. Kannte Mr. Beemer gut.«

»Nach Ansicht der Polizei war also alles in Ordnung?«

»Also, das war nicht mal andeutungsweise ein Fall für den Coroner, das können Sie mir wirklich glauben. Für so was hab ich schon n Blick gekriegt, als ich noch auf dem Knie meines Vaters

saß.«

»Gab es ne Brieftasche bei der Leiche?«

»Zuerst hat die Polizei gedacht, es gebe keine. Dann hab ich sie in seinem Socken gefunden.« Der muskulöse Leichenbestatter lächelte. »Er trug *Sockenhalter*. Solche Sockenhalter hab ich seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»War Geld in der Brieftasche?«

»Nein, aber die Papiere waren okay. Er hatte ein paar Dollars in der Tasche und etwas Kleingeld.«

»Waren Kreditkarten in der Brieftasche?«

»Kreditkarten? Nein, keine Kreditkarten. Ich hab alle persönlichen Sachen an seine Schwester geschickt. Ne ältere Frau in ... Portland.«

»Könnt's auch Seattle gewesen sein?«

»Ja, richtig, Seattle. Sie entschied sich für ne Feuerbestattung. Sie war mittellos, und seine Versicherung war minimal - sogar die Veteranenversicherung.«

Diesmal beschloß Mario Villalobos, sich durch nichts daran hindern zu lassen, auf dem Pasadena Freeway zu bleiben und direkt zur Station zu fahren. Wenn sein Partner Maxie Steiner bei ihm gewesen wäre, hätte er sich das alles überhaupt nicht leisten können. Maxie hätte sich diese blöde Rumraserei gar nicht erst gefallen lassen. Als hätte er nicht schon genug am Hals, allein mit diesem Job als Babysitter für Chip Muirfield und Melody Waters.

Auf der anderen Seite konnte er den beiden immer die Routineuntersuchungen und die lästigen Nachermittlungen überlassen, was ihm dann wiederum die Freiheit verschaffte, beispielsweise der Marotte nachlaufen zu können, im Fall Missy Moonbeam könne es irgendwie eine Verbindung zum Caltech geben. Jetzt allerdings würde er die Sache endgültig auf sich beruhen lassen. Es gab da effektiv nichts mehr zu tun. Er würde die Kreditkarte bloß noch als Fundsache registrieren lassen, sie an Lester Beemers Schwester oder an American Express schicken, und das war's dann. Mehr oder weniger.

Nur noch *ein* kleiner letzter Schritt, um diese gigantische Langeweile in den Griff zu kriegen. Er konnte es ja der Midlife-Crisis zugute halten. Wirklich, nur ein halber Schritt. Er war bloß noch neugierig, ob der Schreckliche Tscheche irgend jemanden im Re-

staurant Pusan Gardens kannte, der vielleicht *ganz* wenige Fragen über die gefundene Kreditkarte und Missy Moonbeam beantworten konnte.

Als er den Schrecklichen Tschechen ausfindig machte, stand der Monstercop gerade vor der Rampart Station und zog seine Art von John-Wayne-Show ab. Da war auch eine blonde Fernsehreporterin, die in der Sonne schwitzte und die Schnauze restlos voll hatte von dem großen »Star«, der jede Einstellung mit Sprüchen darüber ruinierte, daß er als Freund und Helfer eben versuchen müsse, auch »Arschlöchern« wie Earl Rimms das Leben zu retten.

In der zweiten Einstellung hatte der Schreckliche Tscheche das Wort »Arschloch« gegen »Drecksack« ausgewechselt, nachdem ihm vorgespielt worden war, was er gesagt hatte. In der dritten Einstellung wurde er, nach entsprechender Aufforderung, noch sanfter und sagte »Schleimscheißer«. In der vierten Einstellung spielte er die Sache runter und sprach von »Kotzbrocken«, war inzwischen aber so nervös, daß er den ersten Teil seines Statements über seinen Job als Freund und Helfer verpatzte.

Zwischen den Einstellungen sechs und sieben versuchte sie, dem Riesenblödmann zu helfen, indem sie ihm vorschlug, in die Station zu gehen und ein Glas Wasser zu trinken, damit aus seinem vor Nervosität staubtrockenen Mund nicht mehr diese Schnalzgeräusche über das Handmikrofon kamen. Als er sagte, er würde lieber was *Richtiges* trinken, lächelte sie, und das faßte er als Zeichen der Ermunterung auf und fragte, ob sie sich nach der Arbeit nicht mal in einem Lokal treffen könnten, das Leerys Saloon hieß.

Sie lehnte höflich ab, und sie machten die Einstellungen neun und zehn. Der Kameramann hatte die letzte Filmrolle eingelegt, als der Schreckliche Tscheche es endlich schaffte, ein halbwegs brauchbares Statement darüber zustande zu bringen, wie er versucht habe, das Leben eines »niederträchtigen Gewaltverbrechers« zu retten.

Der Schreckliche Tscheche bat um eine weitere Einstellung, indem er anführte, sein Mund sei so trocken wie das Dingsbums von Rose Bird, aber sie lehnte ab und erklärte, die Sache sei jetzt im Kasten.

»Wenn Sie doch noch Lust kriegen, zu Leery zu kommen,

rufen Sie mich an!« schrie der Schreckliche Tscheche hinter der Blonden her, die gerade den Rückzug angetreten hatte, als Mario Villalobos auf den Parkplatz der Station fuhr.

Wenige Minuten später war der Schreckliche Tscheche, noch total überdreht von seinem Fernsehdebüt, im Auto des Detectives zum Restaurant Pusan Gardens unterwegs und erzählte Mario Villalobos die Geschichte von der Marathonverfolgungsjagd zu Fuß und von Gerties Tod.

Der koreanische Chef stellte gerade die Speisenfolge für den Abend zusammen, als der Streifencop mit dem Detective eintraf. Er war über den Besuch der Cops ungefähr so glücklich, wie er es vor etwa dreißig Jahren beim Anblick der chinesischen Armee gewesen war, als die über den achtunddreißigsten Breitengrad kam und die Amerikaner überrannte. Damals war er aus Seoul abgehauen und hatte nur noch eins im Kopf gehabt: Hollywood. Und das Restaurant »Spezialitäten aus Seoul«, von dem er ständig träumte.

Der Schreckliche Tscheche entdeckte die Halbtagskellnerin, die nachts als Animiermädchen arbeitete, allerdings so früh am Tag noch ihren Servierpflichten nachkam. Sie gingen mit ihr in die Cocktail Lounge, wo es ruhig war und wo sie ungestört blieben.

»Also, paß mal auf, Pfirsichblüte«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Das hier ist n Detective, und er will dir n paar Fragen stellen. Keine Angst, der ist nicht bei der Sitte. Der arbeitet an nem Mordfall.«

»Kennen Sie dieses Mädchen?« fragte Mario Villalobos das stämmige Animiermädchen.

Pfirsichblüte war durchgehend dick, von den Schultern bis zu den Schenkeln. Ihr Gesicht war flach und unkultiviert, ein typisch bäuerliches Gesicht. Sie konnten schon an ihrem nervösen Blick erkennen, daß sie Missy Moonbeam kannte.

»Ist sie im Gefängnis?« fragte Pfirsichblüte.

»Sie ist die Leiche«, sagte Mario Villalobos. »Hat sie gelegentlich hier gearbeitet?«

»Ja, gelegentlich«, nickte Pfirsichblüte und spielte nervös mit Kugelschreiber und Bestellblock herum.

»Als ... Hostess?«

»So, wie ich«, nickte das Mädchen.

»Hat sie Samstagabend hier gearbeitet?« fragte Mario Villalobos.

Das Mädchen dachte einen Moment nach, ein offensichtlich hartes Stück Arbeit. Sie runzelte die Stirn und scharrte aufgeregt mit den Füßen. »Ein Tag flügel. Fleitag«, sagte sie. »Sie dann ganze Nacht da.«

»Hat sie Männer mitgenommen?« fragte Mario Villalobos.

»Ich blaves Mädchen, keine Mann«, sagte Pfirsichblüte und warf einen schnellen Blick in Richtung Küche, von wo der Chef durch die offene Tür linste.

»Ich hab dir doch gesagt, daß er nicht bei der Sitte ist«, sagte der Schreckliche Tscheche ungeduldig. »Du sollst ihm die Wahrheit sagen, Pfirsichblüte, verdammt noch mal.«

»Vielleicht paal Männel«, sagte Pfirsichblüte.

»Koreanische Männer?« fragte Mario Villalobos.

»Ja«, nickte sie.

»Sind Sie sicher, daß Sie sie am Samstagabend nicht hier gesehen haben? Das war der Abend, an dem sie starb. Das ist wirklich wichtig.«

»Sie nicht hiel nach Fleitag«, sagte Pfirsichblüte.

»Haben Sie die schon mal gesehen?« fragte Mario Villalobos und zeigte ihr die Kreditkarte von Lester Beemer.

Sie hielt die Karte verkehrt herum in den Händen und sagte: »Vielleicht.«

»Können Sie lesen?« fragte Mario Villalobos.

»Nein.«

»Warum sagen Sie dann ›vielleicht‹?«

»Sie haben so eine Kalte am Fleitag.«

»Sah die genauso aus wie die hier?«

»Sah genau aus«, sagte sie. »Sie sagen, Kalten manchmal nicht gut. Manchmal gut. Wil splechen, *wie* machen Geld. Ich gutes Mädchen. Sie nicht so gut.«

»Hat sie über Kreditkartenschwindel geredet?« fragte der Schreckliche Tscheche.

»Was?«

»Hat sie gesagt, daß sie solche Karten öfter benutzt hat?« fragte Mario Villalobos. »Um sich was zu kaufen? Karten, die anderen

Leuten gehören?«

»Ja«, sagte Pfirsichblüte. »Ich sagen nein. Ich gutes Mädchen.«

»Und die Karte hier?«

»Komische Kalte, sie sagen. Missy legen Kalte auf Tisch und sagen nix gut.«

»Versteh ich nicht«, sagte Mario Villalobos und sah sich die Kreditkarte an. »Sie ist nicht gesperrt worden. Sie sieht ganz okay aus.«

»Also, ich haß solche mysteriösen Geschichten«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Davon krieg ich Kopfschmerzen. Ich hab's gern, wenn ich weiß, wie was funktioniert und was real is und was nich real is und ...«

»Hat Missy diese Nix-gut-Karte Freitagabend auf dem Tisch liegen lassen?«

»Glauben ja«, sagte sie. »Kalte nix gut sagen Missy. Nix auf diese Kalte.«

»Nix auf dieser Karte?« sagte Mario Villalobos.

Als sie wieder auf der Station waren, ließ Mario Villalobos den Schrecklichen Tschechen allein, und der stand vor lauter Aufregung, daß er in den Nachrichten um fünf und um elf Uhr erscheinen sollte, völlig neben sich. Der Detective sollte dringend jemanden zurückrufen. Die Nummer kam ihm bekannt vor, aber der Anrufer hatte sich geweigert, seinen Namen anzugeben. Während er wählte, fiel ihm ein, daß es die Nummer vom Wonderland-Hotel war.

Oliver Rigby meldete sich: »Hallo, Wonderland.«

»Hier ist Sergeant Villalobos«, sagte der Detective. »Haben Sie angerufen?«

»Yeah«, flüsterte Oliver Rigby.

Der Detective konnte sich bildlich vorstellen, wie er dabei durch die Lobby seines Hotels spähte und die Sprechmuschel mit der Hand zu verdecken suchte. »Warum haben Sie Ihren Namen nicht hinterlassen?«

»Hier brennt's!« flüsterte Oliver Rigby. »Hier is so n Typ reingekommen. Der hat nach Missy gefragt! Der sah echt aus, als würd er jeden Moment n Herzanfall kriegen und hier in der Lobby krepieren. Der hat gefragt, ob sie selber gesprungen ist. Hat immer wieder gefragt: ›Ist sie selber gesprungen? Oder hat ihr einer bei dem Sprung *geholfen*!«

»Haben Sie rausgekriegt, wie der heißt?«

»Er wollt's mir nich sagen«, sagte Oliver Rigby. »Dann hab ich ihm gesagt, daß Sie den Fall bearbeiten und daß er Sie anrufen soll. Ich hab ihm Ihren Namen und die Telefonnummer aufgeschrieben. Hat er angerufen?«

»Nein, bis jetzt hab ich nur Ihren Anruf gekriegt«, sagte Mario Villalobos.

»Is sie selber gesprungen? Hat ihr einer geholfen, als sie gesprungen is?« So hat er mich dauernd gefragt! Ich hab echt überlegt, ob ich ihn nicht festhalten und die Cops rufen soll.«

»Wie hat er denn ausgesehen, Oliver?«

»Ausgesehen? Wie n aufgedonnerter Schwuler hat er ausgesehen«, sagte Oliver Rigby. »Er hat ausgesehen wie ne Wasserstoff-supergebleichte Tunte vom Santa Monica Boulevard, genau so. Krieg ich eigentlich ne Belohnung, falls er der Killer ist?«

Nachdem er schließlich doch noch eine etwas genauere Beschreibung von Oliver Rigbys Besucher bekommen hatte, saß Mario Villalobos rauchend am Mord-und-Totschlag-Schreibtisch, lange nachdem die meisten anderen gegangen waren. Die Abneigung des Schrecklichen Tschechen gegen mysteriöse Geschichten konnte Mario Villalobos inzwischen voll nachempfinden.

Er war fast schon zur Tür raus, als der Anruf kam. Der Lieutenant sagte: »Für dich, Mario.«

Es war eine männliche Fistelstimme, und er wußte deshalb sofort, wer dran war. Die Stimme sagte: »Sergeant, ich hab gehört, daß Sie den Tod von Missy Moonbeam untersuchen.«

»Stimmt«, sagte Mario Villalobos. »Was kann ich für Sie tun?«

»Erst mal muß ich *eins* wissen. Ist sie runtergesprungen? Oder ist sie etwa ... ermordet worden?«

»Erst geben Sie mir mal Ihren Namen und ...«

»Ich hab n paar wichtige Informationen für Sie, Sergeant«, lispelte die Stimme, die plötzlich eine Oktave höher klang. »Äußerst wichtig.«

»Sicher, aber ich würd wirklich gern wissen, mit wem ich spreche, und ...«

»Hören Sie mir gut zu!« kreischte die Stimme am Telefon. »Hier geht's um mehr als bloß um Missy! Hier geht's um ... also, Sie müssen zuerst mal sagen, ob sie wirklich *ermordet* worden

ist?«

Da der Anrufer offenbar zusehends hysterischer wurde, sagte der Detective: »Ich glaube, daß sie tatsächlich vom Dach *geworfen* wurde.«

Der Anrufer schwieg eine Weile, und Mario Villalobos konnte hören, wie er plötzlich nach Luft schnappte. Dann entfernte sich die Stimme anscheinend vom Telefon.

»Sind Sie noch dran?« fragte Mario Villalobos. »Sind Sie noch dran?«

»Ich ... krieg ... ich ... krieg keine *Luft* mehr!« sagte die Stimme.

»Besorgen Sie sich ne Papiertüte«, sagte Mario Villalobos. »Atmen Sie da rein. Versuchen Sie, sich zu entspannen. Sie sind ganz okay.«

Der Telefonhörer wurde für mehrere Minuten neben den Apparat gelegt. Mario Villalobos rauchte und schaute auf die Uhr. Dann war die Stimme wieder dran und sagte: »Mir geht es jetzt besser.«

»Sagen Sie mir Ihren Namen.«

»Ich hab *echt* Angst«, sagte der Anrufer. »Ich glaub, ich bin der *nächste*, der sterben muß!«

»Ich kann bei Ihnen vorbeikommen«, sagte Mario Villalobos. »Sagen Sie mir, wo.«

»Ich bin ... ich bin jetzt zu durcheinander!« sagte der Anrufer. »Ich rufe Sie morgen vormittag um zehn an. Sind Sie um die Zeit da?«

»Ich bin da und warte auf Ihren Anruf«, sagte Mario Villalobos. »Aber können Sie mir nicht sagen ...«

»Ich kann Ihnen eins sagen, Sergeant«, sagte der Anrufer. »Das ist wahrscheinlich der größte Fall, den Sie je bearbeitet haben. Ich weiß zwar nicht, wer Missy Moonbeam umgebracht hat, aber ich weiß, *was* er gewesen ist!«

Und dann mußte sich Mario Villalobos sagen, daß sein Anrufer eindeutig so bescheuert war wie eine Tanzmaus, die ununterbrochen im Kreis herumwirbelt. So bekloppt wie ein kichernder Eistaucher mit seinem schrillen, unheimlich trillernden Gelächter. So verrückt wie der Schreckliche Tscheche. Mit einer heiseren, flüsternden Stimme wie aus einem Gruselfilm, aus der aber auch

die nackte *Angst* klang, sagte der Anrufer: »Missys Mörder war ein russischer Spion!« Und darauf hängte er ein.

Stunden später sah Mario Villalobos zu, wie die California Angels von den New York Yankees eingemacht wurden. Mario Villalobos kriegte manchmal Freikarten fürs Dodgerstadion, weil er diesen Freizeitjob bei der Sicherheitstruppe hatte.

Aber heute abend hatten die Dodgers ein Auswärtsspiel, und so fuhr er raus zum Stadion der Angels und kaufte sich eine Eintrittskarte.

Er aß Hot dogs und Eis und trank Bier und dachte bei alledem kaum noch an Missy Moonbeam oder Lester Beemer, möglicherweise deshalb, weil die ganze Sache durch diesen Anruf wieder völlig außer Kontrolle geraten war. Schon bevor ihn seine jetzige Sterbensmüdigkeit gepackt hatte, war Mario Villalobos ein logisch und methodisch, manchmal sogar förmlich wie unter Zwang arbeitender Ermittlungsbeamter gewesen. Und russische Spione, sagte er sich jetzt, das war doch typischer Tutenkram, und wenn man sich mit Tutenkram beschäftigte, kam erfahrungsgemäß nie was anderes dabei raus als noch mehr Tutenkram.

Vielleicht sollte er den Fall einfach an die Schulterhalfterkids abgeben. Er überlegte sich schon, wie er es ihnen morgen verklikkern könnte: »Chip, Melody, ich hab da einen Fall für euch, mit dem ihr euch in eurer Freizeit rumschlagen könnt. Da geht's um einen Mord, den ein Spion begangen hat. Die Russen kommen!«

Er hätte am liebsten gelacht, wenn nicht gerade in diesem Augenblick Feuerwerkskörper auf die siegreichen Gegner der Angels abgefeuert worden wären, und das wenigstens war überhaupt nicht komisch.



Wie gewöhnlich wurde das große Blabla durch den Schrecklichen Tschechen in Gang gebracht, der an der Bar saß und fürchterlich gereizt war. Das Fernsehteam hatte ihm versprochen, der Interviewausschnitt mit ihm würde in den Fünfuhrnachrichten gesendet. Aber er wurde nicht gesendet.

Leery schaltete den Fernseher aus, nachdem der Schreckliche Tscheche den Sender angerufen und erfahren hatte, daß ihm zu-

nächst mal ein Sonderbericht aus dem Nahen Osten vorgezogen worden war.

»Na, klar«, beschwerte sich der Schreckliche Tscheche bei den armen Hunden in Leerys Saloon. »Nahostkrieg. Araber und Juden haben sich zwar schon gegenseitig gekillt, als Christine Jorgensen noch Eier hatte^{*}. Aber wie oft haste schon n Interview mit nem Polizisten gesehen, der versucht hat, so nem dreckigen Schleimscheißer wie Earl Rimms das Leben zu retten? Allzu viele Cops mit Nächstenliebe im Herzen gibt es in der Gegend bestimmt nich. Gottverdammte, entweder bin ich in den Elfuhrnachrichten, oder ich schmeiß Bomben auf die beschissene Fernsehstation!«

»Reg dich ab, Tscheche, reg dich ab«, sagte Jane Wayne, die hinter dem Monstercop stand und ihn zärtlich an den Augenbrauen zog.

»Sicher, was soll man da auch schon groß erwarten?« sagte der Schreckliche Tscheche und schnappte sich eine Zeitung. »Bringt ja sowieso keiner mehr echte Nachrichten. Hört euch das an. Da steht, daß bei der Antiatomwaffendemo wieder mal die üblichen Vereine mitgezogen sind. Da war der Nationale Verband der Sozialarbeiter. Da war der Demokratische Club der Lesbierinnen und Homosexuellen. Ich möcht ja bloß mal wissen, warum die Leute da unbedingt dauernd von ›demokratisch‹ reden müssen. Sollte doch eigentlich selbstverständlich sein. Da war die Revolutionäre Kommunistische Partei. Da war der Automobilclub. Die Katholische Arbeiterschaft. Die Schwulen Radikalen zur Rettung der Erde. Da waren Frauen in Nonnenklamotten und mit Totenkopffratzen. Da waren Papphubschrauber mit ner Ronald-Reagan-Puppe als Pilot. Und nu überlegt mal: ungefähr dreizehn Seiten weiter hinten steht n winziger Artikel über ne sechsköpfige Familie, die bei Riverside abgeschlachtet worden ist. Guckste da noch durch? N Massenmord is ungefähr so viel Platz wert wie ne Kleinanzeige. Is doch klar, daß da keiner den Würger von Hillside vom Freeway-Killer unterscheiden kann, wenn da kaum noch drüber berichtet wird. Aber ne Antikernwaffendemo, daraus ma-

^{*} Prominent gewordener Mittelpunkt einer der ersten operativen Geschlechtsumwandlungen im Jahre 1952 (Anm.d. Übers.)

chen sie Schlagzeilen. Is doch kein Wunder, daß sich dann ja auch keiner mehr für n kleinen Cop interessiert, der n Akt der Nächstenliebe begangen hat, verdammt noch mal!«

»Reg dich ab, Tscheche, reg dich ab«, sagte Jane Wayne zu dem Straßenmonster, das inzwischen zu sabbern anfang wie Ludwig. Momentan machte der Tscheche wahrhaftig alle nervös. Das Gesicht des Schrecklichen Tschechen war durch die Verfolgungsjagd zu Fuß völlig zerkratzt und voller blauer Flecke, und seine verrückten grauen Augen drehten sich heute abend wie Feuerräder im Kreis.

»Der Schreckliche Tscheche sieht aus, als hält er Jagd auf parkende Autos gemacht«, flüsterte Dolly höhnisch.

»Nee, der Schreckliche Tscheche sieht aus, als war er in nem Rugbyspiel der einzige Verteidiger gewesen«, flüsterte Dildford.

»Na, wie gefällt dir denn mein neues Politposter, Tscheche?« fragte Leery, um das Thema zu wechseln und zu versuchen, den vor Enttäuschung rasenden Streifencop zu trösten. Oben an der Wand hing ein selbstgemaltes Plakat, das die Leute aufforderte, auf jeden Fall Republikaner zu wählen, weil die anderen durch die Bank die größten Arschlöcher hätten und auch seien.

»Die täten *wirklich* gut daran, mich in die Elfuhrnachrichten zu nehmen, mehr brauch ich dazu wohl kaum zu sagen.« Der Schreckliche Tscheche war derart sauer, daß er sich nicht mal durch die Politik ablenken ließ.

»Um elf Uhr hab ich ja bloß noch einundsechzig Minuten bis zur Pensionierung!« verkündete Runzel-Ronald. »Sieht tatsächlich so aus, als ob ich's schaffen könnte! Es sei denn, mein Herz kriegt plötzlich Fehlzündungen. War *das* nicht was fürs Buch der Rekorde? Herzinfarkt um fünf vor zwölf? War *das* nich n Ding?«

»Der Schreckliche Tscheche ist ja fast so wütend wie der Busfahrer, den wir heute eingebuchtet haben«, sagte Dildford zu Cecil Higgins. »Der hat n dreiundsechzigjährigen Blinden halbtot geprügelt, als der anfang, den Fahrer anzumeckern, weil der an seiner Haltestelle vorbeigefahren war. Der Fahrer hatte nicht mal ne vernünftige Entschuldigung für die Prügelei, bloß daß er von unzufriedenen Fahrgästen die Schnauze voll hätte.«

»Los Angeles hat auch schon bessere Zeiten erlebt.« Cecil Higgins mußte es den jüngeren Cops einfach mal ganz klar und

deutlich sagen.

»Die ganze *Welt* hat schon bessere Zeiten erlebt«, sagte Runzel-Ronald, während er seinen Puls kontrollierte. »Ich möcht die Welt bloß noch lebendig verlassen.«

All diese Probleme waren dann mit einem Male weniger wichtig. Eine Gruppe von zehn Zivilisten kam lärmend ins Haus des Jammers und belegte die Tanzfläche mit Beschlag. Es waren sechs junge Männer und vier Mädchen, aktive Mitglieder der Softballgruppe einer Versicherungsfirma. Vor ein paar Wochen hatten sie nach einem Spiel im Dodgerstadion Leerys Saloon entdeckt und kamen seitdem nach ihren Softballspielen immer mal wieder rein-geschneit.

Sie hatten schon einige Biere getrunken und trugen noch ihre Trikots und Baseballmützen. Sie steckten zehn Vierteldollarmünzen in die Musikbox und tanzten und brüllten wie die Punks nach der Musik der Circle Jerks. Sie hatten bei alledem einen so mordsmäßigen Spaß, daß die Cops, die Fremden gegenüber für gewöhnlich ähnlich feindlich und mißtrauisch waren wie der Kreml, sofort in tiefste Depressionen gestürzt wurden und wie die Teufel zu saufen begannen.

Runzel-Ronald war, nachdem er den jungen Leuten eine Weile zugesehen hatte, so niedergeschlagen, daß er sogar vergaß, die Minuten zu zählen. »Kannst du dich noch daran erinnern, daß du dich auch mal so amüsiert hast?« fragte er Cecil Higgins, der tiefsinniger denn je auf den Grund seines Glases starrte.

»So weit zurück kann ich mich überhaupt nicht erinnern«, sagte Cecil Higgins.

»Sieht man ja wirklich selten, wie sich diese ... diese *normalen* Leute freuen können«, sagte Dildford wehmütig, als eine hübsche junge Frau auf einen Stuhl sprang und dort einen Soft Rock tanzte, während die anderen pfften und Beifall klatschten.

Selbst der Schreckliche Tscheche ließ sich mehr und mehr durch den Anblick der jungen Leute ablenken, die da fröhlich herumtanzten und sangen und für das ebenso erschöpfte wie seltsame Häuflein, das sich wie auf Kommando in die hinterste Ecke der Kneipe zurückgezogen hatte und die Szene von da aus mit Augen voller Argwohn beobachtete, auch noch Bier ausgeben wollten.

Jane Wayne sagte: »Das muß ne halbe Ewigkeit zurückliegen,

daß ich für so was n Nerv hatte. Die haben keine Ahnung, wie das ... wie das in Wirklichkeit so ist.«

»Wie was ist?« fragte Dolly.

»Na, alles zusammen«, sagte Jane Wayne. »Die haben doch keine Ahnung von ... von Pfoten in Petunien und all solchen Sachen.«

»So n Mädchen wie die war ich auch mal«, sagte Dolly zu Dilford und startete ununterbrochen auf die unbekümmerte Blondine, die in ihrem Clubtrikot, die Baseballmütze verkehrt herum aufgesetzt, immer noch auf dem Stuhl tanzte. »Manchmal denk ich, ich sollte wenigstens noch mal *versuchen*, wieder so zu werden. Ab und zu hab ich ja n Date mit Zivilisten, aber da läuft nichts mehr, wenn ich denen drei Takte mehr erzähl über mich. Die sind dann sofort wie eingeschüchtert von nem Mädchen, das ne Kanone trägt. Wie kastriert, nehm ich an. Die wissen, daß wir da so manche Dinge zu sehen kriegen. Daß ... daß wir da anders sind.«

»Ich hab vor über nem Jahr aufgehört, n Mädchen zu sein«, sagte Jane Wayne, die ebenfalls das hübsche Mädchen beim Tanzen beobachtete.

»Ich auch«, sagte Dolly. »Jetzt seh ich bloß noch so aus, als war ich n Mädchen, jetzt bin ich n Cop. Und so wird's wohl auch bleiben.«

Sie wandten sich von dem hübschen Mädchen ab und beschäftigten sich wieder mit ihren Drinks, und allmählich schien sich der Weltschmerz zu verflüchtigen. Sie schienen es kaum noch mitzukriegen, daß die jungen Softballspieler ihr Bier austranken und Leery zum Abschied begeistert zuwinkten und aus der Tür fegten, das Lied »Wir sind die Champions« auf den Lippen.

»Die haben echt keinen *Schimmer*«, sagte Jane Wayne. »Noch n Scotch, Leery. N Doppelten.«

»Das sind ja noch Kinder«, sagte Dolly. »Noch n Bourbon. N Doppelten.«

Im Grunde allerdings waren sie nicht mal mehr fähig, die jungen Leute zu beneiden. Diese Zeiten waren einfach vorbei. Das zynische Lächeln von Jane Wayne begegnete dem zynischen Lächeln Dollys, und dabei nickten sie einander verständnisvoll zu. Und tranken weiter. Sie waren beide dreiundzwanzig Jahre alt.

Nachdem die Zivilisten gegangen waren, kehrten die Cops auf ihre Stammpplätze an der langen Theke zurück und fingen wieder mit dem an, was sie zu dieser Stunde am besten konnten: mit Meckern und Tratschen.

»Ich hör gerade, daß wieder mal n Detective aus West Los Angeles sein Ding geraucht hat«, verkündete Cecil Higgins, und das brachte sogar den Schrecklichen Tschechen zum Schweigen.

»Ein weiteres Opfer der Copseuche«, sagte Dildford sarkastisch.

»Ja, in den Mund geschossen, wie gewöhnlich«, seufzte Cecil Higgins.

»Redet doch von was anderem«, sagte Dolly. »Es ist sowieso schlimm genug, daß man dauernd dieses Kruzifix Kaliber acht-unddreißig mit sich rumschleppen muß, man muß es ja nun nicht auch noch runterschlucken.«

»Was machste eigentlich mit deiner Pension, Ronald?« sagte Leery, während er lustlos einen Bierkrug abtrocknete, den er lustlos gespült hatte.

»Damit *machen*! Damit kann ich überhaupt nix machen. Glaubste etwa, daß ich's mir leisten könnte, von vierzig Prozent meines letzten Einkommens zu leben, wenn ich mich zur Ruhe gesetzt habe?«

»Ja, aber dann möcht ich allerdings mal wissen, warum du dir dauernd solche Sorgen machst, ob du bis Mitternacht noch lebst«, erkundigte sich Leery.

»Mann Gottes, Leery!« sagte Runzel-Ronald. »Weil ich die paar Piepen dann wenigstens *sicher* hab. Ganz egal, wie viele. Wenn ich dann eines Tages doch noch im Knast lande, isses, so gesehen, auch egal. Es is und bleibt mein Geld. Sie müßten mir meinen monatlichen Pensionsscheck sogar nach San Quentin schicken.«

»Jeder Cop kommt nach San Quentin, ganz egal, ob er Pension kriegt oder nich«, sagte Cecil Higgins und blickte dabei den Schrecklichen Tschechen an. »Und selbst wenn du dann im Knast der reichste Spitzbube überhaupt wärst, würden sie dir dein Arschloch immer noch so weit auseinanderreißen, daß bequem n paar Affen auf nem Moped drin Platz hätten und das Seifenkistenderby außerdem.«

»Ist mir völlig schnuppe«, sagte Runzel-Ronald, kratzte sich seinen faltigen Bauch und rieb sich sein runzliges Gesicht, das von der ständigen Sauferei allmählich ganz gefühllos zu werden begann. »Ich möcht bloß was haben, was *mir* gehört. Wenn meine Alte mich rausschmeißt, hält ich wenigstens die Garantie, daß ich nich gleich Penner werden und mich mit Zeitungen zudecken und im Gängeviertel hausen müßte. Wenigstens das bliebe mir erspart.«

»Meine Exfrau hat mich einfach auf die Straße geschmissen«, schrie Dilford plötzlich, und die anderen merkten, daß er wieder ganz schön einen in der Kiste hatte und sich selbst außerordentlich leid tat.

»Und das, nachdem du so tapfer warst«, sagte Dolly sarkastisch. »Eigentlich hättest *sie* doch rumkriegen müssen, sich zulöten zu lassen, statt dich unters Messer zu legen.«

»*Ich* hab mich sterilisieren lassen! Das weißte genau, daß ich's gemacht hab!« sagte Dilford besoffen.

»Klar, nachdem du wieder n *Single* warst«, sagte Dolly noch sarkastischer. »Damit du nicht aus Versehen irgend n *Groupe* anbumst.«

»Nur zu, mach dich ruhig stark für ne Frau, die du nich mal kennst«, sagte Dilford. »Kam dir sicher gar nicht in den Sinn, dich statt dessen mal für deinen Partner stark zu machen. Sie hat mich regelrecht auf die Straße geschmissen, meine Exfrau. Regelrecht auf die Straße!«

»War das damals nich das Ding, wo du mit dieser Tippse' vom Polizeiausschuß drei Tage lang einen draufgemacht hast?« erkundigte sich Cecil Higgins. »Angeblich haste die kleine Ehebrecherin ja sogar mal hier auf Leerys Poolbillardtisch gevögelt, Dilford.«

»Ach ja, ich möcht ja *immer* noch wissen, wo mein Spielball geblieben ist«, sagte Leery und dachte über die verschiedenen Möglichkeiten nach.

»Und hinterher hast du dann ja sogar noch diese gutmütige Krankenschwester angestiftet, damit sie dir den Kopf bandagiert und n Zimmer gibt und dann sogar selber noch ne Ärztin spielt und deiner Frau weismacht, du hältst n Unfall gehabt und deswegen Gedächtnisschwund. Du hast dir mit deiner Frau wirklich alle Mühe gegeben, Dilford«, sagte Runzel-Ronald, bei dem allmäh-

lich auch schon die Finger gefühllos wurden, voller Sympathie.

»Ich hab sogar bei meinem Lieferwagen die ganze Seite eingedetscht, damit es möglichst echt aussah«, jammerte Dildford. »Den Wagen hab ich dreimal reparieren lassen müssen! Und dann hat sie mich *trotzdem* rausgeschmissen! Dieses herzlose Luder! *Alle* Weiber sind herzlose Luder!«

»Meine erste Frau hat mich *dauernd* rausgeschmissen«, sagte Cecil Higgins. »Die hatte die Macke, meine Klamotten ständig auf die Auffahrt zu schmeißen. Ich hab damals bestimmt mehr Klamotten kaputtgefahren als aufgetragen. Immerhin war sie nicht so häßlich wie die, mit der ich jetzt verheiratet bin. Die tut ja echt weh. *Meine* Alte.«

Es war halb elf, als Hans und Ludwig reinkamen, ohne ein einziges Groupie aus Chinatown im Schlepptau. Hans war total hinüber. Ludwig war allem Anschein nach nüchtern, sprang aber nicht zur Bar hoch.

»Ludwig weiß, daß Gertie tot ist«, sagte Hans mit seiner weinerlichen, leiernden Stimme.

»Ist doch Blödsinn«, sagte der Schreckliche Tscheche, während alle zusahen, wie Ludwig sich auf die drei Särge große Tanzfläche schlepte und sich dort hinlegte.

»Habt ihr das gesehen?« sagte Hans. »Er ist nich mal auf n Poolbillardtisch gesprungen. Als er Gertie tot daliegen sah, hat er sofort begriffen, was los war. Der läßt sich durch nix mehr aufmuntern.«

»Das ist doch hirnrissig«, sagte der Schreckliche Tscheche. »So viel Grips haben Hunde doch gar nicht.«

»Der würd heute nacht kein einziges Bier anrühren«, sagte Hans. »Ich sag euch, der *weiß*, was los is. Der hat gesehen, wie kaputt Gertie war und ganz voll Blut und daß sein Kumpel jetzt für immer weg is.«

»Allmählich zweifel ich an gar nix mehr«, sagte Cecil Higgins. »Mir kannste meinetwegen erzählen, daß Ludwig Bescheid weiß, ich glaub's dir. Mir kannste erzählen, Ludwig möcht ne Streßpension haben, ich glaub's dir. Ich weiß überhaupt nich mehr, was real is und was nich mehr real is.«

»Mir bricht das Herz, wenn ich Ludwig da auf m Boden liegen seh«, sagte Jane Wayne. »Sieh zu, daß er auf n Pooltisch kommt,

Hans.«

»Mir isses egal.« Leery zuckte die Achseln. »Inzwischen sind da so viele Spritzflecken drauf, daß die paar mehr auch kaum noch was ausmachen. Vielleicht sollt ich für Ludwig einfach mal n Humpen Bier fertigmachen«, sagte Leery grübelnd. Er überlegte es sich nochmals und sagte: »Nee, wenn der *wirklich weiß*, was mit Gertie los is, war's sicher nicht gut für seinen Kopf.«

»Gott sei Dank!« schrie Cecil Higgins. »Ich hab ne Sekunde lang geglaubt, du würdest echt einen ausgeben, Leery! Ich hab ne Sekunde lang geglaubt, jetzt hält *ich echt den* Verstand verloren!«

Die Elfuhrnachrichten fingen an und waren zu Ende. Der Schreckliche Tscheche konnte es nicht fassen. Sie hatten sein Interview *nicht* gebracht

Als Mario Villalobos um halb zwölf aufkreuzte, um sich einen letzten Drink zu genehmigen, stürzte ein zu Tode erschrockener Trunkenbold, der drei Minuten zuvor zufällig in die Kneipe gestolpert war, völlig hysterisch an ihm vorbei auf den Sunset Boulevard.

»Gehne da bloß nich rein, Mister!« warnte er Mario Villalobos. »Da schmeißt n riesengroßer Irrer Biergläser in n Fernseher! Und ne Frau in nem schwarzen Pelz liegt wie tot auf dem Billardtisch!«

8. KAPITEL

Die Mutter des Jahres

Mario Villalobos hielt es für ratsam, den Kollegen im Mannschaftsraum nichts davon zu erzählen, daß die Russen kommen würden. Zumindest nicht, bevor er um zehn Uhr was von seinem atemlosen Anrufer gehört hatte. Das heißt, *falls* der anrufen würde und falls der tuntige Anrufer wenigstens ein paar Informationen über Missy Moonbeam parat haben und trotz aller russischen Spione klar genug im Kopf sein würde, um zusammenhängend berichten zu können. Tuntenkram und Kaviar. Für Mario Villalobos war es eine Premiere, weil Hollywoods Straßennutzen für ausländische Agenten normalerweise ohne jedes strategische Interesse waren. Nichtsdestoweniger sah er dem Anruf erwartungsvoll entgegen, wodurch wieder mal bewiesen wurde, daß selbst Morddetectives gegen Schauermärchen und Rührstücke nicht immun sind.

Inzwischen war Runzel-Ronald beim Morgenappell mit einer goldenen Uhr dafür ausgezeichnet worden, daß er dreißig Jahre Polizeidienst erfolgreich hinter sich gebracht hatte. Die Uhr war aus Schokoladenguß und in Folie eingepackt. Runzel-Ronald sagte zu Jane Wayne, sie könne ab sofort damit aufhören, ihm die Anti-Kau-Tinktur auf seine Fingernägel zu streichen, denn er könne sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß er jemals noch an ihnen herumnagen würde. Runzel-Ronald stand da und verbeugte sich zum Dank für den Beifall und aß die goldene Uhr auf und hielt eine kleine Ansprache, aus der sich entnehmen ließ, daß er sich nach dem Erreichen seiner Pensionsaltersgrenze für mehr oder weniger unsterblich hielt und ihn künftig nichts mehr umwerfen könne.

Drei Stunden später lag er flach auf dem Rücken, in dem Hospital, in dem die Geile Mutter als Krankenschwester arbeitete, und hatte so starke Schmerzen, daß er nicht mal auf die *Idee* kam, sich von ihr einen blasen zu lassen. Dies passierte, nachdem sie von

der Mutter des Jahres angerufen worden waren.

*

Sie wohnte auf der Westlake, südlich der Siebten Straße. Sie war zweiundsiebzig Jahre alt und konnte sich seit zehn Jahren nur noch per Rollstuhl bewegen. Ihre Beine waren arthritisch, und ihre Finger waren knorrig wie Eiche und von den unzähligen Zigaretten, die sie rauchte, auch fast so schwarz. Wie die meisten älteren Leute in ihrem Apartmenthaus lebte sie von Sozialunterstützung und bejammerte den Zustrom von Asiaten, die bei ihr durch die Bank Chinamänner hießen, und Latinos, die für sie allesamt Nigger waren.

Sie hieß Aggie Grubb, aber von diesem Tag an wurde sie nur noch als die Mutter des Jahres bezeichnet, wann immer sich die Cops auf der Rampart Station über sie unterhielten. Sie hatte sich schweren Herzens zu einem Anruf bei der Station durchgerungen, weil ihr Söhnchen einfach nicht aus dem Haus verschwinden und endlich aufhören wollte, ständig auf ihre Kosten zu leben.

»Ich schaffs einfach nicht, meinen Sohn rauszuschmeißen«, sagte sie traurig zu dem Cop, der das Gespräch entgegennahm. »Der sitzt bloß den ganzen Tag hier rum und ißt mir das bißchen Essen weg, das ich hab, und nimmt keinen Job an und tut nie das, was ich ihm sag. Können Sie nicht mal n Polizeibeamten rüberschicken, damit er mit Albert spricht und ihm beibringt, daß er sich besser benehmen und endlich n Job annehmen soll?«

»Wie alt ist Albert, Ma'am?« fragte der diensthabende Beamte.

»Er ist neununddreißig Jahre alt«, sagte sie. »Und ich bin eine arme verkrüppelte Frau im Rollstuhl, und er macht trotzdem nie das, was ich ihm sag. Was soll eine arme alte Mutter da machen, Officer?«

Der diensthabende Cop hatte auch eine arme alte Mutter, die nicht in allerbesten Verfassung war, und er sagte: »Nun regen Sie sich mal nicht weiter auf. Wir schicken gleich n Streifenwagen vorbei und reden mit Albert n ernstes Wörtchen. Wohnt er bei Ihnen?«

»Ja, aber er hatte versprochen, es war nur vorübergehend«, sagte sie, »und nun ist er schon im vierten Monat da, und ich hab

kaum noch was zu essen, kaum noch was.«

»Nu kommen se, heulen Sie nicht gleich«, sagte der diensthabende Cop und stellte sich seine geliebte alte Mutter vor. »Wir werden einfach versuchen, vernünftig mit Albert zu reden, und überlegen, ob wir Ihnen das Leben n bißchen erleichtern können.«

»Danke, mein Sohn«, sagte Aggie Grubb.

Der Hilferuf wurde an Sunney Kee und seinen Partner Wilbur Richfield weitergegeben. Die beiden waren ein seltsames Pärchen, Sunney und Wilbur. Weil der schwarze Cop denselben Familiennamen wie eine Ölgesellschaft trug, wurde er nur Richfield, das Faß, genannt. Und als er dann mit einem so winzigen Menschen wie Sunney zu einem Team zusammengespannt wurde, wurde aus dem kleinen asiatischen Flüchtling natürlich sofort Kee, das Fäßchen.

Tatsächlich spielte es dann allerdings überhaupt keine Rolle, wieviel Gewicht Faß und Fäßchen an diesem Tag auf die Waage gebracht hätten. Bei dieser Sache wäre so und so nichts Gutes herausgekommen. Nachdem sie an die Tür geklopft hatten, hörten sie sofort, wie die Frau mit ihrem quietschenden Rollstuhl über den kaputten Linoleumboden fuhr. Dann ging die Tür knarrend auf.

»Guten Morgen, Officers«, sagte Aggie Grubb.

Die Adern auf dem Rücken ihrer verkrümmten Hände pulsierten blau. Die weißen, knochigen Knie wurden durch ihr Kleid kaum bedeckt. Als sie lächelte, glitzerte ihr einziger Zahn. Dann erst schaute sie sich den kleinen Chinamann und den großen Nigger durch ihre Zweistärkenbrille genauer an. Sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen. Wenn sie irgendeine reiche Lady von der West Side gewesen wäre, hätten sie ihr bestimmt echte Cops geschickt, dachte Aggie Grubb.

»Wir haben n Anruf gekriegt, daß Sie n kleinen Familienstreit hätten«, sagte Wilbur Richfield.

»Na, kommen Sie erst mal rein«, sagte Aggie Grubb. »Vielleicht können Sie meinem Sohn Albert mal ins Gewissen reden. Und ihm Beine machen, daß er hier wegzieht. Ich kann nicht mehr länger für ihn aufkommen. Ich mit meiner Sozialunterstützung, mit Arthritis? Dieser Junge nimmt auf seine Mutter überhaupt keine Rücksicht.«

»Wo ist er denn?« fragte Wilbur Richfield.

»Na, wo er immer ist«, sagte Aggie Grubb. »Bis mittags im Bett. Dann steht er kurz auf und brät sich n Dutzend Eier und pennt weiter bis abends. Ich kann den Jungen auf keinen Fall länger durchfüttern.«

»Okay«, sagte Wilbur Richfield. »Wo ist denn das Schlafzimmer?«

»Da entlang«, sagte sie und deutete mit ihren verkrümmten Trommelschlegelfingern den Flur hinunter. »Die erste Tür auf der linken Seite.«

»N Dutzend Eier«, sagte Wilbur Richfield zu Sunney Kee, als sie den muffigen Korridor runtergingen. »Nicht mal der Schreckliche Tscheche ißt n Dutzend Eier.«

Albert Grubb aß ein Dutzend Eier. Und dazu aß er ein gutes Pfund Speck. Und er aß zehn Scheiben Toast. Und er trank fast vier Liter Milch, wenn seine Mutter so viel im Haus hatte. Und dann war er immer noch hungrig.

»Liegt da wirklich bloß *ein* Mann drunter?« sagte Wilbur Richfield zu Sunney Kee, nachdem sie die Tür des Schlafzimmers geöffnet und die Umrisse der menschlichen Gestalt entdeckt hatten, die unter einem Gebirge von Woldecken lag und schnarchte.

»Liegt da wirklich *ein* Mann drunter?« sagte Wilbur Richfield zu der Mutter des Jahres, die aus ihrem Rollstuhl in der Küche pausenlos gackerte und schniefte.

»Is n Prachtbursche, nich?« sagte sie. »Sie hätten seinen alten Herrn mal sehen sollen.«

Wilbur Richfield, Cop mit fünfzehn Dienst jähren, guckte seinen kleinen südostasiatischen Partner an, guckte die Mutter des Jahres an und guckte sich im Zimmer um.

Albert Grubb hatte die Wand mit Pin-ups vollgehängt. Sämtliche Pin-ups trugen winzige Badehöschen und waren von oben bis unten gut eingölt und hatten unglaubliche Körper. Sämtliche Pin-ups waren Männer. Bodybuilder. Aber auch der größte Mann unter all den Pin-ups hatte keinen solchen Brustkasten wie Albert Grubb.

Auf dem Fußboden neben dem Bett lag ein Satz Hanteln. Wilbur Richfield sagte zu Sunney Kee: »Ich hält ja nie geglaubt, daß es so schwere Hanteln gibt.«

Sunney Kee kriegte ebenfalls ein äußerst dummes Gefühl. Er sah zu seinem Partner hoch und lächelte, allerdings wenig überzeugend.

»Na, nun wecken Sie den faulen Knaben endlich!« quakte Aggie Grubb aus ihrem Rollstuhl in der Küche.

Und Wilbur Richfield biß tapfer in den sauren Apfel und sagte: »Albert, aufwachen!«

Der schlafende Riese veränderte ein bißchen die Lage und legte einen anderen Gang ein, allerdings ohne das Schnarchen einzustellen. Wie eine Motorsäge. Sein Kopf war zweimal so groß wie der von Ludwig.

»Aufwachen!« sagte Wilbur Richfield, und diesmal tippte er mit seinem Schlagstock leicht gegen Alberts Fuß, Schuhgröße 48. Genau wie Ludwig schätzte Albert es überhaupt nicht, wenn ihn jemand während des Schlafes mit unbekannten Objekten berührte.

Er hob den Kopf. Es war ein kahler Kopf, blank rasiert, eine gewaltige Kanonenkugel - eine Kugel für eine schwere Haubitze vom Kaliber Dicke Berta. Er hatte ein Gesicht wie ein riesiger Pfannkuchen aus Hafergrütze. Seine unförmige Nase war mit Mittessern übersät. Er sagte: »Was is das denn für n Arsch?«

Manchmal machen Cops, wenn sie glauben, wieder mal ihrem Image oder dem, was sie sich darunter vorstellen, gerecht werden zu müssen, aus reinem *Machismo* die verrücktesten Sachen. Die verrückte Sache, die Wilbur Richfield machte, war die, daß er seine Instinkte mißachtete, die in seinem Gehirn sofort ein gellendes Pfeif- und Sirenenkonzert in Gang gesetzt hatten, und *nicht* sofort sein tragbares Sprechfunkgerät benutzte, um ein Team zur Unterstützung anzufordern. Und sich nicht sagte, daß zwei Teams zur Unterstützung sogar noch viel besser gewesen wären.

Sunney Kee, der bloß halb so groß wie Wilbur Richfield und dazu noch ein Anfänger war und deshalb eigentlich gar keine Neigung zu gefährlichen Macho-Allüren hatte, lächelte Albert Grubb liebenswürdig zu und sagte zu seinem Partner: »Wart mal ne Sekunde.« Dann ging er in die Küche, nahm sein Funkgerät raus und forderte Unterstützung an. Code zwei, was Beeilung bedeutete.

Anschließend kehrte er schnell wieder ins Schlafzimmer zu-

rück, wo Wilbur Richfield den Koloß auf dem Bett nicht aus den Augen ließ. Albert Grubb war so groß wie der Schreckliche Tscheche. Aber effektiv noch stämmiger. Er lag auf seinem Bett, schaute zu Wilbur Richfield und Sunney Kee rüber und war sehr, sehr schlecht gelaunt.

Es gab vieles, was die Cops über Albert Grubb nicht wußten, was sie aber sehr schnell erfahren sollten. Eine Sache war die, daß sich Albert Grubb seine Muskelpakete ganz sicher nicht in Jane Fondas Fitneß-Salon antrainiert hatte. Er hatte sich die Muskeln an einem Ort zugelegt, der ziemlich weit davon entfernt war. In einem Gefängnis in Nordkalifornien, wo er die letzten elf Jahre seines Lebens verbracht hatte. Wo er den ganzen Tag nichts anderes zu tun gehabt hatte, als Hanteln zu stemmen und sich von Mitgliedern der Arischen Bruderschaft, für die er als gedungener Killer tätig war, Eis und Süßigkeiten und Zigaretten schenken zu lassen. Albert Grubb hatte Nigger und Schlitzaugen schon immer *gehaßt*, lange bevor er in den Knast gekommen und der Arischen Bruderschaft beigetreten war. Albert Grubb haßte Nigger und Schlitzaugen auch dann, wenn sie *keine* blauen Uniformen trugen und ihn morgens *nicht* aufweckten. Und natürlich haßte er alle, die *in* einer blauen Uniform steckten, auch dann, wenn sie weder Nigger noch Schlitzaugen waren.

Da gab's noch was über Albert Grubb, das Wilbur Richfield und Sunney Kee nicht wußten: er war sozusagen ein reines Gewohnheitstier.

Albert Grubb war vor gut drei Monaten aus dem Knast gekommen, aber er hatte eine Spur hinterlassen wie Hansel und Gretel im Wald. Und noch immer hatten sie seine Haftverschonung auf Bewährung nicht aufgehoben. Nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt hatte er es versäumt, sich bei seinem Bewährungshelfer zu melden. Als nächstes hatte er »vergessen«, zu dem vorgeschriebenen Gespräch über eine Arbeitsplatzvermittlung zu erscheinen. Als nächstes war er dadurch aufgefallen, daß man ihn als »völlig ungeeignet« für die Erteilung einer Fahrerlaubnis einstufte, weil er geradezu unnachahmlich durch die Prüfung gerasselt war. Dann war er wieder nicht bei der Arbeitsplatzvermittlungsstelle erschienen. Dann, als er am Ende doch mal im Büro des Bewährungshelfers aufkreuzte, hatte er eine Alkoholfahne drei

Meilen gegen den Wind gehabt. Eindeutig. Und seine Pupillen waren, da er mit Amphetaminen voll war bis zur Halskrause, übergroß gewesen. Eindeutig. Und noch immer hatten sie seine Haftaussetzung zur Bewährung nicht aufgehoben.

Albert Grubb hatte einen Intelligenzquotienten von lediglich 90, aber der reichte aus, um stets zu wissen, was gut für ihn war und was nicht. Und er konnte ums Verrecken nicht kapieren, warum sein Bewährungshelfer das nicht wußte. Albert Grubb hatte regelmäßig Urlaub aus dem Knast gekriegt. Er hatte vom Leben draußen die Schnauze voll. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, aufzustehen, um wieder zu einer Rücksprache bei der Arbeitsplatzvermittlung zu marschieren, bloß wegen eines schwachsinnigen Jobs, den er von vornherein sowieso nicht haben wollte. Alle Welt erwartete von ihm, daß er Dinge tat, die ihm bloß Ärger einbrachten und ihn sauer machten. Tatsache war, daß Albert Grubb den brennenden, alles verzehrenden Wunsch hatte *„heim‘ zugehen*. Zurück in seine sechs Quadratmeter große Zelle. Zurück zu Eiskrem und Gewichtheben, dahin zurück, wo er, wenn auch verbotenerweise, jedes bartlose Jüngelchen, das auf dem Hof rumlief, vernaschen und sämtlichen Niggern und Schlitzaugen von den anderen Knastgangs die Fresse kaputtschlagen konnte. Zurück zu allem, was ihm echt *Spaß* machte.

Das erste von drei Hilfsteams bremste vor dem Haus etwa im selben Moment, in dem sich Albert Grubb in seinen gelbfleckigen Jockeyshorts aus dem Bett erhob. Jane Wayne und Runzel-Ronald stürmten etwa im selben Moment die Treppen rauf, in dem sich Albert Grubb die nächstbeste Hantel schnappte und sie mit einer Hand hochstemmte, dann allerdings beschloß, sie besser nicht als Waffe zu benutzen, weil man ihn sonst möglicherweise erschießen würde.

Die anderen Teams stiegen etwa im selben Moment aus ihren Streifenwagen, in dem Wilbur Richfield begriff, daß Albert Grubb mit bloßen Händen Eisenbahnschienen zu Zellengittern verbiegen konnte. Ungefähr im selben Moment, in dem Albert Grubb ein irres Hyänengelächter von sich gab und sagte: »Bin richtig *froh*, daß sie n Schlitzauge und n Nigger geschickt haben.«

Wilbur Richfield konnte Albert Grubbs erstem Faustschlag wenigstens noch teilweise ausweichen. Der Schlag traf Wilbur Rich-

field nur ein bißchen an der Schulter. Er renkte ihm diese Schulter bloß aus.

Sunney Kee zog seinen Schlagstock und probierte sämtliche Tricks aus, die er als Kind in Bangkok und später in Taiwan in allen Bruce-Lee-Filmen gesehen hatte. Aber er mußte, wie tausend Cops vor ihm, feststellen, daß die ausschließlich bei Bruce Lee funktionieren. Beim echten Kampf Mann gegen Mann weigern sich Leute wie Albert Grubb einfach, in den verschiedenen kampftechnischen Situationen so mitzuspielen wie die Feinde von Bruce Lee auf der Leinwand. Sunney Kee, der klein und schnell und agil war, machte Albert Grubb nur noch wütender, als er da im Schlafzimmer herumflitzte und mit seinem Schlagstock auf ihn einprügelte, während Wilbur Richfield ununterbrochen versuchte, sein für Rechtshänder bestimmtes Pistolenhalfter mit der linken Hand zu erreichen, und dabei vor Schmerz über seinen ausgerenkten Armhebermuskel unaufhörlich herumbrüllte.

Für Wilbur Richfield gab es inzwischen nicht mehr den allgeringsten Zweifel, daß er Albert Grubb wie einen böartigen Elefantenbullen abknallen mußte. Aber Wilbur Richfield schaffte es auch mit seiner gesunden Hand nicht, die Waffe zu ziehen, weil ausgerechnet in diesem Moment Sunney Kee mit voller Wucht gegen ihn krachte, nachdem er von Albert Grubb, der allmählich warm wurde, quer durch das Schlafzimmer geschleudert worden war.

»Knall ihn ab!« schrie Wilbur Richfield dem tapferen kleinen Nachwuchspolizisten zu, der seinen Glauben an Bruce Lee immer noch nicht verloren hatte.

Sunney Kee hörte nicht auf den Beamten, der ihn ausbilden und zum guten Polizisten machen sollte. Statt dessen stand er auf, stellte sich mit seinem Schlagstock martialisch in Positur und schlug Albert Grubb blitzschnell und mit aller Gewalt auf das Handgelenk, gegen die Schulter und gegen das Knie, bevor das Ungeheuer überhaupt reagieren konnte. Aber leider erzählen einem die Ausbilder an der Polizeiakademie - die, ähnlich wie Bruce Lee, bei ihren Demonstrationen der Selbstverteidigung immer auf die Mitwirkung ihrer Gegner rechnen können - auch nicht immer die ganze Wahrheit.

»Mit diesem Schlag brechen Sie dem Gegner das Handgelenk«,

war Sunney Kee von seinem Ausbilder an der Polizeischule hoch und heilig versprochen worden.

»Damit lahmen Sie ihm seine Knie«, hatte ein anderer versprochen.

»Damit machen Sie ihn kampfunfähig!« war Sunney Kee in der Zeit, in der er noch so ziemlich alles glaubte, in mehr als einem Dutzend Filmen über die Selbstverteidigung versprochen worden.

Aber dies alles trug regelmäßig nur dazu bei, daß die Albert Grubbs dieser Welt nur noch *mehr* auf die Palme gebracht wurden. Vermutlich hätte dieser riesige, starke Albert Grubb in all seiner Größe und Kraft und Lust am Schmerz momentan auch nicht mit dem härtesten Baseballschläger kampfunfähig geschlagen werden können.

»Knall das Arschloch ab!« brüllte Wilbur Richfield, versuchte verzweifelt, seinen kaputten Arm um seinen Körper herumzuschlenkern, und schaffte es trotzdem nicht, an seine Kanone ranzukommen, die ihm am Koppel hinten auf den Rücken gerutscht war, als Sunney Kees Körper ihn bis in den Korridor geschleudert hatte.

Und gerade als Sunney Kee mit seinem IQ von 140 das kapierte, was Albert Grubb mit seinem IQ von 90 instinktiv bereits immer gewußt hatte - daß nämlich die Hersteller von Selbstverteidigungs-Action-Filmen nichts als Scheiße verbreiten -, landete Albert Grubb einen Faustschlag mitten auf Sunney Kees Schädel, dort also, wo sich, wie der Kampfsportausbilder versprochen hatte, jeder Angreifer die Faust zertrümmern würde.

Statt dessen wurde dann Sunney Kee fast die Schädeldecke zertrümmert. In Bruchteilen von Sekunden drehte sich bei ihm alles. Sunney Kee versuchte noch, auf weichen Knien stehen zu bleiben, sah dabei die schönsten taiwanesischen Feuerwerke und kapierte den Sinn der Worte, die Wilbur Richfield ihm pausenlos zubrüllte, Überhaupt nicht: »KNALL DAS ARSCHLOCH AB!«

Albert Grubb zertrümmerte Sunney Kee dann die Kinnlade und zersplitterte ihm das Jochbein und versetzte ihm die Nase so weit nach oben, daß er mit dem rechten Auge fast reingucken konnte.

Sunney Kee kriegte nicht mehr mit, daß Runzel-Ronald seinen Schlagstock quer auf Albert Grubbs Haubitzenschädel sausen

ließ, sah und hörte gar nichts mehr von den anderen Cops, die dem Notruf Folge geleistet hatten, und sah deshalb auch nicht, daß Jane Wayne wie ein Jockey auf Albert Grubb ritt, als der Koloß in die Küche raste, Tische und Stühle umschmiß und seine gute alte Mutter aus ihrem Rollstuhl auf den Linoleumboden schleuderte.

In der Hitze des Kampfes demonstrierte Runzel-Ronald, warum die Chemische Keule bei gewaltsamen Auseinandersetzungen tatsächlich äußerst gefährlich ist. Er zog seine Gassprühdose, zielte auf den um sich schlagenden Urelefanten und drückte ab. Aber die Düse der Gasdose stand verkehrt herum und war deshalb auf ihn selbst gerichtet. Die Sprühkeule erwischte ihn voll in der Achselhöhle. Das Gas zischte direkt unter das kurzärmelige Uniformhemd. Seine Achselhöhle brannte sofort wie Feuer!

Die mit Abstand ungewöhnlichste Rolle in diesem Tumult allerdings spielte Aggie Grubb. Während nämlich Sunney Kee das Blut aus Nase, Mund und Ohren schoß und Wilbur Richfield sich nach wie vor verzweifelt bemühte, an seine Kanone zu kommen, während Runzel-Ronald mit zwei angeknacksten Rippen auf dem Fußboden lag und Jane Wayne und die anderen vier Cops versuchten, Albert Grubb die Halsschlagader abzuquetschen, ohne Rücksicht darauf, daß die Polizeikommission und der Stadtrat und die Presse den Würgegriff für ungesetzlich hielten, während also, alles in allem, Schmerzensschreie und gräßliche Flüche das ganze Apartmenthaus in Angst und Schrecken versetzten, schaffte es Aggie Grubb, ihren Rollstuhl wieder aufzurichten und wieder reinzuklettern.

Zwei Dinge passierten dann, die in die Polizeigeschichte eingingen. Zuerst gelang es Albert Grubb, sich aus dem Haufen von Körpern, der auf ihm lag, zu befreien und in die Ecke der Küche zu wanken, wobei er ein paar Schnittverletzungen mehr im Gesicht und an den Armen abkriegte, als er auch noch einen Geschirrschrank aus Ahorn zu Bruch gehen ließ. Und auf diese Weise demonstrierte er den Cops, daß sie ihn bis dahin tatsächlich so gut wie gar nicht angekratzt hatten. Da baumelte nämlich plötzlich eine Handschelle an seinem mächtigen Handgelenk. Und über das, was danach kam, redeten die Cops später am allermeisten. Er nahm das offene Ende dieser Handschelle und ließ es ebenfalls zuschnappen. Um *dasselbe* Handgelenk. So frei und unbehindert,

mit beiden Handschellen an einem Handgelenk, fühlte er sich dann gleich auch an San Quentin erinnert und strahlte wie ein glücklicher Junge, der endlich nach Hause darf.

Er sagte: »Okay, *jetzt* wird gekämpft.«

Und während fünf junge Cops, darunter Jane Wayne, dieser entsetzlichen Aussicht tapfer ins Auge blickten, kamen zwei verletzte ältere Cops, die ihre Erfahrungen schon hinter sich hatten, aus dem Korridor in die Küche getaumelt. Der eine war Runzel-Ronald, und der andere war Wilbur Richfield, der seinen Dienstrevolver, den er endlich doch noch zu fassen gekriegt hatte, in der linken Hand hielt.

»Nee, nu wird nich mehr gekämpft«, sagte Wilbur Richfield krächzend. »Der kleine Krieg is aus.«

Albert Grubb sagte: »Sie dürfen mich gar nicht abknallen. Ich hab doch gar keine Waffe. Da würden Sie jede Menge Ärger kriegen.«

Wilbur Richfield sagte: »Gleich biste *tot*, du Arsch. Das haste verdient.«

Albert Grubb sah sich den schwarzen Cop genau an. Er hörte die bebende Stimme, sah, wie der Finger am Abzugshahn zitterte, und begriff, daß ihm dieser Nigger bei der kleinsten Bewegung das Gesicht wegpusten würde.

»Okay, Jungs«, sagte Albert Grubb. »Ich ergeb mich. Bin sanft wie n Lamm.«

Als nächstes passierte das, was nach einem gefährlichen Kampf oder nach einer Verfolgungsjagd ziemlich oft passiert, wenn die Cops rasend sind vor Wut und gleichzeitig die Hosen gestrichen voll haben. Es erfüllt Zuschauer und Leitartikelschreiber und Anwälte und Richter immer wieder mit Entsetzen, wenn die Cops später wegen übertriebener Gewaltanwendung angeklagt sind und vor Gericht stehen. In solchen Situationen ist das immer schon passiert und wird auch in Zukunft immer wieder passieren, trotz aller Belehrungen, die pausenlos und überall in der Welt erteilt werden. Fünf völlig außer sich geratene, tollwütige und rachsüchtige Menschen, nämlich alle, die nach der irrsinnigen Schlägerei physisch noch dazu in der Lage waren, stürzten sich auf dieses sanfte Lamm, und mit ihren Fausthieben, Knüppelschlägen, Würgegriffen und Handschellenhieben schafften sie es, aus Albert

Grubb wenigstens teilweise Ketchup zu machen.

Der andere Moment, der in den Legendenvorrat der Polizei aufgenommen werden sollte, war gekommen, als Albert Grubb, seit längerem auf der Erde liegend, seinen Kopf zu schützen versuchte, seine für ihn gar nicht unerwartete Tracht Prügel kassierte und sich bereits ausmalte, daß bald ja auch wieder schönere Tage kommen würden, sobald er tatsächlich wieder zu Hause war und die ersten Schlitzaugen und Nigger auf dem Knasthof zusammenschlagen konnte.

Und dann rollte Aggie Grubb ihr mageres Knochengerüst rüber zu dem Haufen fluchender, brüllender, rachsüchtiger Cops, die sich nach Kräften abmühten, Albert Grubb jede erdenkliche Mißhandlung angedeihen zu lassen, die nicht direkt zum Tode führte. Und sie wurde zum *Einpeitscher*.

»Tretet ihn zusammen! Haut ihn kaputt! Nehmt den Knüppel!« kreischte sie.

Und einer der Cops, der gerade auf Albert Grubb eindrosch, schaute zu ihr hoch und hielt verblüfft inne.

Aggie Grubb schaffte sich richtig rein. Ihre scharfen und kalten Augen funkelten wie Handschellen. Sie beugte sich in ihrem Rollstuhl ganz weit vor, um auf keinen Fall zu verpassen, wie ein Cop mit seinem Knüppel auf Albert Grubbs Birne eindrosch.

»TRETET IHN ZUSAMMEN!« kreischte Aggie Grubb, und vor Aufregung rann ihr der Geifer über das Kinn. »NEHMT EURE FÜSSE! REISST IHM DIE AUGEN RAUS!«

Daß das Ketchup-Spielchen dann ganz plötzlich zu Ende war, lag wahrscheinlich mehr an Aggie Grubbs Einpeitscherei als an der Erschöpfung der Spieler. Sämtliche Cops, Jane Wayne eingeschlossen, starrten Albert Grubbs Mutter zutiefst verwundert an.

»ALSO, IHR WOLLT DOCH JETZT NICHT ETWA AUFHÖREN, ODER ETWA DOCH, IHR DRÜCKEBERGER?« schrie sie und entblößte dabei ihren einzigen Zahn. *Und geiferte.*

Von diesem Moment an wurde von Aggie Grubb immer nur als von der Mutter des Jahres gesprochen, jedesmal, wenn sich die Cops der Rampart Station trafen, um gemeinsam einen zu heben, zu quatschen und sich an die ach so guten alten Zeiten zu erinnern.

Wenn es bei alldem auch nur eine Spur von Gerechtigkeit oder, je nachdem, Ironie gab, so trat sie erst zutage, als Sunney Kee, der

am Ende wegen seines Nervenleidens eine medizinisch begründete Pension kriegte, von der Ambulanz weggebracht worden war, als man auch Runzel-Ronald als Code-drei-Notfall mit zwei gebrochenen Rippen und viel zu starken Schmerzen, um sich von der an diesem Tag diensthabenden Geilen Mutter einen blasen zu lassen, ins Krankenhaus gebracht hatte, und als Albert Grubb, aus gut einem Dutzend Kopfwunden blutend, die Treppen hinuntergeführt wurde, wobei ihm die Hände mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt worden waren. Er war in der Tat so sanft wie ein Lamm und hoffte, daß sie ihn nicht allzu lange im County-Gefängnis sitzen lassen würden, bevor sie ihn endlich wieder heimschickten nach San Quentin. Plötzlich jedenfalls fiel Albert Grubb ein, daß er möglicherweise seine Medizin gegen Allergie brauchen würde, weil die Pollen in dieser Woche wirklich wie wild herumflogen, wofür vor allem der gefürchtete heiße Santa-Ana-Wind verantwortlich war.

»Könnten Sie meiner Mama nicht sagen, sie soll Ihnen meine Medizin mitgeben?« brüllte Albert Grubb den Cops zu.

»Ich würd dir viel lieber n paar besonders dicke Schrotkörner mitgeben«, sagte Jane Wayne, die gerade versucht hatte, sich auszumalen, wie schwer Runzel-Ronald wohl verletzt worden war.

»Nu mal ganz friedlich, Zuckerpuppe«, grinste Albert Grubb durch seine blutigen Zähne. »Ich hab Asthma.«

Jane Wayne hatte außerdem rauszukriegen versucht, wieso es ihr nicht gelungen war, bei Albert Grubb trotz seiner Halsweite von sechsundfünfzig Zentimetern den bewußten Würgegriff richtig anzusetzen. Sie war sich ganz sicher, daß der Halsschlagadergriff die einzige wirksame Waffe gegen Bestien wie Albert Grubb war, wenn man mit denen überraschend in den Nahkampf geriet, was Polizeibeamten ja eigentlich ständig passieren konnte. Sie sagte sich, daß es effektiv unmöglich war, in solchen Situationen mit *Taser Guns* zu operieren, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, sich gegenseitig über den Haufen zu schießen. Sie dachte daran, daß Runzel-Ronald, als er sich selbst außer Gefecht gesprüht hatte, letzten Endes wohl ebenso leicht den einen oder anderen Kollegen außer Gefecht hätte sprühen können. Unvermeidlich kam sie deshalb auch zu der Erkenntnis, daß dieser

Würgegriff selbst für einen bärenstarken Menschen wirklich die *einzig* Waffe war, um den Widerstand eines Gegners, der ums Verrecken nicht aufgeben wollte, zu brechen, von einer unmittelbar tödlichen Gewaltanwendung mal abgesehen.

Sie dachte daran, wie heftig der Stadtrat und die Gesellschaft für Menschenrechte und der Polizeiausschuß und auch die Presse gegen die Idee, den Albert Grubbs dieser Welt gelegentlich die Hälse zuzudrücken, Sturm gelaufen waren, bloß weil die Gefahr bestand, von Zeit zu Zeit mal den einen oder anderen Albert Grubb zu verlieren. Über alles das dachte sie nach, und ihr fiel auch ein, daß seinerzeit ein Stadtrat aufgestanden war und geäußert hatte, der Gebrauch der Chemischen Keule sei genauso brutal, wie die Cops sowieso seit jeher gewesen wären.

»Du brauchst also deine Asthmamedizin, Albert?« fragte sie und hatte plötzlich ebenso kranke und wahnsinnige Augen wie der Schreckliche Tscheche.

»Ja, Baby«, grinste Albert Grubb. »Hab's doch gewußt, daß ihr n kranken Mann nicht leiden laßt.«

»Gut, Albert, weil wir nicht zulassen dürfen, daß Bestien wie du keine Luft kriegen, geb ich dir mal n bißchen *Medizin*, schöne Grüße von deinem Stadtverordneten.«

Jane Wayne nahm ihre Chemische Sprühkeule vom Koppel, und bevor Albert Grubb begriff, was sie vorhatte, war er von der Ladung Gas völlig benebelt und wälzte sich mit gellendem Geschrei am Boden. Anschließend sprühte sie ihm noch Gas in den *Mund*. Jede Menge.

Wegen eines Lungenemphysems im Anfangsstadium landete er schließlich mit Atmungskomplikationen in der geschlossenen Abteilung des County-Hospitals, und er wäre um ein Haar gestorben. Drei Cops beschworen später vor dem Ermittlungsbeamten der Kommission für Interne Angelegenheiten, daß Albert Grubb das Gas *während* des Kampfes abbekommen hätte, und so wurde Jane Wayne schließlich von der Beschuldigung unverhältnismäßiger Gewaltanwendung gegen Albert Grubb freigesprochen, der ja, wie man von Amts wegen feststellte, bloß ein armer Teufel war.

Aggie Grubb entlastete Jane Wayne nicht allein durch ihre Aussage, er habe die Ladung tatsächlich während des Kampfes abgekriegt, sondern auch dadurch, daß sie zusätzlich sogar erklär-

te, sie würde ihren letzten Zahn hergegeben haben, wenn ihm dafür die Chemische Keule direkt in den Arsch gesteckt worden wäre. Sie sei bloß enttäuscht darüber, daß dem Scheißkerl von den Cops nicht ein *richtiges* Ding verpaßt worden wäre, nachdem sie als Mutter schon nicht die Chance genutzt hätte, ihn mal kurz zu heiß zu baden.

Die Mutter des Jahres wurde endgültig zur Rampart-Heroine, als sie sagte, daß Jungen wie ihrer nicht nur der lebendige Beweis für den Unsinn aller Resozialisierungsbemühungen seien, sondern daß Kinder wie Albert wahrscheinlich sogar Mutter Teresa aus Kalkutta dazu veranlassen könnten, Engelmacherin zu werden.

*

Es wurde zehn Uhr und später, und Mario Villalobos hatte immer noch keinen Geheimbericht über russische Spione gekriegt. Er war ein bißchen enttäuscht. Es war ein trostloser Tag, und eine Menge Nachermittlungsberichte mußten routinemäßig aufgearbeitet werden. So ein Tuntenanruf hätte da sicher etwas Abwechslung in die Monotonie gebracht.

Während nun aber zur selben Zeit Runzel-Ronald wegen seiner gebrochenen Rippen behandelt wurde, wobei ihm schmerzlich bewußt wurde, daß ihn das Erreichen seiner Pensionsaltersgrenze nach dreißig Dienstjahren eben doch nicht unsterblich gemacht hatte, näherte sich ihm eine schwarze Frau, die gesehen hatte, wie er aus der Ambulanz ausgeladen und eingeliefert worden war.

Sie trug grüne Seidenshorts, Kniestiefel, ein durchsichtiges grünes Jerseytop und dazu eine bestickte limonenfarbene Jacke, die sie sich locker über die Schulter geworfen hatte. Sie hatte ihren orangefarbenen Lippenstift genauso dick aufgetragen wie das orangefarbene Rouge auf ihrer mokkafarbenen Haut. Ihr Haar war nicht ihr eigenes, sondern sie trug offensichtlich eine Perücke, deren orangefarbene Spitzen zu Stiften nach oben gedreht worden waren. Alles in allem war sie nicht gerade wie eine Kundin der *Haute Couture* angezogen, zog jedoch so sicher wie das Amen in der Kirche alle Blicke auf sich, wenn sie aufreizend die Straße entlangschlenderte. Und genau das war ihr Geschäft.

Sie stand da und beobachtete Runzel-Ronald, der in einer abge-

teilten Kabine auf der Unfallstation lag, und sie hatte vorher schon mitgekriegt, wie sein Uniformhemd aufgehängt worden war. Sie war hier, um eine häßliche, dick mit Salbe bedeckte Verbrennung an der linken Schulter versorgen zu lassen, und sie hatte schon drei Anläufe genommen, um Runzel-Ronald anzusprechen.

Als der Arzt schließlich wegging, um sich die Röntgenaufnahmen anzusehen, trat sie an sein Bett. »Officer?« sagte sie zögernd.

»Ja?« Er schaute zu der Hure hoch. »Bin momentan nicht zuständig für polizeiliche Probleme, Lady.«

»Mein Alter hat mir hier meine ganze Schulter verbrannt«, sagte sie. »Ich überleg dauernd, ob ich nich ne Anzeige machen soll.«

»Rufen Sie die Station an«, sagte Runzel-Ronald. »Ich bin nicht in der Lage, Anzeigen entgegenzunehmen.«

»Aber er is Zuhälter. Ich dachte, für so was interessiert ihr euch immer.«

»Rufen Sie die Sitte an«, sagte Runzel-Ronald. »Die freuen sich wirklich, wenn sie Anzeigen aufnehmen können. Die haben was gegen Zuhälter.«

»Ich hab da aber noch was, das ich mal mit der Polente besprechen wollte«, sagte sie.

»Oje!« sagte Runzel-Ronald, drehte sich, von Schmerzen gepeinigt, auf der Liege um und wandte sein runzliges Gesicht von der Hure ab. »Gönnt mir doch mal ne Pause! Ich habe gerade n total beschissenen Tag überlebt!«

»Es is wegen diesem weißen Mädchen Missy«, sagte die Hure. »Ich hab auf m Strich gehört, daß sie von dem Dach *geschubst* worden is.«

»Was für n weißes Mädchen? Was für n Dach?« murmelte Runzel-Ronald.

»Das vom Wonderland-Hotel«, sagte sie. »Dieses Dach, wo n Mädchen runtergeschmissen worden is. Ich hab mir gesagt, wenn da einer rumläuft und Mädchen wie mich totmacht, sag ich alles, was ich weiß.«

Zehn Minuten später hatte Mario Villalobos eine Stimme am Telefon, die er kaum erkannte. Die Stimme troff von Ärger und Schmerzen und Selbstmitleid, und dann, schließlich, begriff er, wer dran war.

»Ronald?« sagte er. »Was ist denn los?«

»Hier bei mir ist ne Nutte, die sagt, daß sie was über nen Fall weiß, den du bearbeitest«, sagte Runzel-Ronald. »Ich hab n paar kaputte Rippen, und meine Achselhöhle ist von der Chemischen Keule so verbrannt, daß sie mir die Haare abrasieren mußten, und mir geht's so dreckig, daß ich mir von der Geilen Mutter nicht mal einen blasen lassen kann, und am liebsten würd ich meine nagelneue Pension zusammenkratzen, verdammt noch mal, und hier sofort die Fliege machen und den Staat zur Kasse bitten, weil der Unmensch, der mir die Rippen gebrochen hat, Amerikaner ist, und nun steck ich mitten in ner Mordermittlung, obgleich ich mit dem ganzen Dreck *überhaupt* nix zu tun haben will!«

Mario Villalobos fuhr zum Krankenhaus und führte mit der Nutte, die sich selbst Bö Derek Smith nannte, ein kurzes Gespräch. Sie saßen dabei im Wagen des Detectives auf dem Krankenhausparkplatz. Wie zu erwarten gewesen war, hatte sie ihre Meinung geändert und dachte nicht mehr im Traum daran, eine Anzeige wegen Kuppelei oder überhaupt irgendeine Anzeige gegen den Zuhälter zu machen, der sie mit der Zigarette verbrannt hatte. Für gewöhnlich sei er nett zu ihr, sagte sie, und wenn sie eine Anzeige gegen ihn machen würde, käme er gegen Kautio n ja doch sofort wieder auf freien Fuß und würde ihr Feuer unter dem Arsch machen oder ihr die Brustnippel mit der Zange rausreißen. Deshalb habe sie sich überlegt, daß es am besten sei, wenn sie die Brandwunde an der Schulter einfach hinnehmen und weitermachen und sogar zulassen würde, daß er sie als Aschenbecher benutzte, wenn sie Zicken machte. Und sie wolle versuchen, in Zukunft ein artiges Mädchen zu sein und jede Menge Mäuse für ihn ranzuschaffen.

Über Missy Moonbeam allerdings wollte sie aussagen, hatte sie beschlossen, denn auch Zuhälter können keine krankhaften Psychopathen leiden, weil die ihnen ihr lukratives Gewerbe total kaputtmachen.

»Zweimal is mir letzte Woche so n Typ auf der Western Avenue übern Weg gelaufen«, erzählte sie Mario Villalobos. »So n weißer Typ. N ziemlicher Riese mit schwarzen Haaren. Hat nach Missy Moonbeam gefragt, wissense, beispielsweise, wo sie anschaffen geht und wo sie wohnt. Hat gesagt, daß er früher mal ihr Zuhälter

gewesen war und daß er ihr noch n bißchen Geld bringen wollt.«

»Was für n Auto hat er gefahren?«

»Der kam da zu Fuß hin. Einmal stand ich da mit drei anderen Mädchen. Einmal waren wir zu zweit. Ich hab verschiedene Perücken, deshalb hat der, glaub ich, gar nich mitgekriegt, daß er mich zweimal angequatscht hat.«

»Hat er immer dasselbe gefragt?«

»Beim letztenmal nich. Da hat er gesagt, daß es unheimlich wichtig war, weil ihre Mutter im Sterben liegt, und er war ihr Bruder.«

»Hatten Sie den vorher schon mal gesehen?«

»Nee, noch nie«, sagte sie. »So n Schnellficker war er eigentlich nich. Nich so n Rumtreiber. Hat n dunklen Nadelstreifenanzug angehabt und ne Krawatte.«

»Haben Sie ihn Samstag gesehen?«

»Nee, zuletzt Freitag nachmittag.«

»Haben Sie ihm denn gesagt, wo Missy Moonbeam wohnte?«

»Von mir hat er gar nix erfahren. Hab auch nie geschnallt, wo sie wohnt, ehrlich.«

»Haben denn andere Mädchen auf der Western gewußt, wo sie wohnte?«

»Wahrscheinlich nich. Die könnten dem höchstens gesagt haben, an welcher Ecke sie steht. Wennse ihm das mit dem Geld überhaupt geglaubt haben. Ich hält dem das nie geglaubt. Ich hab schon überlegt, ob ich Sie anrufen soll, als ich gehört hab, daß se vom Dach runtergefallen is. Er könnt se ja bis nach Hause verfolgt haben oder so was. Mir hat das schon nich gefallen, wie er mich angeguckt hat. Trug so ne dunkelgetönte Brille, wo man nich durchgucken kann. Und dann sein falscher Schnurrbart.«

»Wieso meinen Sie, daß der falsch war?«

»So n dicken Schnurrbart hat kaum einer. Ich hab ne Weile für n Film gearbeitet.«

»Es lebe Hollywood«, sagte Mario Villalobos. »Sah denn wenigstens sein Haar so aus, als ob's echt war?«

»Könnt ich nich sagen. Er trug ne Kappe, wie man se in nem offenen Sportwagen trägt. Nich so n Zuhälterhut. Deshalb sah er ja auch so bescheuert aus. Wahrscheinlich is er ja wirklich so n kranker Psychopath, mit dem sie mal gelegentlich ne Nummer

gemacht hat. Vielleicht wollt er sie nu mal zu Hause besuchen und da n paar Sauereien mit ihr machen, aber nu wußt er nich, wo se wohnt. Ich halt da auch mal so n Typ aufgegabelt.«

»Kennen Sie nicht ne gute Freundin von Missy?«

»Nee ... das heißt, doch, ja, aber das is kein *echtes* Mädchen. Da war mal diese Sissy, die hieß ... die hieß ... laß mal überlegen ... Dagwood, ja, so hieß die, glaub ich. Genau, die hieß Dagwood. Ich hab Missy einmal oder zweimal mit dieser Tunte Dagwood gesehen, als se in der Gegend Sunset und La Brea gearbeitet hat. Ne ganz kleine, winzige Schwuchtel mit goldenen Haaren. Sieht echt wie n Mädchen aus und könnt sich leicht als Weib verkaufen, hat aber Männerklamotten getragen, als ich sie zuletzt gesehen hab.«

»Wissen Sie, wo ich diese Sissy auftreiben kann?« fragte Mario Villalobos.

»Da gibt's n paar Sissybars nich weit von hier«, sagte die Nutte achselzuckend. »Ich glaub, ich verdrück mich jetzt mal besser. Ich hab heut noch keinen Cent verdient.«

»Okay, hier ist meine Karte«, sagte Mario Villalobos.

»Ich hoff nur, daß Sie den Typ schnappen«, sagte sie. »Ich kann diese Freaks echt nich leiden, die Mädchen vom Dach runterschmeißen. Is sowieso schwer genug, auf dieser Welt n ehrlichen Dollar zu machen, auch ohne daß dich so n Freak vom Dach schmeißt.«

»Falls Sie doch noch meinen, daß Sie ne Anzeige gegen diesen Zuhälter machen sollten, rufen Sie auf jeden Fall bei uns an«, sagte Mario Villalobos. »Sie sollten sich das nicht gefallen lassen, daß da irgend so n Arsch herkommt und Sie als Aschenbecher benutzt.«

»Oooch, der is wirklich nur gemein zu mir, wenn ich faul bin«, sagte sie. »Wenn ich nich zickig bin, is der Kerl die Liebe selber.«

Mario Villalobos nickte und öffnete der Frau die Wagentür. Er wußte seit langem, daß gerade auch Nutten ihre kleinen Rührseligkeiten brauchen, um das Leben ertragen zu können.

Irgendwas nagte an Mario Villalobos. Irgendein kleiner, unbarmherziger Schmerz, einer von der Sorte, der nie richtig schlimm wird und nie weggeht. Irgendwas war ihm gestern erzählt worden,

entweder von Lester Beemers Wirtin oder von seiner Sekretärin oder von dem Leichenbestatter, der Lester Beemer verbrannt und in eine Urne geschaufelt hatte. Irgendwas, das nicht zusammenpaßte.

Als er auf die Uhr guckte, um festzustellen, ob er schon Hunger haben durfte, fiel es ihm ein. Er durfte schon Hunger haben, aber erst mal mußte er ein oder zwei Telefongespräche führen.

»Ich wollt mich nur mal vergewissern, ob ich Ihr Inventarverzeichnis richtig gelesen hab«, sagte Mario Villalobos zu dem Leichenbestatter am anderen Ende der Leitung. »Sie haben seiner Schwester also die Schlüssel und die Brieftasche und das bißchen Geld geschickt. Und das war alles?«

»Ja«, sagte der Leichenbestatter.

»Hat er eine Armbanduhr getragen? Seine Sekretärin hat gesagt, er hätte ne alte Timex getragen.«

»Nein, keine Armbanduhr.«

Als nächstes nahm Mario Villalobos zum ersten Mal mit dem Polizeibeamten aus Pasadena Kontakt auf, der in der fraglichen Nacht den Anruf entgegengenommen hatte und in das zwielichtige Motel gefahren war. Er erreichte den Cop in seiner Wohnung.

»Sobald ich dieses Armband mit den Schrittmacherdaten gefunden hatte, hab ich den Arzt geholt, und der hat den Beerdigungsfritzen geholt«, sagte ihm der Polizist.

»Trug Lester Beemer da eigentlich ne Armbanduhr?« fragte Mario Villalobos.

»Nein, keine Armbanduhr, soweit ich mich erinnere«, sagte der Cop. »Da sollten Sie aber noch den Bestattungsunternehmer fragen.«

Nachdem Mario Villalobos aufgelegt hatte, steckte er sich die siebzehnte Zigarette des Tages an, sagte sich, daß er das Rauchen einschränken *mußte*, und dachte nochmals über den Fall nach. Dann rief er Mabel Murphy an.

»Als Sie für Lesters Schwester die persönlichen Sachen aus dem Büro und aus der Wohnung zusammengepackt haben, haben Sie da nicht seine Timex gefunden?«

»Woher wissen Sie, daß er ne Timex trug?« fragte sie.

»Sie selber haben es gestern beiläufig erwähnt«, sagte Mario Villalobos.

»Hat er die denn nicht an der Hand gehabt, als er gestorben ist?« fragte sie.

»Nein, hat er nicht.«

»Eigentlich hat er sie *dauernd* getragen«, sagte sie. »Hat sich alle paar Jahre ne neue Timex gekauft. Der guckte immer auf die Uhr. Unheimlich zuverlässig.«

»Haben Sie denn bei seinen persönlichen Sachen irgendwelche Reparaturzettel gefunden? Vielleicht hatte er die Uhr ja gerade zu einem Juwelier gebracht, zur Reinigung oder zur Reparatur?«

»Nein«, sagte sie. »Und um so was hat er sich überhaupt nie gekümmert. Deshalb hat er sich auch nie teure Uhren gekauft. Wenn die Timex stehengeblieben ist, ist er gleich runtergelaufen und hat sich ne neue gekauft. Genauso hat er's mit seinen Krawatten gemacht. Wenn die zu dreckig und fleckig waren, hat er sie in den Abfalleimer geworfen und sich ne neue gekauft.«

Als Mario Villalobos auflegte, steckte er sich eine neue Zigarette an und hatte ganz vergessen, daß die letzte noch vor sich hin qualmte. Als Lester Beemer starb, hatte ihm also nicht nur eine Kreditkarte gefehlt, sondern auch eine billige Armbanduhr. Ihm wäre es lieber gewesen, sie hätten die Leiche nicht verbrannt.

Er wußte, was passieren würde, wenn er die Detectives in Pasadena auf diesen Stand der Dinge aufmerksam machen und ihnen zu verstehen geben würde, daß sie unter Umständen einen ungelösten Krimi am Hals hätten. Sie würden danke sagen und ihn höflichst rausschmeißen. Er würde an ihrer Stelle dasselbe tun. Eine Armbanduhr, die vielleicht verlorengegangen war oder irgendwo bei einem Juwelier rumlag? Eine Kreditkarte, die der alte Schnüffler irgendwann irgendwo verloren haben konnte, wenn er wieder mal in der Innenstadt von Los Angeles unterwegs war und seine Nutten aufriß? Die Detectives in Pasadena würden ihm sehr schnell verklickern, daß es einzig und allein das Problem von Mario Villalobos wäre, wenn Lester Beemer irgendeine Verbindung zu Missy Moonbeam gehabt haben sollte und mit *ihrem* Tod in Zusammenhang gebracht werden müßte. Das kleine Kind vom Gott der Naturwissenschaft in Lester Beemers Brust hatte bloß deshalb gestreikt, weil er es mit seiner dreihundertsten Hure des Jahres in einem Motelzimmer offenbar zu toll getrieben hatte. Jedes weitere Problem war nicht *ihr* Problem.

Nachdem er in der Spitznamenkartei vergeblich nach einem kleinen Schwulen namens Dagwood gesucht hatte, beschloß er, den Typ auf eigene Faust zu suchen.

»Hey, Charlie«, sagte er zu dem schwarzen Lieutenant der Detectives, der sich in die Sportseite vertieft hatte und dabei ein Sandwich mit Eiersalat aß. »Heute abend mach ich n Zug durch die Gemeinde.«

»Und da hab ich bis heute geglaubt, daß du überhaupt nie trinkst«, sagte der Lieutenant, ohne aufzublicken.

»Ich denk nur, ich sag's dir vorher, falls mich die Typen von der Hollywood-Sitte erkennen. Ich werd mich in n paar Homobars in Hollywood mal nach nem bestimmten Schwulen namens Dagwood umgucken. Ich denk, ich sag dir das lieber gleich, bevor du das hintenrum hörst und Angst kriegst, ich könnt schwul werden.«

»Dein Sexualleben interessiert mich überhaupt nicht«, sagte der Lieutenant, nach wie vor von seiner Sportseite völlig gefesselt. »Nicht, solange du nicht in Kleidern zum Dienst kommst.«

9. KAPITEL

Tuntenkram und Kaviar

Mario Villalobos gab sich keine Mühe, sein Äußeres zu verändern. Schließlich ging es hier ja nicht um eine Geheimdienstoperation, und abgesehen davon war er sowieso der letzte, den man sich für eine Geheimdienstoperation aussuchen würde. Er stand vor dem Spiegel und machte sich klar, daß er in genau acht Tagen zweiundvierzig Jahre alt werden würde. Die reiferen Jahre waren gar nicht so schlimm. Nicht schlimmer als Herpes oder Tuberkulose. Seine Seele wollte ihm hin und wieder einreden, er wäre erst zweiunddreißig. Sein Körper jedoch, der ziemlich durchhing und längst nicht mehr in allerbesten Verfassung war, präsentierte ihm jedes seiner zweiundvierzig Jahre einzeln. Das Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegenblickte, erschreckte ihn ein bißchen. Das Haar war fast völlig grau und fiel ihm büschelweise aus. Unter den Augen bildeten sich Tränensäcke, zu beiden Seiten des Mundes zeichneten sich tiefe Falten ab, und zwischen Kinn und Adamsapfel konnte er mit den Fingern einen ganzen Lappen fast gefühlloses lockeres Fleisch kneten. Er sah ins Waschbecken. Er zählte siebzehn ausgefallene Haare, die da lagen.

Natürlich hätte er angesichts dessen, was er da so sah, über sein verpfushtes Leben am liebsten losgeheult. Vor allem wegen seiner beiden Heiraten und wegen der beiden Söhne, die ihm völlig fremd waren. Der eine Sohn ignorierte ihn bloß, aber der andere verabscheute ihn sogar. Sein Sohn Alec gehörte zu den Jungen, die viele Dinge verabscheuten, am meisten allerdings sich selbst. Er war ein wenig attraktiver Junge, schwächlich und blutarm, und als Heranwachsender war er drogensüchtig geworden und auf Veranlassung von Mario Villalobos gegen den Widerstand seiner Frau in ein Krankenhaus eingeliefert worden. Es war der letzte und entscheidende Schlag gegen ihre sowieso verkorkste Ehe.

Der Detective hatte einiges begriffen in den zwei Monaten, in denen sein Sohn im Krankenhaus lag. Erstens begriff er, daß ein

Cop nicht genug Geld verdiente, um den Krankenhausaufenthalt für ein emotional labiles Kind bezahlen zu können. Zweitens kapierte er, daß sein Sohn sich derart massiv selbst verabscheute und haßte, daß der Junge wahrhaftig dringend einen anderen Menschen verabscheuen und hassen mußte, damit er überhaupt existieren konnte.

Mario Villalobos, für den jungen Alec das Autoritätssymbol, derjenige, der den Jungen gegen den Widerstand seiner Mutter ins Hospital eingeliefert hatte, war für dessen Haß quasi die natürliche Zielscheibe. Und Mario Villalobos spürte am Ende, daß es die unnatürlichste Erfahrung in seinem bisherigen Leben war, für den Haß des Sohnes die natürliche Zielscheibe zu sein.

Nach der Scheidung übernahm er ein schlimmes Kreuz. Soweit es in seiner Macht lag, traf weiterhin er die Entscheidungen, die sein Sohn durch die Bank haßte. Soweit es in seiner Macht lag, unterband er, daß der Junge heimlich weiter Drogen nahm, was der noch weit mehr haßte. Soweit wie möglich bestand er darauf, daß seine Exfrau den Jungen weiter psychotherapeutisch behandeln ließ, und das haßte der Sohn am meisten.

Mario Villalobos glaubte, daß er wahrscheinlich kaum einen besseren Beweis für seine Liebe liefern konnte, als sich von dem Jungen hassen zu lassen.

Der Detective stieß einen traurigen Seufzer aus und entschied, daß der Mann im Spiegel zehn Jahre älter aussah, als er wirklich war. Es war nicht der Mühe wert, den Anzug zu wechseln oder ohne Schlips zu gehen. Der Mann im Spiegel würde immer als Cop erkannt werden, egal, was er anziehen würde, und er wollte sowieso nicht versuchen, irgendwen zu täuschen. So gesehen war es ein riesiger Vorteil, bei der Mordkommission zu arbeiten: Leute, die in kleinere Verbrechen oder sogar in größere Verbrechen verstrickt waren, Leute, die nur in der Subkultur existieren konnten, hatten für gewöhnlich überhaupt keine Angst vor Morddetectives, weil sie vorsätzlichen Mord normalerweise gar nicht im Repertoire hatten.

Was dann in dieser Nacht passierte, war der reine Treppenwitz. Er sah so sehr nach Cop aus, daß die Leute in den Homobars überhaupt nicht auf die Idee kamen, daß da tatsächlich ein Cop aufgetaucht sein könnte. Ein Strichjunge setzte sich neben ihn, keine fünf Minuten nachdem er das Lokal Hercules Heaven betre-

ten hatte, und fragte ihn arglos und direkt, ob er nicht mal mitkommen wolle.

»Ich such n gewissen Dagwood«, sagte der Detective.

»Könnst's nicht auch Blondie sein?« sagte der junge Mann augenzwinkernd. »Oder wie war's mit Daisy?«

»Heute abend nicht«, sagte Mario Villalobos. »Kennst du Dagwood?«

»Ich kenn Elwood«, sagte der Stricher. »Wir können n Dreier machen, wenn du auf so was stehst. Wie war's, du und ich und Elwood?«

Gegen halb elf hatte er in fünf Homobars jeweils mindestens einen Drink weggeputzt. Der Schuppen, in dem er jetzt war, hieß: The Peanut. Da gab es wenigstens ein Programm. Ein gar nicht mal so schlechtes Trio spielte Cool Jazz, und ein Sänger gab »I Only Have Eyes For You« zum besten, worüber der Detective sich richtig freute. Er schätzte, daß er bis dahin achtzehn gertenschlanke blonde Männer gesehen hatte, alle ungefähr einssechzig groß, alle zwischen dreißig und fünfunddreißig, allesamt mögliche »Dagwoods«.

Er hatte es bei ihnen schon auf alle mögliche Weise versucht. Von »Hi, Dagwood« bis »Ich bin hier auf Motivsuche für n Film und könnt noch n paar Statisten gebrauchen. Sagste mir mal deinen Namen?«

Gerade als er The Peanut den Rücken kehren wollte, ließ der Schlagzeuger einen Trommelwirbel ertönen, und die winzige Tanzfläche, auf der sich zwei schwule Paare einem Slow hingaben, wurde von einem Punktscheinwerfer beleuchtet. Die Paare verließen die Tanzfläche, und der Pianist kündigte Miß Connie Creampuffs an.

Connie Creampuffs trug Ballettschuhe und ein pinkfarbenes Ballettröckchen. Connie Creampuffs trug außerdem eine pinkfarbene Punkerperücke, ein Stirnband, einen ausgestopften pinkfarbenen Büstenhalter und ein pinkfarbenes Bändchen, das unter dem Ballettröckchen hervorbaumelte. Connie Creampuffs war ein Mann, was zu erwarten gewesen war. Was man als Außenstehender jedoch nicht hatte erwarten können, war die Tatsache, daß Connie Creampuffs bei einer Größe von aufgerichtet höchstens einsfünfundsechzig bestimmt über dreihundertfünfzig Pfund wog.

»Wollnse noch eine?« sagte der stämmige Barkeeper zu Mario Villalobos, der zuschaute, wie Connie Creampuffs eine total verrückte Stripteaseposse abzog, wozu die Menge lauthals johlte und pfiff.

»Im Moment kann ich ja unmöglich *gehen*«, sagte der Detective und bestellte sich einen weiteren doppelten Wodka. Das war ja *die* Show.

Connie Creampuffs hatte einen roten Puppenmund und Augenwimpern, die fast bis zur Nasenspitze reichten. Beine, Bauch und Rücken waren teilweise behaart. Connie Creampuffs bewegte sich überraschend graziös, und Mario Villalobos mußte seine Schätzung revidieren. Er glaubte, daß Connie Creampuffs mindestens an die vierhundert Pfund wog.

In dem Moment, in dem Connie Creampuffs der johlenden Menge zeigte, wo das pinkfarbene Bändchen endete, kam Mario Villalobos zu der Erkenntnis, daß die »Show« im Haus des Jammers vergleichsweise doch ziemlich zahm war. Connie Creampuffs ließ das Ballettröckchen fallen, und jeder in der Bar flippte aus. Da sah man plötzlich Lappen und Falten und Rollen von Fleisch, aber da sah man vor allem eine spezielle Masse aus weißem, behaartem Bauchfleisch, die wie ein Lendenschurz über Connie Creampuffs' Schambein fiel. Jedesmal, wenn der Schlagzeuger auf sein Becken haute, hob Connie Creampuffs schwitzend und mit beiden Händen diese spezielle Hautfalte hoch, worauf sich auch sein Penis aufrichtete, der offenbar an dem pinkfarbenen Bändchen festgebunden war. Jener Penis, den Connie Creampuffs sicherlich nie ohne Spiegel sehen konnte und den, weil er so unendlich tief unter den Fleischfalten verborgen war, unter normalen Umständen sicherlich auch kaum jemand anderes sehen konnte.

Um die Menge in Raserei zu versetzen, brauchte dieser Stripper kein Kostüm, keine Rüschen und keine Pailletten. Dieser Stripper mußte nur seinen Bauch hochheben. Mit beiden Händen, als müsse er einen Lendenschurz mit einem Bleisaum hochheben.

*

Die Stimmung im Haus des Jammers war an diesem Abend ziemlich lustlos, was sicherlich teilweise durch die Abwesenheit von

Runzel-Ronald erklärt werden konnte, der seine gebrochenen Rippen inzwischen zu Hause auskurierte. Und natürlich vor allem dadurch, daß der lauteste Schreihals der Stadt in Blau nicht anwesend war.

»Zum Teufel, wo ist der Schreckliche Tscheche?« Cecil Higgins wurde allmählich unruhig.

»Vielleicht hat er sich ja vorgenommen, die Fernsehstation *wirklich* in die Luft zu jagen«, sagte Dildord, der gerade seinen dritten Doppelten trank. »Mal ehrlich, Cecil, haste nicht auch den Eindruck, daß er die letzte Zeit noch bekloppter ist als sonst?«

»Nu ja, er hat so ne Art, daß ich jedesmal überleg, ob ich Geld einstecken soll, wenn ich morgens mit ihm auf Tour geh, damit ich notfalls Kaution für ihn bezahlen kann«, räumte Cecil Higgins ein.

»Warum willst du denn eigentlich immer noch mit dem Wahnsinnigen arbeiten?« erkundigte sich Leery bei Cecil Higgins und schielte zugleich auf die Dollarnoten, die Dildord vor sich aufgestapelt hatte.

»Vielleicht werd ich's eines Tages bedauern«, sagte Cecil Higgins. »Spätestens dann, wenn ich im Knast in ner Zelle sitz und das ganze Handbuch für Astronauten brauch, um mir n Arsch abzutupfen. Aber weißte was? Gelangweilt hat der Kerl mich noch nie. Gibt ja nix Schlimmeres, als wenn dich jemand langweilt.«

»Doch, da gibt's schlimmere Sachen«, sagte Dolly.

»Verflucht, ihr guckt heute alle miteinander so fröhlich aus der Wäsche wie Björn Borg«, sagte Dildord. »Was ist denn *los* mit euch?«

»Der Tscheche ist nicht da«, sagte Jane Wayne. »Mario ist nicht da. Ronald ist verletzt. Und Sunney Kee, oh, Mann, da reden sie davon, daß er wahrscheinlich *mehrere* Hirnverletzungen hat.«

»Also, ich glaub, sogar bei Ayatollah Khomeini gibt's mehr zu lachen«, sagte Dildord unglücklich.

Am Ende der Bar, wo zu späterer Stunde normalerweise Hans und Ludwig ihre Plätze einzunehmen pflegten, saßen heute zwei Rampart-Cops.

»Hey, Leech«, sagte Dillford zu dem jüngeren. »Stimmt das, daß du das Fernschreiben über diese japanische Touristengruppe losgelassen hast, die von den beiden Niggern ausgeraubt worden ist?«

»Klar doch«, sagte der junge Cop. »Und Penner-Loomis hat mir angedroht, daß ich zwei freie Tage weniger krieg, bloß weil ich geschrieben hab: ›Die Opfer waren nicht in der Lage, die Verdächtigen zu beschreiben, hatten aber dreihundert Fotos von ihnen gemacht.‹ Das war ne kulturelle Klischeevorstellung, hat Loomis gesagt.«

»Zwei Tage. Das ist nich mal viel für so n schwachsinnigen Witz«, sagte Cecil Higgins. »Das is sogar n äußerst niedriges Strafmaß.«

»Zum Teufel, wo *bleibt* der Tscheche?« erkundigte sich Jane Wayne. »Wenn er nicht bald kommt, kannst du meinen Drink in ne Kotztüte kippen, Leery, und die nimm ich mit nach Hause.«

*

Inzwischen hatte Mario Villalobos nur noch zwei Homobars, in denen er es noch nicht versucht hatte, auf der Liste. Morgen, sagte er sich, würde er den Schichtführer der Hollywood Station anrufen und ihn fragen, ob irgendeiner aus seiner Nachtschicht einen Bubi namens Dagwood kannte. Er kippte seinen Wodka runter und sagte sich, daß er genug hatte.

»Hi, Dagmar«, sagte der Barkeeper zu dem kleinen Mann mit der wasserstoffblonden Dauerwelle, der sich auf dem ersten Barhocker niedergelassen hatte. »Hab dich gar nicht reinkommen sehen. Was trinkst du denn?«

Dagmar Duffys Herz begann schneller zu schlagen, als er den maskulinen grauhaarigen Typ im Anzug sah, der ihm ein Lächeln des Erkennens schenkte, so breit wie Connie Creampuffs Tutu in der Taille.

Dagmar Duffy erwiderte das Lächeln und vermochte an sein Glück noch gar nicht zu glauben. Der Typ war *scharf auf* ihn. Der Typ konnte seine *Augen* gar nicht mehr von ihm abwenden. Der Typ kam rüber zu ihm, gerade als Dagmar zu dem Barkeeper gesagt hatte: »Ich möcht n Scorpion, Waldo. Und steck ne Menge

Eisstücke in deinen süßen Shaker.«

Der Mann in dem Anzug setzte sich neben Dagmar Duffy, der mit den Wimpern flatterte und sich überlegte, ob er nicht ruhig mal schärfer rangehen sollte, um möglichst schnell ans Ziel zu kommen.

»Ich hab dich die ganze Nacht gesucht, Dagmar«, sagte Mario Villalobos. »Ich mein, eigentlich hab ich immer nach Dagwood gesucht.«

»Pardon?« sagte Dagmar Duffy und überlegte dabei, ob der Typ in dem Anzug wohl einen hübschen Arsch hätte.

»Ich würd deine Stimme überall erkennen, Dagmar«, sagte der Mann in dem Anzug.

»Ich versteh nich«, kreischte Dagmar Duffy glücklich und schüttelte die goldenen Dauerwellen. »Aber is mir auch egal, wenn ich nix versteh!« Das war die Nacht, auf die er gewartet hatte. Dagmar Duffy war so glücklich, daß er am liebsten ununterbrochen gelacht hätte.

Fünf Minuten später war Dagmar Duffy so unglücklich, daß er am liebsten ununterbrochen geweint hätte. Er ging auf dem Bürgersteig neben Mario Villalobos her und klapperte mit den Zähnen wie die Eiswürfel in Waldos süßem Shaker.

»Sie verwechseln mich!« jammerte Dagmar Duffy.

»Ich würd deine Stimme überall erkennen«, sagte Mario Villalobos.

»O Gott! Wollen Sie mich jetzt verhaften? Ich hab doch gar nix gemacht!«

»Wir müssen bloß mal miteinander reden, Dagmar«, sagte Mario Villalobos.

»O Gott!« jammerte Dagmar Duffy. Er legte die Arme um seine nackten Schultern, und auf seinen nackten Oberschenkeln bildete sich eine Gänsehaut.

Mario Villalobos schaute sich sein braunolivfarbenes Hemdchen und die Khakishorts an und sagte: »Du solltest dich wärmer anziehen, wenn du nachts ausgehst.«

»Ich frier nicht!« jammerte Dagmar Duffy. »Ich hab Angst! Wo gehen wir eigentlich hin?«

»Irgendwohin, wo wir in aller Ruhe reden können«, sagte Mario Villalobos. »War's dir lieber, wenn wir in meinem Büro miteinander

der reden?«

»O Gott!« Dagmar Duffy fuhr sich mit den Händen nervös durch die Dauerwellen und zupfte verängstigt an dem Amethystknopf, den er im linken Ohr trug. »Bringen Sie mich bloß nicht auf ne Polizeiwache!«

»Wenn du nicht ruhiger wirst, schnappst du gleich bestimmt wieder nach Luft«, sagte Mario Villalobos. »Und nun pack mal aus, was du über Missy Moonbeam weißt.«

»Können wir nicht n Eis essen gehen?« fragte Dagmar Duffy. »Mein Magen ist völlig durcheinander.«

»Ich spendier dir wirklich gern n Eis«, sagte Mario Villalobos. »Aber das bedeutet hoffentlich nicht, daß wir dann gleich n Verhältnis haben.«

*

Die Stimmung im Haus des Jammers wurde ziemlich gereizt. Hans und Ludwig kreuzten besoffen auf. Dildford war halb blau, und Dolly war total hinüber. Hans fing an, mit Dolly zu schäkern, aber die war zu voll, um sich noch groß über die mit seiner Singsangstimme vorgetragenen Zweideutigkeiten aufzuregen, die sie normalerweise zum Kotzen fand. Zwei Groupies aus Chinatown waren sofort eifersüchtig, weil Hans anfang, mit Dolly zu flirten. Hans und Dolly hatten schon zweimal getanzt und dabei pausenlos gekichert. Und mit einem Mal wurde Dildford wahnsinnig eifersüchtig auf Dolly und Hans.

»Guck dir das bloß mal an, wie meine Partnerin mit diesem Wiesel von K-9 tanzt!« sagte Dildford zu Cecil Higgins, der, wie gewöhnlich, auf den Grund seines Glases starrte. »Das also soll Twist sein. Scheiß doch drauf! Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt. Was weiß die überhaupt von Twist?« Mit einem Mal schrie er: »Dolly, du hast ja noch nicht mal den *Namen* Chubby Checker gehört!«

Aber Hans kicherte nur und winkte Dildford spöttisch zu und warf Dolly lüsterne Blicke zu, während sie trotz allem zu tanzen versuchten wie der Twistkönig aus den fünfziger Jahren persönlich.

»Mir ist es grundsätzlich egal, wenn's Ärger gibt«, sagte Cecil

Higgins. »Solange die Jungs vorher ihre Kanonen ablegen. Irgendeiner fängt sonst ne Ballerei an, und irgendeiner landet in San Quentin und hat in Kürze n Arschloch, in dem er zwei Weihnachtsbäume, ne Telefonzelle und Shelley Winters auf einmal unterbringen kann.«

»Das is pervers!« sagte Dildord und machte eine schnelle Bewegung, als wolle er sich unverzüglich auf die drei Särge große Tanzfläche stürzen und Putz machen.

Die Bewegung war *zu* schnell. Ludwig stand an der Theke und hielt zum Entzücken der beiden betrunkenen Groupies eine Flasche Bier in seinen großen, unförmigen Vorderpfoten. Ludwig war darauf abgerichtet, auf *alle* schnellen Bewegungen zu achten, die gegen seinen Partner gerichtet sein konnten. Ludwig knurrte Dildord an. Ludwig knurrte wie ein Löwe. Dildord ging sehr blaß zu seinem Barhocker zurück.

»Das paßt doch mal wieder haargenau zu diesem jämmerlichen, perversen Spaghettihals«, sagte, mit Blick auf Hans, ein *sehr* eifersüchtiger Dildord. »Hauptsache, sein großer Bruder ist bei ihm.«

»Dildord, ich rat dir, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben«, sagte Cecil Higgins. »Ich möcht wetten, daß Ludwig dich glatt auffrißt, wenn du Hans so was ins Gesicht spuckst. Da würd nix übrigbleiben außer nem Schienbeinknochen, möcht ich wetten.«

»Muß ja auch unbedingt seinen großen Bruder mitbringen, wenn er einem die Freundin klauen will, dieser miese, mickrige Perverse«, sagte Dildord.

Das rief sofort Jane Wayne auf den Plan. »Bist du bescheuert, Dildord?« fragte sie. »Dolly ist deine *Partnerin*, nicht deine Freundin! Glaubst du, sie *gehört* dir?«

»Ich glaub, ich hör nicht recht!« sagte die Minipolizistin und unterbrach ihren Twist mit dem K-9-Cop, während die Stimme des alten Chubby Checker aus der Musikbox plärrte und alle Welt anfeuerte, wieder zu twisten. »Wieso *wagst* du es überhaupt, mir vorzuschreiben, was ich zu tun hab, wenn wir nicht im Dienst sind? Wieso *wagst* du es, mir vorzuschreiben, was ich zu tun hab, wenn wir *im* Dienst sind? Ich bin nicht mehr in der Probezeit, Dildord.«

»Ich weiß nicht, warum du unbedingt mit Hans *tanzen* mußt«, sagte Dildord, und im Moment klang *seine* Stimme weinerlich. »Der ist pervers. Der sieht doch aus, als ob sie ihn öfter zu heiß

gebadet haben. Stimmt's nicht, Cecil?«

»Laß mich da raus«, brummte Cecil Higgins. »Ich will nicht von Ludwig gefressen werden.«

»Der ist so pervers, daß *er stinkt*«, sagte Dildford.

Aber der dünne K-9-Cop ließ sich nicht provozieren. Er kicherte betrunken vor sich hin und küßte seine Groupies und sagte zu Dildford: »Sag nix über andere Leute, was du nicht über dich selber sagen würdest. Fallste einigermaßen n Mann von Welt sein willst.«

»Der würd doch wahrscheinlich sogar ne ägyptische Mumie bumsen«, sagte Dildford. Dann entschloß er sich, seine Beleidigungen auf die politische Ebene zu heben, und fügte hinzu: »Ich wette, er ist Demokrat!«

»Ich kann wenigstens *Gouverneur* sagen«, sagte Hans. »Das kann nich mal euer republikanischer Präsident. Gouvneur. Der kann das Wort nich mal *aussprechen*.«

»Weißt du, ich hab einfach die Schnauze voll von Typen wie dir, die glauben, weibliche Officers gehörten ihnen«, sagte Dolly, die inzwischen stark schwankte, zu Dildford.

»Setz dich besser hin, Dolly«, sagte Cecil Higgins zu der Minipolizistin. »Ich seh nicht gern, wenn n kleiner Cop auf die Schnauze fällt.«

»Wißt ihr, was einem so blüht, wenn man zu den ersten voll integrierten weiblichen Officers bei diesem Police Department gehört?« fragte Dolly betrunken.

»Erzähl's ihnen, Dolly«, sagte Leery. Eine gute Diskussion führte immer dazu, daß sie mehr *tranken*.

»Ihr Kerle seid die ekelhaftesten Tratschen auf der ganzen Welt«, fuhr sie fort. »Von euch wird ja *erwartet*, daß ihr eure Partnerinnen bumst. Ich *kenn* dich, Dildford. Du würdest nie sagen, ja, du hast es geschafft, aber du würdest auch nie sagen, nein, du hast es nicht geschafft. Du grinst bloß, wenn dich einer fragt, wie das mit mir ist, und dann kann er seine eigenen Schlüsse ziehen.«

»Magste noch n Doppelten, Dolly?« fragte Leery. Er schielte auf Teufel komm raus.

Jane Wayne hatte so viel in sich reingeschüttet, daß sie glaubte, Dolly jetzt unterstützen zu müssen. »Klar, Dildford, wie würdest *du* das finden, wenn du irgendwo in voller Montur im Einsatz bist und

nicht mal pinkeln kannst? Bei euch Männern ist das ja einfach. Ihr geht bloß für n paar Sekunden in die nächste Seitengasse. Bei uns dauert's fünf Minuten, bis wir die Riemen ab und die Uniformhose runter haben. Wir müssen rumlaufen und förmlich n Steptanz machen, bis wir überhaupt erst mal *drankommen*.«

Es war offensichtlich, daß Dildford, betrunken, wie er war, mit dem Zangenangriff von Dolly und Jane Wayne nicht fertig werden konnte. »Komm, komm, ihr Weiber seid auch nicht immer besonders nett zu uns«, jammerte er. »Kennt ihr diese andere Brutale Braut, diese nette Kollegin, die in Hollywood arbeitet? Ich hab gehört, die ist mit ihrem Partner in n japanisches Restaurant gegangen, und als der Inhaber fragt, ob er ihnen nich noch ne Riesenportion Muscheln spendieren soll, da sagt ihr Partner: ›Nein, danke, ich hatte schon eine.‹ Und da drückt sie ihn mit der Nase ins Kotelett! In voller Uniform! Vor allen Leuten!«

»Und dann das Make-up«, sagte Jane Wayne unbeirrt. »Sie sehn aus wie ne Nutte«, hört man doch dauernd.«

»Die Haare müssen wir uns mit ner blöden Klammer hochstecken, wie's meine Mutter in der Volksschule getan hat!« sagte Dolly.

»Gottverflucht, Cops brauchen kein Make-up und die Haare nicht bis übern Kragen zu tragen, wenn sie sexuell nicht so pervers sind wie Hans!« sagte Dildford wütend. Sein Gesicht rötete sich immer mehr, und er konnte sicher nicht mehr allzu viel vertragen.

»Mahatma Gandhi hat sich von seiner Enkelin täglich n Klistier reinschieben lassen«, verkündete Hans, der sich wieder mal mit Ludwig ein Bier teilte. »Das ist alles relativ, keiner hat je behauptet, er war pervers.«

»Wir dürfen nicht mal Shorts oder Tank-Tops tragen, wenn wir in unserer Freizeit reinkommen und unsere Gehaltsschecks abholen«, sagte Jane Wayne. »Aber unsere Herren Officers, die können anziehen, was sie wollen, verdammt. Wir haben's viel beschissener als ihr.«

»Keine Shorts, damit's nicht nuttig aussieht«, sagte Dolly. »Habt ihr ne Ahnung, wie oft ich mir das schon angehört hab? Guckt euch mal Jane an. Die pure Heuchelei, Tag für Tag. Soll sie etwa auch noch *nachts* n BH tragen?«

»Ich hab's selbst erlebt, daß Dolly sich die Lippen nachgezogen

und sich gekämmt hat, nachdem wir gerade über Funk vor nem Revolverhelden gewarnt worden waren«, sagte Dildford zu Leery. »Ist das vielleicht ne Berufsauffassung?«

»Weißt du, was der Psychiater vom Department zu mir gesagt hat, als ich diesen Job beim Police Department haben wollte?« sagte Dolly zu Hans, der ganz Ohr war, obgleich er mit einem der Groupies und mit Ludwig zugleich schmuste. »Der hat mir Fragen gestellt wie: ›Haben Sie schon mal Verkehr gehabt?‹ Ich hab ihn gefragt: ›Was heißt mal?‹ Glaubste, daß Männern solche Fragen gestellt werden?«

»Von mir wollt er wissen, ob ich jemals mit meiner Schwester schlafen wollte«, sagte Dildford zu Leery, und der antwortete: »Warum bestellst du nich n paar Drinks, damit wir darüber mal in Ruhe reden können?«

»Weißt du, was er von mir *noch* wissen wollte?« sagte Dolly. »›Haben Sie während des Geschlechtsverkehrs das Verlangen, mit Orangen zu schmeißen?‹«

»HAST DU DAS DENN, DOLLY?« schrie Hans plötzlich, wobei er sowohl das Groupie als auch Ludwig zu Tode erschreckte. »HAST DU DAS DENN?«

»›Rauchen Sie nach dem Verkehr?‹ Also, ich weiß es nich, ich hab da noch nie nachgeguckt«, sagte Leery, aber niemand lachte.

»›Haben Sie jemals Sex mit einem Tier gehabt?‹ hat er mich gefragt«, sagte Jane Wayne.

»Haste da den Schrecklichen Tschechen schon gekannt?« erkundigte sich Cecil Higgins.

»Ich möcht wetten, daß er *dich* so was nie gefragt hat, Dildford«, sagte Dolly. »Du weißt gar nicht, was Frauen mitmachen müssen, wenn sie *Cops* werden wollen. Ich bin echt sauer geworden, als er mich gefragt hat: ›Haben Sie einen starken oder einen schwachen Orgasmus?‹«

Ganz plötzlich wurde es an dem Ende der Bar, an dem Hans saß, auf eine seltsam gespannte Art ungewöhnlich still. Eins der Groupies war angezogen, als käme sie vom Basar in Istanbul. Sie trug so viele Metallarmbänder, daß sie ihren Drink kaum mit einer Hand hochheben konnte. Und nun, nachdem sie ziemlich hinüber war, ergriff sie die Partei der weiblichen Cops. Sie warf Hans, dessen Augen mit einem Mal groß und rund und angstvoll wurden,

einen feindseligen Blick zu. Er fürchtete das Schlimmste, und es traf ein.

»Ich weiß zufällig einiges über Orgasmen«, verkündete das Groupie. Es wandte sein dickes Mopsgesicht Hans zu und sagte: »Ich weiß zufällig, daß n paar von euren männlichen Cops bumsen wie ihre *Handel*!«

»Ludwig!« brüllte Hans. »Zeit, daß wir gehen! Leery, ich möcht zahlen!«

Das Groupie kam ganz schön auf Touren und sagte: »Ich weiß es zufällig *genau*, bei bestimmten männlichen Cops kommt's so schnell, daß ne Frau echt nix davon hat. Die haben da nämlich so n kleines E.P.-Problem, wenn ihr kapiert, was ich damit sagen will.«

»Was heißt das, E.P.-Problem?« fragte Leery. Für ihn war das alles lange, lange her.

Dann nannte sie die Dinge öffentlich beim Namen: »Manche Kerle sollten *zwei* Spritzlappen dabei haben, einen für ihren Hund und einen ...«

»DU GROSSMÄULIGE FOTZE!« kreischte Hans.

»Bildest du dir etwa ein, wir wären verheiratet?« sagte das Groupie entrüstet. »Wenn wir's wären, hätteste längst n Ejaculatio-praecox-Vertrag unterschreiben müssen. Und sag nie wieder Fotze zu mir, sonst laß ich mich doch eher von ner Ratte vögeln, bevor du noch mal was von meiner Möse zu sehen kriegst.«

Damit wußten es alle. Jane Wayne sah Hans voller Mitleid an. Leery schielte bloß wie gewöhnlich. Cecil Higgins dachte, was soll's eigentlich, lieber schnell spritzen als überhaupt nicht spritzen. Aber Dildford grinste bloß von einem Ohr zum anderen.

»Also, mal ganz im Ernst!« sagte Dildford. »Mach ruhig weiter, Hans, und klau nem anderen die Freundin. Kannst ja mal versuchen, wie glücklich du die dann *mit deinem E. P.-Problem* machen kannst.«

»Ich bin deine *Partnerin*, du Drecksack!« schrie Dolly Dildford an. »Ich bin *nicht* deine Freundin!«

*

Während das Groupie die Katze aus dem Sack ließ und den Hundecop total demütigte, rauchte Mario Villalobos in einer Eisdiele

in der Nähe von Farmer's Market, die die ganze Nacht geöffnet hatte, seine dritte Zigarette. Er beobachtete, wie Dagmar Duffy einen Bananasplit verdrückte und sich so zusammenzureißen versuchte, daß er endlich über russische Spione reden konnte.

»Ich bin ganz verrückt nach heißem Schokoladensirup«, sagte Dagmar Duffy, der vor Aufregung schwitzte.

Mario Villalobos räusperte sich. »Dann wisch ihn dir mal von der Nase, und dann laß uns endlich vernünftig über Missy Moonbeam reden.«

»O Gott!« sagte Dagmar Duffy und wischte sich den Sirup ab. »Ich war heute morgen ja drauf und dran, Sie anzurufen, aber dann hab ich die Nerven verloren.«

»Wieso?«

Dagmar Duffy erschauerte derart heftig, daß seine blonden Locken zu Berge standen. »Ich hatte Angst, Sie anzurufen, und ich hatte Angst, Sie *nicht* anzurufen.«

»Du weißt, wer Missy umgebracht hat. Deswegen?«

»Ich weiß, was er ist!« sagte Dagmar Duffy.

»Ach ja, die russischen Spione«, seufzte Mario Villalobos. »Willst du ne Zigarette?«

»Ich rauch nicht. Das ist ganz schlecht für den Teint. Es macht einen älter.« Dagmar Duffy zupfte nachdenklich an seiner Lockenpracht, als er das sagte.

»Wie biste eigentlich an Missy geraten?«

»Okay«, sagte Dagmar Duffy. Er stellte das leere Schüsselchen weg und leckte sich den Sirup von den Lippen, auf denen noch eine Spur von Lippengloss glänzte. »Ich hab sie kennengelernt, weil sie sich ihren Koks von Howard besorgt hat. Das ist mein ältester und bester Freund.«

»Weiter.«

»Ja. ... also, ich möcht Howard keinen Ärger machen. Er hat bloß deshalb mit Dealen angefangen, weil er sich am Tag so ungefähr tausend Linien reingezogen hat. Ich hab ihm gesagt, von den ganzen Linien kriegt er n Kopf wie n Bahnhof, n reinen Kopfbahnhof, aber er wollt ja nicht hören. Ich selber hab *nie* Drogen genommen. Ich bin jetzt neununddreißig, aber das würd mir doch keiner ansehen, oder? Ich gehör nicht zur Drogengeneration.«

»Hör bloß auf mit deiner Midlife-Crisis«, sagte Mario Villalobos. »Ich hab von meiner eigenen genug. Komm endlich auf n Punkt.«

»Wir haben uns nach und nach angefreundet, Missy und ich«, sagte Dagmar Duffy. »Ich hatte mit Howard Krach gekriegt wegen seiner Kokserei und so. Missy war ja kein dummes Mädchen. Sie las Bücher und hörte guten Rock'n'Roll. Ich hab sie wirklich gemocht. Manchmal hat sie mich besucht, wenn sie nicht anschaffen war.«

»Hatte sie n Freund?«

»N Zuhälter? Ich glaub nicht. Kann sein, daß sie manchmal Geld an irgendwelche schwarzen Typen zahlen mußte, damit sie von denen in Ruhe gelassen wurde und so. Sie war n einsames Mädchen. Ehrlich, Missy hat mich immer an meine kleine Schwester erinnert.«

»Erzähl mir mal was über die russischen Spione«, sagte Mario Villalobos.

»O Gott, vorsichtig!« zischte Dagmar Duffy, als die Kellnerin das Eiskremschüsselchen wegräumte und frischen Kaffee brachte. Als sie wieder weg war, sagte er: »Ich bums ja normalerweise nie für Geld. Die Art Mensch bin ich nicht.«

»Klar«, seufzte Mario Villalobos.

»Aber dies eine Mal hatte mir Missy erzählt, sie hätte da n speziellen Kunden. N ganz speziellen. Sie hat gesagt, der Freier war unheimlich wichtig, und sie könnt mir von dem, was sie kriegt, hundert Dollar abgeben.«

»Schön, und was solltet ihr diesem speziellen Freier dafür bieten?«

»Er wollt mit zwei Leuten bumsen, Mann und Frau. Das war alles, was sie mir gesagt hatte. Normalerweise war das nicht ihre Art, weil sie mir für gewöhnlich alles erzählt hat, wir waren wirklich dicke Freunde. Zuerst hab ich nein gesagt, und da kam sie damit: ›Ich kann dir auch mehr Geld geben.‹ Dann hab ich sie gefragt, warum das denn so wichtig war, und sie hat bloß gesagt, das war nun mal wichtig, und sie hat mich echt angefleht. Am Ende hab ich's dann eben gemacht für die hundert Dollar.«

»Du und Missy, ihr habt also n Doppel gemacht?«

Dagmar Duffy räusperte sich geniert.

»Wo? Wann?«

»Ungefähr Mitte April. An nem Samstagabend. Wir waren in

nem Hotel in der Innenstadt von Los Angeles. Dieser Riesenglaskasten, der von innen aussieht wie n Spielautomat. So ne Art Musikbox.«

»Kenn ich«, nickte Mario Villalobos.

»Da waren jede Menge Ausländer. Die ganze Lobby voll. Er war auch Ausländer.«

»Und wer hatte das vermittelt, den Kontakt zu diesem Ausländer?«

»Weiß ich nicht. Missy hatte irgend nen Freund, der das für den Mann arrangiert hat. Sie selber hatte diesen Ausländer auch nicht gekannt, bevor wir ihn dann in der Lobby getroffen haben. Er saß da in der Nähe von diesen gläsernen Fahrstühlen. Missy hat gesagt, er war ungefähr fünfzig und groß und blond und würd n blauen Anzug und n braunen Hut mit ner Feder tragen.

Sie hat ihn angelächelt, und er hat zurückgelächelt, und ich hab ihn angelächelt, und er hat zurückgelächelt. Er hat uns zu nem Drink in der Bar eingeladen, und wir haben uns noch n bißchen geziert. Der war unheimlich naiv. Wir haben uns dann geeinigt, daß er jedem von uns zwanzig Dollar zahlt. Der war so hinterm Mond, daß er tatsächlich geglaubt hat, er könnt uns echt beide zusammen für vierzig Dollar abschleppen. Natürlich hat da n *anderer* den Preis gemacht und die *echten* Kosten bezahlt.«

»Wie hat er sich vorgestellt?«

»Mit Edwin. Wir haben bloß ein einziges Glas getrunken und sind dann gleich auf sein Zimmer gegangen und haben die Nummer durchgezogen.«

»Hat er englisch gesprochen?«

»Doch, ja, aber mit Akzent.«

»Aus welchem Land kam er?«

»Meiner Meinung nach war er Holländer. Er hatte blaue Augen und ne helle Haut. Er war ganz nett, aber ich steh nicht auf so was, solche Nummern für Geld machen. Ich bin keine Hure. Wenn ich den richtigen Job hab, kann ich ne *phantastische* Haushälterin sein. Wenn Ihnen mal einer übern Weg läuft, der ne männliche Stütze *und* Putze braucht, müssen Sie mich anrufen.«

»Ich fühl mich eigentlich sauwohl in meinem Dreck und in meiner ganzen Unordnung«, sagte der Detective. »Hat Missy dir vor dem Treff noch irgendwas an speziellen Instruktionen ge-

geben?«

»Nu ja, der Sex war normal. Ich mein, das, was wir machen sollten, war normal, Sie verstehn ja, was ich meine, aber da war außerdem noch ne ganz beschissene Sache. Ich find's jetzt noch beschissen, wenn ich drüber nachdenk. Wir waren mit ihm nicht allein, echt nicht.«

»Wie meinst du das?«

»Ich bin nicht blöd. Ich mein, ich bin nicht schlau, aber ich bin nicht blöd. Ich könnt ja immer sehen, was Missy da so alles machte. Die Art, wie sie sich im Bett rumdrehte. Die Art, wie sie *ihn* dazu brachte, daß er sich rumdrehte, als wir im Bett waren. Die Art, wie sie über manche Dinge geredet und ihn zum Reden gebracht hat.«

»Und warum hat sie's gemacht?«

»Wir sind gefilmt worden! Oder mindestens haben wir für Standfotos posiert. Vielleicht haben sie uns auch auf Tonband aufgenommen. Irgendwas. Irgendwer ist da noch gewesen. Vielleicht im Schrank, ich weiß nicht. Vielleicht im Nebenzimmer, vielleicht haben sie ja Fotos durch die Wand geschossen. Ich hab keine Ahnung, wie so was gemacht wird. Aber ich weiß, irgendwer hat uns belauert.«

»Hat der Freier was gemerkt?«

»Der war wirklich total hinterm Mond«, sagte Dagmar Duffy und schüttelte den Kopf. »Der war besoffen und bloß an seiner Nummer interessiert. Wir haben ihn allerdings auch ziemlich verrückt gemacht, Missy und ich.« Es sah aus, als wollte Dagmar Duffy eine Verbeugung machen. »Als es vorbei war, hat er sich bedankt und jedem von uns zehn Dollar Trinkgeld gegeben. Besoffen oder nicht, er war n Gentleman.«

»Das war also vor nem Monat. Hast du Missy danach noch gesehen?«

»N paarmal.«

»Hat sie noch mal über die Sache geredet?«

»Wie man's nimmt. Ich meine, sie hat mir gesagt, wie toll sie das fände, daß ich ihr geholfen hätte. Und daß sie's sehr bald wiedergutmachen würde bei mir, und daß sie außerdem sowieso sehr bald aufhören würde mit dem Anschaffen. Arme Missy, dabei hat sie gekokst wie ne Wahnsinnige, für hundertfünfzig pro Gramm. Ich

hab gewußt, daß sie nie loskommen würde vom Strich. Nie. Trotzdem, ich hab ja auch gewußt, was sie damit gemeint hatte.«

»Erpressung?«

»Was *sonst*? Mir wird jetzt noch ganz schlecht. Er war doch so n netter Mann.«

»Aha. Aber dann wollen wir endlich mal auf die russischen Spione zurückkommen«, sagte Mario Villalobos.

»O Gott!« sagte Dagmar Duffy. »Na schön, die Woche bevor sie vom Dach gefallen ist, hab ich sie n paarmal getroffen. Einmal in ihrem Apartment. Sie las Magazine und war echt aufgeregt. Eins davon war *Time* oder *Newsweek*, aber aus m Jahr davor. Da war n Bild aufgeschlagen von dem russischen U-Boot, das die Schweden erwischt hatten. Dann hab ich mir die andere Zeitschrift angeguckt, die könnt ich nicht lesen. Da waren Bilder drin von Wissenschaftlern in weißen Kitteln, die Experimente machten oder so was. Ich zu ihr: ›Was liest du denn da?‹ Sie zu mir, und ich denk, ich hör nicht recht: ›Dagmar, glaubste mir endlich, daß ich ne Menge Geld krieg und nicht mehr anschaffen muß?‹ Ich zu ihr: ›Klar, und ich werd normal und fang an, Kellnerinnen umzulegen.‹ Sie zu mir: ›Echt, das stimmt. Die *Russen* helfen mir.‹ Dann kommt sie mir auch noch damit von wegen: ›Mein Freund ist ein russischer Agent.‹ Dann zieht sie sich ne Linie Koks oder zwei rein und fängt an zu lachen wie ne Wahnsinnige und sagt, daß sie jetzt überhaupt nix mehr sagen will.«

»Das ist alles?«

»Begreifen Sie denn nicht? Dieser Typ, mit dem wir diese Nummer gemacht haben. Zuerst hab ich ja gedacht, der war Holländer, aber ich wette, der war *Russe*! Vielleicht war er n berühmter russischer Wissenschaftler, und der KGB hing in der Sache drin!«

»KGB.«

»Klar! Und der KGB hat Fotos von uns gemacht, und inzwischen sind sie dabei, ihm ein für allemal klarzumachen, daß er linientreu bleiben muß.«

»Linientreu.«

»Ja! Und außerdem hat der KGB beschlossen, Missy zu liquidieren!«

»Warum?«

»Weil Missy sich mit den Russen in Verbindung gesetzt und gedroht hat, alles zu verraten!«

»Das klingt alles ziemlich unwahrscheinlich, Dagmar.«

»Also gut, ganz durchschau ich das auch noch nicht«, sagte Dagmar Duffy. »Aber jedenfalls bin ich der nächste! Ich war schließlich auch in dem Zimmer!«

Es fiel Mario Villalobos ziemlich schwer, nicht zu seufzen und die Augen zu verdrehen. Aber es fiel ihm leicht, sich mal ehrlich zu fragen, was, zum Kuckuck, er hier eigentlich noch wollte. Die Russen? War das nicht tatsächlich bloß Tuntenkram und Kaviar?

»Dagmar, hat Missy dir gegenüber mal n Freund in Pasadena erwähnt? N älterer Kerl, Lester? N Privatdetektiv?«

»Doch, so n alten Knaben in Pasadena kannte sie, fällt mir ein. Ich weiß nicht, wie er heißt, aber er hat an demselben Tag angerufen, an dem sie sich die Fotos von den Russen angeguckt hat. Sie hat nie gesagt, wer das war, aber nachdem sie eingehängt hatte, kam sie damit raus. ›Das war n Freund von mir aus Pasadena.‹ Ich frag sie noch aus Blödsinn: ›Das Beste behältst du wohl für dich, oder?‹ Dann sie wieder: ›Der steht nur auf Mädchen. Und außerdem ist der zu *alt*, der reizt dich überhaupt nicht mehr.‹ N alter Knabe aus Pasadena! Hängt der da mit drin?«

»Nein, er ist tot«, sagte Mario Villalobos.

»Tot? Haben sie den auch erledigt? O Gott!«

»War n Herzanfall«, sagte Mario Villalobos. »Versuch mal, ganz ruhig zu bleiben, Dagmar, und dich zu erinnern, ob du bei Missy damals ne geklaute oder geliehene Kreditkarte gesehen hast, die nem Mann namens Lester gehörte.«

»Nein«, sagte er. »Keine Kreditkarte. Ich mein ...«

»Polizei, Dagmar!« sagte Mario Villalobos und rollte ganz komisch mit den Augen.

Dagmar Duffy sagte: »Also, okay, sie war nicht nur ne Nutte, sondern auch n Koks Freak. Manchmal hat sie ihren Freiern beim Ficken die Brieftasche geklaut. Darüber hat sie auch offen geredet, wie riskant das manchmal war, aber sie war dabei wie im Rausch, und sie mußte das einfach tun. N Gefühl wie beim Koksen, hat sie gesagt. Laß dich ficken und klau dem Typ dabei seine Brieftasche und verdufte aus dem Motel. Verrücktes Mädchen.«

»Und was war mit der Kreditkarte?«

»Manchmal hat sie mich ganz groß zum Dinner ausgeführt. Da hatten wir uns dann groß aufgetakelt, und sie hat ... Sagense mal, Ärger kann ich deswegen ja wohl nicht kriegen, oder?«

»Mich interessieren echt nur Mordfälle.«

»Manchmal hatte sie tatsächlich ne heiße Kreditkarte dabei, und damit hat sie dann unser Essen bezahlt. Sie sah wie ne Lady aus, wenn sie richtig aufgetakelt war. Sie konnte die Leute dußlig reden. War die Karte von ihrem Mann, hat sie immer gesagt. Wir haben es n paarmal gemacht, ging ganz ohne Probleme.«

Mario Villalobos nahm Lester Beemers Kreditkarte aus der Tasche. »Hast du diese Karte mal gesehen?«

»American Express? Sehen die nicht alle gleich aus? Dein ständiger Begleiter, geh nie ohne ihn aus. Ich hab mir die Namen auf den Karten nie angeguckt. Einmal wären wir beinahe erwischt worden mit so ner American-Express-Karte. Da hat's nicht funktioniert.«

»Was heißt das, hat nicht funktioniert?«

»Das war n paar Tage vor ihrem Tod. Wir waren in nem sehr netten Restaurant am La Cienega. Haben für ungefähr hundert Dollar gegessen, und dann hat sie dem Kellner ne American-Express-Karte gegeben, und ganz schnell war der wieder da und macht sie an: ›Mit der Karte stimmt was nicht. Bitte, der Geschäftsführer möchte Sie sprechen.««

»Was ist dann passiert?«

»Sie war sehr beleidigt und riß ihm die Karte aus der Hand und zog n Hunderter und dann noch zehn Dollar aus der Tasche und warf sie ihm hin und sagte, wir würden nie wiederkommen. Der hat sich dann bei *uns* entschuldigt, die ganze Zeit, bis wir draußen waren. Sie war herrlich!«

»Und das kann vielleicht *diese* Karte gewesen sein?«

»Kann sein«, sagte er achselzuckend. »Jedenfalls dieselbe Sorte Karte. Sie hat gesagt, sie benutzt sie immer nur n paar Tage, nachdem sie sie geklaut hat. Hat sich überlegt, daß die Freier normalerweise n paar Tage brauchen, bis ihnen wegen der verschwundenen Brieftasche ne gute Ausrede für ihre Frau eingefallen ist. Sie war n intelligentes Kind. Vielleicht sogar *zu* intelligent. Hatte sie diese Karte noch bei sich, als sie gestorben ist?«

»Nein, als sie gestorben ist, nicht«, sagte Mario Villalobos. »Im Moment brauch ich nur noch deine Adresse und deine Telefonnummer

mer. Ich muß mir das alles mal in Ruhe überlegen und noch n paar Sachen abchecken.«

»Kann ich Polizeischutz kriegen? Sie wissen doch, wegen der Russen. Sind Sie sicher, daß der alte Knabe in Pasadena nicht ermordet worden ist? Die können das ja so deichseln, daß es aussieht wie n Unfall!«

»War ne Herzattacke.«

»Ist er am selben Tag gestorben wie Missy?«

»Nein, er ist am Ersten Mai gestorben.«

»AM ERSTEN MAI!« kreischte Dagmar Duffy derart laut, daß Mario Villalobos, die Kellnerin, die sofort ihren Kaffee verschüttete, und die einzige Besucherin der Eisdiele außer ihnen, eine alte Frau, erschrocken zusammenzuckten. Die alte Frau sagte: »Halt die Luft an, du kleiner Schreihals!«

»Warum *schreist* du denn mit einem Mal so?« fragte der Detective.

»Am Ersten Mai! Da ist Maifeiertag in Moskau! Eine ideale Zeit für die Russen, ihre Feinde umzubringen!«

Diesmal *mußte* Mario Villalobos einfach verzweifelt die Augen rollen. Tuntenkram und Kaviar.



Der letzte Stammgast, der das Haus des Jammers verließ, war Jane Wayne. Ein paar fremde Cops waren noch da, als sie ging. Drei Zivilisten waren kurz vorher reingekommen und redeten mit Leery pausenlos über Baseball. Jane Wayne fragte sich immer noch, warum, zum Henker, der Schreckliche Tscheche nicht aufgekreuzt war. Alles in allem hatte dieser Abend mindestens ebensoviel Frohsinn verbreitet wie ein Film von Ingmar Bergman.

Während Dagmar Duffy sich mit seinen russischen Spionen selbst die Hölle heiß machte und Jane Wayne sich nach ihrem liebsten Sexobjekt sehnte, entdeckte eine aufgeregte laotische Frau auf dem Flur eines örtlichen Krankenhauses einen riesigen Menschen mit ungewöhnlich mächtigen Augenbrauen. Sie erholte sich gerade von einer Knochentransplantation, und man hatte ihr von vornherein geraten, so viel wie möglich herumzuhinken,

sobald ihr Zustand es erlaubte. Sie hatte bis dahin mehrere asiatische Besucher auf der Station gesehen, aber deren Sprache nicht verstanden. Zwei von ihnen waren Erwachsene in mittleren Jahren, und die anderen waren hübsche junge Mädchen, die ununterbrochen vor sich hin geschluchzt hatten.

Die laotische Frau war allenfalls ein Drittel so groß wie dieser Riesenmensch, der inzwischen schon einige Zeit verlegen auf dem Flur herumgestanden hatte. Nachdem alle asiatischen Besucher die Station verlassen hatten, ging der Riese, der die größten Joggingschuhe trug, die die Frau je gesehen hatte, sehr leise und auf Zehenspitzen in das Krankenzimmer, aus dem die anderen Leute gekommen waren. Der Patient, der in diesem Zimmer lag, sah aus wie ein Kind, das man schrecklich zusammengeschlagen hatte. Wie er da in den weißen Laken in diesem großen Bett lag, wirkte er sehr klein. Und er mußte wirklich *fürchterlich* zusammengeschlagen worden sein. Überall hingen Schläuche, mit denen er an Maschinen angeschlossen worden war, und einer der Schläuche kam aus einer dicken Schicht von Bandagen, die sein zerschlagenes Gesicht vollständig verhüllten.

Der Riesenmensch stand unbeholfen neben dem Bett und beobachtete den Patienten. Der Patient atmete erschreckend flach und war weder wach geworden, noch hatte er sich bewegt oder auch nur die Augen aufgemacht, seit die laotische Frau ihn zum ersten Mal gesehen hatte.

Der Riese flüsterte dem so schlimm zusammengeschlagenen Patienten irgendwas zu.

»Magilla?« sagte er.

Die laotische Frau mußte sich über den Riesenmenschen doch sehr wundern. Er stand fast eine ganze Stunde neben dem bewußtlosen Patienten. Er war auch noch da, als die Frau am Ende sehr müde wurde und zu ihrem Zimmer zurückschlurfen mußte. Aber regelmäßig alle fünf Minuten oder so konnte sie ihn auch dann noch hören.

»Magilla?« sagte der Riese.

10. KAPITEL

Die Madonna der Farbigen

Mario Villalobos wurde um sechs Uhr früh vom Telefon geweckt. Daran waren Detectives längst gewöhnt, wenn sie bei der Mordkommission arbeiteten. Gerade deshalb zogen es die meisten Detectives vor, Einbrüche oder Raubüberfälle oder Autodiebstähle zu bearbeiten, Sachen, die man selten für wichtig genug hielt, um deswegen gleich einen Detective aus dem Bett zu holen. Für ihn aber war eine Mordermittlung das einzige auf der ganzen Welt, das seine paar noch funktionierenden Nervenzellen gelegentlich stimulierte. Sie gehörte zu den ganz wenigen Dingen, die ihm im Leben noch geblieben waren, an denen er wenigstens noch ein bißchen Spaß hatte. Das und ein gelegentliches Baseballspiel oder Popmusik aus den Vierzigern und Fünfzigern, die ihn seit einiger Zeit allerdings auch schon wieder depressiv stimmte, weil sie ihn an seine hoffnungsvolle Jugend erinnerte.

Er fühlte sich in diesen Tagen immer gleich, ganz egal, ob er sehr viel oder sehr wenig Schlaf gehabt hatte: total erschöpft. Er hatte diese Symptome auch schon bei anderen Cops beobachtet. Er wußte also, daß er in einer ziemlichen Krise steckte.

Der Detective ließ das Telefon siebenmal klingeln, was er immer tat, wenn er durch Neuigkeiten über Schießereien, Messerstechereien, Würgereien oder Verstümmelungen noch hundemüde aus einem tiefen oder unruhigen Schlaf gerissen wurde. Bei siebenmaligem Läuten hatte er gerade genügend Zeit, halbwegs munter zu werden.

Eine bekannte Stimme dröhnte ihm ins Ohr: »Sergeant Villalobos!«

»Jesus Christus, Dagmar!« stöhnte Mario Villalobos und riß den Telefonhörer vom Ohr weg.

»Sergeant!« schrie Dagmar Duffy. »Ich komm eben nach Hause und stell fest, daß Sie nicht der einzige gewesen sind, der nach mir gesucht hat! Letzte Nacht hat n Kerl mit Brille und schwarzen

Haaren und nem Schnurrbart im Adonis Club nach mir gefragt.«

Da öffnete Mario Villalobos seine Augen ganz. »Also schön, was ist los?«

»Der verdammte Idiot von Barkeeper, dieser ekelhafte Samson, mit dem ich früher mal was hatte, der hat ihm verpiffen, wo ich wohne.«

»Wo bist du jetzt?«

»Zu Hause. Ich könnt nicht bei Howard schlafen, deshalb bin ich nach Hause gegangen. Und stell fest, jemand ist in mein Apartment eingebrochen!«

»Ich bin gleich da«, sagte Mario Villalobos. »Sagen wir, in ner halben Stunde.«

»Ich hab meine Tür jetzt verrammelt! Falls da noch einer versucht reinzukommen, werd ich so laut schreien, daß sie mich noch in Malibu hören können. Der Kerl hatte so n ganz dicken Schnurrbart, hab ich gehört. Genau wie Josef Stalin!«

Dagmar Duffy wohnte in der Nähe von Santa Monica und Normandie, nicht weit vom Wonderland-Hotel. Er hatte einen hübschen Ausblick auf einen Krawattenladen und einen Charlie-Chicken-Imbiß. Mario Villalobos mußte praktisch erst einen Vortrag halten, um reinzukommen. »Dagmar, ich bin's, Mario Villalobos«, sagte er zum dritten Mal. »Mach die verdammte Tür auf!«

Schließlich wurde die Tür ruckartig aufgemacht, und Dagmar Duffy sagte: »Ich werd allmählich wahnsinnig. Ich hab doch tatsächlich überlegt, ob die Russen nicht über Sie Bescheid wissen und Ihre Stimme nachmachen.«

Gerade jetzt ging die Sonne auf, aber es schien wieder mal ein bewölkter Tag zu werden. Mario Villalobos war noch nicht rasiert, hatte seinen Schlips in die Tasche seiner Anzugjacke gesteckt und sah fast genauso verbiestert aus wie Dagmar Duffy. Der Detective betrat das Apartment und spähte vorsichtig aus dem Fenster drei Stockwerke tief nach unten. Er untersuchte das unbeschädigte Türschloß und den intakten Türrahmen. Er konnte keine Spuren eines gewaltsamen Eindringens entdecken.

»Ich schließ meine Tür nie ab«, sagte Dagmar Duffy eingeschüchtert. »Klar, das ist verrückt, aber ich hab da n alten Freund,

Arnold. Der überrascht mich so gern und liegt dann im Bett, wenn ich komm.«

»Ja, gut und schön, aber wie kommst du denn dann auf die Idee, daß die Russen hier waren?«

»Weil meine Sachen durchsucht worden sind!«

»Deswegen schreist du nach der Polizei, Dagmar«, seufzte Mario Villalobos aus Herzensgrund und rollte die Augen verzweifelt zur Decke. »*Deswegen* reißt du mich aus meinen geilen Träumen? Woher weißt du eigentlich, daß nicht Arnold oder Howard oder Manny oder Moe und Jack hiergewesen sind? Herr des Himmels, du hast doch mehr Lustknaben an der Hand als Linda Lovelace.«

»Ich weiß, daß es keiner von meinen Freunden gewesen ist. Wenn die dagewesen sind, hinterlassen sie regelmäßig ne Riesenschweinerei. Das ist die reinste Saubande außer Howard, und mit dem war ich die ganze Zeit zusammen. Sehen Sie hier, irgendeiner hat sämtliche Schubladen aufgemacht und meine Sachen durchsucht!«

Mario Villalobos ging zu der Kommode mit Mahagonifurnier, die das kleine, sauber aufgeräumte Einzimmerapartment zierte. Er sah, daß in der Schublade ungefähr zehn Bikinislips lagen, penibel genau zusammengefaltet. »Für mich sieht das alles ganz normal aus.«

»Nee, nee!« schrie Dagmar Duffy. »Bei mir sind die Äpfel immer links und die Birnen rechts. Da hat alles genau seinen Platz. Irgend jemand hat die Sachen hochgehoben und nachgesehen, ob was drunterliegt!«

»Deswegen schreist du nach der Polizei, Dagmar«, sagte Mario Villalobos. »Dabei werden in meinem Alter *geile* Träume immer seltener.«

»Ich werd Ihnen noch was zeigen«, sagte Dagmar Duffy. »Sehen Sie mal hier!« Und er öffnete seinen Einbauschränk mit zwei Reihen Kleiderstangen, an denen mehrere Shorts und Jeans in Knabengröße, T-Shirts und zwei Clubjackets in Rosa und Kobaltblau hingen.

»Für mich sieht das alles ganz normal aus«, seufzte Mario Villalobos.

»Die *Taschen* von zwei Jeans sind nach außen gezogen. Ich würd meine Jeans *nie* so aufhängen!«

»Woher weißt du, daß Arnold nicht ...«

»Deswegen weiß ich's!«

Dagmar Duffy nahm eins der Jacketts vom Bügel. Es war das kobaltblaue, das zur Farbe seiner Augen paßte. In der Tasche steckte eine Rolle Geldscheine. »Mein Geld ist komplett da. Alle meine Freunde wissen, wo ich es aufbewahre. Ich sag ihnen von vornherein, wo es ist, damit sie nicht mein ganzes Apartment auf den Kopf stellen müssen, falls sie Geld brauchen. Ich bin überzeugt, daß da jemand ganz was anderes gesucht hat: Filme, Tonbänder, Papiere. Hier ist doch alles unheimlich sorgfältig durchsucht worden. Genau die Art, wie die Russen das machen!«

Mario Villalobos räumte insgeheim die wenn auch noch so entlegene Möglichkeit ein, Dagmar Duffy könne recht haben, wenn er an einen ungebetenen Eindringling glaubte. Aber es konnte schließlich auch ein normaler Einbrecher hiergewesen sein, der die blaue Jacke einfach übersehen hatte. Und es konnte reiner Zufall gewesen sein, daß zur selben Zeit von einem schwarzhaarigen Mann mit einem Schnurrbart die Rede war. Unter Umständen.

»Okay, okay«, sagte Mario Villalobos. »Ich schick nachher einen Spurensicherer rüber, der nach Fingerabdrücken sucht. Faß also nichts an.«

»Ich bleib auf keinen Fall allein hier!«

»Sieh mal, ich geb zu, daß da irgendwas dran sein *könnte*, aber ich glaub, daß du absolut sicher bist.«

»Ich verlang Polizeischutz. Ich bin schließlich Steuerzahler. Ich mein, ich *war* mal Steuerzahler.«

»Also, meiner Wirtin könnt ich deine Anwesenheit nicht erklären, Dagmar.«

»Jedenfalls hier bleib ich *nicht*. Dann zieh ich zu Howard.«

»Okay, du bleibst bloß so lange hier, bis diese Fingerabdrücke ...«

»Ich bleib nicht *eine* Minute hier allein. Warum kann ich nicht mitkommen, wenn Sie gehen? Ich kann ja wieder mit herkommen, wenn die Kerle wegen der Fingerabdrücke kommen, und dann nehm ich auch meine Klamotten mit.«

»Okay«, seufzte der Detective. »Dann komm mit auf die Station. Wir rufen an wegen der Fingerabdrücke, und dann kommen

wir hierhin zurück, und ich paß auf dich auf, wenn du deinen Kram zusammenpackst. Aber bei deinem Verschleiß an Verehrern glaub ich wirklich nicht, daß wir irgendwelche verdächtigen Abdrücke finden, die uns weiterhelfen.«

Der Detective Lieutenant auf der Rampart Station, der gerade Kaffee trank und sich Gedanken darüber machte, ob die Dodgers jemals wieder aus ihrer Krise herauskommen würden, sah Mario Villalobos mit unverhüllter Neugier an, als der in den Squadroom kam und einen Mann mit goldener Dauerwelle und gezupften Augenbrauen dabei hatte, der Jeans in Knabengröße und ein T-Shirt des Christlichen Vereins Junger Männer, Ortsgruppe Hollywood, trug.

»Wie ich sehe, war das kein Witz mit deinem Zug durch die Gemeinde Hollywood«, sagte er zu Mario Villalobos. »Wann ist denn Hochzeit?«

»Das ist bloß ein Zeuge«, sagte Mario Villalobos und ließ sich erschöpft in einen Stuhl fallen. »Dieser Mordfall Missy Moonbeam läuft uns aus dem Ruder. Ich muß da unbedingt noch n paar Tage dranbleiben. Was hältst du davon, wenn Chip und Melody mir den übrigen Kram vom Hals halten?«

»Du hast gut reden«, sagte der Lieutenant. »Den ganzen Tag paß ich auf, daß die sich nicht pausenlos befummeln. Ich kann dir sagen, ne kalte Dusche würd denen unheimlich guttun. Ich war nicht mal überrascht, wenn Melodys Ehemann eines Nachts *zufällig* umgelegt wird, weil sie ihn mit nem Einbrecher *verwechselt* hat.«

»Setz dich erst mal da drüben an den Tisch, Dagmar«, sagte Mario Villalobos. »Ich ruf mal schnell bei der Spurensicherung an.«

An einem der langen Tische saß ein stämmiger Mann mit langen Koteletten und einem Machoschnurrbart. Er trug ein Sportsakko aus verwaschen orangefarbenem Stoff mit roten und braunen Karos, einen knallblau bedruckten Schlips und eine knitterfreie braune Hose, die von einem breiten Gürtel mit einer Cowboyschnalle gehalten wurde. Alles in allem, er sah genauso aus wie das, was er war: Detective der Abteilung Einbruch. Der Detective der Abteilung Einbruch kriegte Stielaugen, als er plötzlich das T-Shirt des Christlichen Vereins Junger Männer,

Ortsgruppe Hollywood, sah.

Dagmar Duffy klapperte schüchtern mit den Wimpern, zeigte die leeren Handflächen vor und sagte: »Hi. Glauben Sie, ich war Ihretwegen hier? Ich arbeite an nem Mordfall!«

*

Als der Schreckliche Tscheche und Cecil Higgins auf den Polizeiparkplatz kamen, entdeckten sie, daß hinter den Funkwagen der K-9-Cop herumstrich. Cecil Higgins hatte dem Schrecklichen Tschechen bereits lang und breit erzählt, welche sexuellen Probleme der arme Hans hatte. Der K-9-Cop sah aus, als ob er nicht eine Sekunde geschlafen hätte. Er war nervlich nur noch ein Wrack.

»Falls du kein Hundecop mehr sein willst, kannst du gern hier auf der Rampart Station anfangen«, sagte Cecil Higgins, der so leise hinter Hans getreten war, daß der ihn gar nicht bemerkt hatte und zu Tode erschrak.

»Ich wart bloß auf Dolly«, sagte Hans unglücklich.

»Haste irgendwas vor?« fragte Cecil Higgins, obgleich er sehr genau wußte, was Hans vorhatte.

»Ich muß mal was klarstellen«, sagte Hans. »Ich hoff doch stark, daß du das nicht glaubst, was dieses verlogene Miststück letzte Nacht über mich erzählt hat.«

»Ich halt mich da raus«, sagte Cecil Higgins.

»Ich hab nie im Leben Sexprobleme gehabt. Du hast ihr doch wohl wirklich nicht geglaubt, oder?« fragte Hans und wurde dabei ganz blaß um den Mund.

»Ich halt mich da raus«, sagte Cecil Higgins.

»Ich bin sicher, Dolly würd so was Idiotisches nie glauben«, sagte Hans.

»Kommste nich zu Leery heute abend? Da kannst Dolly ganz bestimmt treffen.«

Der magere K-9-Cop zuckte mit den Schultern, merkte selber, daß sein lockeres Grinsen wie ein Luftballon zerplatzte, schwor sich, daß er zeitlebens nie wieder in diese elende, verdammte Kneipe gehen würde, und wünschte sich sehnlichst, daß ein Polizeihubschrauber auf die Rampart Station stürzen und jeden er-

schlagen würde, der gestern abend dabei gewesen war, als dieses ekelhafte Luder, das er am liebsten *ermorden* würde, vor allen Leuten die Sache mit der Ejaculatio-praecox-Eigenart zum besten gab, die er von Ludwig übernommen hätte. Und die er mit dem Psychologen des Departments noch heute nachmittag durchsprechen wollte. Wenn es jemals einen triftigen Grund für eine vorzeitige Pensionierung gegeben hatte, dann war es dies, dachte Hans trübselig. Er hatte sich sein Problem bestimmt während seiner Arbeit als Polizist zugezogen.

Aber wie das Leben so spielt, war Hans gar nicht mehr in der Lage, sich aus eigener Kraft der Gesellschaft jener armen Hunde aus dem Haus des Jammers zu entziehen. Der K-9-Cop war auf dem allerbesten Wege, direkt in den Mittelpunkt einer Mordermittlung zu geraten. Dafür war wieder mal eine ebenso winzige wie wunderliche Laune des Schicksals verantwortlich. Etwas, das fast so unbedeutend war wie ein Eßstäbchen an einem Schuh.

*

»So was hat mir gerade noch gefehlt«, sagte Mario Villalobos. »Eine Reifenpanne.«

Er stand mit Dagmar Duffy neben seinem Dienstwagen, und er wollte gerade losfahren, um den Fingerabdruckspezialisten zu treffen, der in zehn Minuten vor Dagmar Duffys Apartmenthaus sein wollte. Dann entdeckte er ein paar von seinen Leidensgenossen aus dem Haus des Jammers.

Der Schreckliche Tscheche wollte gerade in sein Auto steigen und zum Streifendienst in sein Revier fahren, als Mario Villalobos ihm zurief: »He, Tscheche, tust du mir n Gefallen? Kannst du diesen Jungen mal eben rüberfahren nach Santa Monica und Normandie? Einer von der Spurensicherung ist schon auf dem Weg dahin und muß da Fingerabdrücke suchen, und ich muß erst noch meinen Reifen wechseln lassen.«

Mißtrauisch starrte der Schreckliche Tscheche auf Dagmar Duffy, der ihn vor Freude darüber, daß er immer mehr im Mittelpunkt stand, anstrahlte und von dem phantastischen Nervenkitzel, möglicherweise ein Mordzeuge zu sein, regelrecht berauscht war.

»Was bin ich denn?« murrte der Schreckliche Tscheche. »Bin

ich n Taxi?«

»Ich komm in zehn Minuten nach. Soll ich dir etwa noch die Füße küssen?«

»Also gut, scheiß drauf«, knurrte der Schreckliche Tscheche. »Komm, Cecil, wir sollen diese kleine ... *Person* um die Ecke bringen.«

Während die Streifencops sich der kleinen Person annahmen, sah sich Mario Villalobos nach einem Garagenmann um, der seinen Reifen wechseln konnte. Aber der Garagenmann brachte gerade einen Wagen zum Parker Center. Ein anderer fehlte wegen Krankheit. Der dritte, der noch drei Streifenwagen möglichst gleichzeitig auftanken sollte, riet dem Detective, doch mal zu *überlegen*, ob's nicht besser wäre, den Reifen selber zu wechseln, wenn's so dringend wäre.

Als Mario Villalobos erschöpft und mürrisch zu seinem Wagen zurückschlich, sah er, daß Hans und Ludwig gerade vom Parkplatz fahren wollten. »Hans!« brüllte Mario Villalobos. »Kannst du mich nicht mal schnell nach Santa Monica und Normandie bringen?«

Mittlerweile konnte der Schreckliche Tscheche die kleine Person auf dem Rücksitz seines Streifenwagens beim besten Willen nicht mehr loswerden.

»Was soll das heißen, du steigst nicht aus!« brüllte der Schreckliche Tscheche, nachdem er sich auf dem Fahrersitz umgedreht hatte und Dagmar Duffy aus seinen verrückten grauen Augen anstarrte.

»Ich darf nicht allein sein!« schrie Dagmar Duffy. Gleich darauf fügte er hinzu: »Ich bin doch möglicherweise ein Mordopfer.«

»Du bist *hundertprozentig* n verdammtes Mordopfer, wenn du nicht sofort aus diesem Auto verduftest!« sagte der Schreckliche Tscheche, während Cecil Higgins seinen kahlen Kopf gegen den Türrahmen lehnte und versuchte, allem Zorn und allem Lärm ein Ende zu machen.

»Tscheche, du bist gestern schließlich nicht bei Leery gewesen«, sagte Cecil Higgins. »Aber nimm n bißchen Rücksicht auf meinen Kopf und schrei nicht so.«

»Warum können Sie denn nicht warten, bis Sergeant Villalobos hier ist?« schrie Dagmar Duffy.

»Er hat kein Wort gesagt, daß ich hier Babysitter spielen soll«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Außerdem, wo *ist* er überhaupt, zum Teufel?«

»Er wird sicher in wenigen Minuten hier sein«, sagte Dagmar Duffy. »Ich kann nicht allein in dieses Haus gehen. Vielleicht ist da ein *Mann*, der schon auf mich wartet!«

Der Schreckliche Tscheche besah sich die blonden Dauerwellen und die gezupften Augenbrauen und das T-Shirt des Christlichen Vereins Junger Männer, Ortsgruppe Hollywood, und sagte: »Klar, n Einarmiger Bandit. Auf deinen *Arsch* ist der aber bestimmt nicht scharf. Los, raus aus dem Wagen, Junior.«

Gott sei Dank wurde Dagmar Duffy dann durch die Ankunft des K-9-2-Teams gerettet, das den frustrierten Detective zum Apartmenthaus gebracht hatte.

»Ist der Spurensicherer schon gekommen?« fragte Mario Villalobos den Schrecklichen Tschechen, als er aus dem K-9-Auto stieg.

»Hey, Mario, dieser Kerl will mich heiraten oder so was«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich kann ihn nicht wieder loswerden.«

Hans, der sich immer noch überlegte, ob er nicht doch einen Schierlingsbecher leeren sollte, hüpfte aus seinem Auto, während Ludwig ein ebenso friedvolles Nickerchen wie inzwischen auch Cecil Higgins machte, und sagte mit einem ziemlich gekünstelten Lächeln: »Tscheche, ich geh davon aus, daß du diese *Lügenmärchen*, die dieses Miststück gestern abend bei Leery über mich verbreitet hat, inzwischen auch gehört hast. N dicker Hund, nicht?«

»Jungs, ihr könnt schon mal abhauen«, sagte Mario Villalobos. »Ich fahr nachher mit dem Spurensicherer zurück, wenn der jemals kommt.«

Und dann geschah es, während Mario Villalobos und Dagmar Duffy das Apartmenthaus betraten und mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock fuhren, um dort auf den Fingerabdruckexperten zu warten, daß ein schwarzhaariger Mann in einem Nadelstreifenanzug, der einen dicken schwarzen Schnurrbart hatte und eine Hornbrille trug, die Treppe hinunterging. Er blieb in der Eingangshalle einen Moment stehen, schaute auf seine Uhr und ging dann durch

die Haupttür nach draußen. Dort wäre er um ein Haar zwei Polizeibeamten in die Arme gerannt, einem in einem blauen Kampfanzug, der über und über mit Hundehaaren bedeckt war, und einem Monstercop in einer normalen blauen Uniform, die auf dem Bürgersteig standen und sich über ekelhafte Weiber unterhielten, denen es Spaß machte, Lügenmärchen über echte Männer zu verbreiten.

Der Mann schien zu überlegen, ob er nicht sofort losrennen sollte. Er blieb für den Bruchteil einer Sekunde stehen, sagte sich aber wohl, daß das hier nichts mit ihm zu tun hatte, und ging dann langsam weiter den Bürgersteig hinunter. Dabei war er gezwungen, zwischen den beiden Cops hindurchzugehen, weil der eine von ihnen so riesig war, daß er fast den gesamten Bürgersteig versperrte.

Beide Cops schauten ihn kaum an, als er sagte: »Entschuldigen Sie bitte.«

Als Mario Villalobos und Dagmar Duffy die Tür abschlossen, steckte die Mieterin, die gegenüber von Dagmar Duffy wohnte, den Kopf aus der Tür. Sie gehörte zum Schreibpool der Paramount Studios und wohnte so nahe an ihrem Arbeitsplatz, daß sie an den Tagen, an denen sie Dienst hatte, zum Lunch nach Hause kommen konnte. Heute hatte sie blaue Lockenwickler im Haar. Sie sagte: »Oh, Dagmar, da war gerade ein Mann an deiner Tür.«

»Verflucht«, sagte Mario Villalobos. »Der Spurensicherer war also doch schneller hier, als ich dachte.«

Aber die übliche Visitenkarte der Polizei, die eigentlich im Türrahmen hätte stecken müssen, war nicht da.

»Wie sah der Mann aus?« fragte Mario Villalobos.

»Der Herr ist Detective«, erläuterte Dagmar Duffy, »Letzte Nacht ist bei mir eingebrochen worden.«

»Tatsächlich?« sagte die junge Frau. »Aber der Mann, der gerade hier war, sah nicht wie ein Einbrecher aus. Er trug einen Anzug wie Sie«, sagte sie zu dem Detective. »Mit Nadelstreifen.«

»Haben Sie auch sein Gesicht gesehen?« fragte Mario Villalobos.

»Nein«, sagte sie. »Bloß den Rücken. Er war ziemlich groß und schwarzhaarig.«

»Dagmar«, sagte Mario Villalobos, »wenn wir in dem Apart-

ment mit Fingerabdrücken fertig sind, wohnst du doch besser so lange bei Howard, bis ich dir Bescheid sag, daß du wieder nach Hause kannst.«

Es fanden sich keine brauchbaren Fingerabdrücke außer denen von Dagmar Duffy selbst, aber eine Stunde später hockten der Schreckliche Tscheche, Hans und Ludwig im Aufenthaltsraum der Rampart Station und meckerten so laut herum, daß der Putz von den Wänden zu fallen drohte.

Der Detective Lieutenant hatte den Vorgesetzten von Hans angerufen und auch mit dem Schichtführer des Schrecklichen Tschechen gesprochen.

»Also, da gibt's überhaupt nix, über das man sich aufregen müßte«, versicherte ihnen Mario Villalobos. »Mir geht's bloß darum, daß ich euch auf Abruf erreichen kann, *falls* ich euch brauche.«

»Aber Mario, auf *Abruf* erreichbar für n Detective von der Mordkommission, das bedeutet doch, vierundzwanzig Stunden am Tag«, nörgelte Hans. »Ich hab heute ne *Verabredung* in Chinatown. Ich kann nicht auf Abruf erreichbar sein.«

»Na, logisch, ich hab auch noch was vor heute abend«, nörgelte der Schreckliche Tscheche. »Was hab ich davon, wenn ich mittendrin aufhör und hierher rase, bloß um für dich n Zeugen zu spielen?«

»Ich weiß doch, wo ich dich *jede* Nacht finden kann«, sagte Mario Villalobos zu dem Schrecklichen Tschechen. »Jedenfalls wißt ihr beide, wie der Typ ausgesehen hat. Die einzigen anderen, die ihn von vorn gesehen haben, sind n Empfangschef und ne Nutte. Die sind nicht annähernd so zuverlässig wie zwei Polizisten. Beispielsweise behaupten die, weil sie selber klein sind, daß es n großer Mann ist. Aber ihr sagt beide, daß er nicht besonders groß ist.«

»Ich hab aber auch gesagt, ich würd ihn bloß *vielleicht* wiedererkennen«, sagte Hans. »Der ist vielleicht fünfzig oder fünfundfünfzig. Und nun sagst du auch noch, das schwarze Haar und der Schnurrbart sind unter Umständen gar nicht echt. Ich weiß wirklich nicht, ob ich den Mann wiedererkennen würd oder nicht.«

»Nun macht's doch nicht so spannend«, sagte Mario Villalobos.

»Erst mal muß ich den Typ, den ihr wiedererkennen sollt, überhaupt *finden*. Ist ja möglich, daß ich das gar nicht schaffe, also habt ihr im Moment gar keine Veranlassung, euch aufzuregen.«

»Ich hoff ja bloß, daß meine Supernacht in Chinatown nicht durch n Anruf in die Hose geht«, jammerte Hans. »Ich muß doch dringend ne *neue* Freundin finden.«

Mario Villalobos fuhr direkt zu dem Motel, in dem Lester Beemer gestorben war. Es war wirklich ein unsägliches Motel. Es warb mit einem hauseigenen TV-Pornoprogramm. Es versprach Wasserbetten in jedem Zimmer, ohne sich daran zu halten. Die leeren Versprechungen standen auf einer Markise über dem Vorbau des Motels, die aussah, als würde sie den Regen eimerweise durchlassen. Der Manager sah wirklich nicht gerade fröhlich aus, aber das war ja auch kaum zu erwarten gewesen.

»Ich kann mich doch nicht an jeden Kerl erinnern, der hier reinschneit«, sagte er zu Mario Villalobos. »Schon gar nicht, wenn's n ganzen Monat her ist.«

»Aber ist es nicht doch n bißchen *ungewöhnlich*, wenn einer Ihrer Gäste stirbt?«

Er war ein unsteter Typ, der es hier sicherlich nicht lange aushalten würde, ein Mann, dem das Haus nicht gehörte, der aber nur kleinere Beträge aus der Tageskasse klaute und insofern immerhin etwas ehrlicher war als die fünf Manager, die der Besitzer vor ihm angestellt hatte.

»Der Cop, der kam, nachdem ich die Leiche gefunden hatte, hat mich schon alles gefragt.«

»Und Sie haben ihm dasselbe gesagt?«

»Klar. Ich weiß nur noch, daß n alter Knabe das Zimmer am Nachmittag gemietet hat. Ich hatte viel um die Ohren, und er hat sich eingetragen. Hat den Namen Lester Beemer angegeben, und das Zimmer wollt er für eine Nacht haben, und das war alles.«

»Aber war denn sonst *gar* keiner bei ihm? Weder n Mann noch ne Frau?«

»Ich hab nicht drauf geachtet. Ich hab die Cops angerufen, sowie ich den Knaben morgens tot gefunden hatte. Ich dachte, der hat ausgecheckt, ohne den Schlüssel abzugeben. Dabei hat *ei für*

immer ausgecheckt.«

»Zeigen Sie mir mal die anderen Meldezettel für den Tag«, sagte der Detective.

»Oje, da müssen Sie mir Zeit lassen. Im Moment hab ich ziemlich viel zu tun.«

Mario Villalobos starrte den Manager an, der sich ständig zu ducken schien und sicherlich sein Lebtage lang ein Kriecher gewesen war. Schließlich sagte der Manager: »Also gut, meinetwegen. Hier, gucken Sie die Finger durch. Ich muß bis um drei noch zwei Zimmer saubermachen.«

Er ließ Mario Villalobos im Hotelbüro allein, und der Detective saß da und rauchte und ging den Stapel der Meldezettel durch. Er ging davon aus, daß die Zimmer an einem guten Tage viermal vermietet werden konnten, wobei drei der jeweiligen Tagesmieten in die Tasche des Managers flössen. Die meisten Gäste gaben offensichtlich falsche Namen und Adressen an und schrieben erfundene Autonummern hin.

Elf Zimmer waren an dem Tage, an dem sich Lester Beemer unter seinem richtigen Namen und mit der richtigen Adresse und Autonummer eingetragen hatte, offiziell vermietet worden. Bestimmt waren mehr Zimmer vermietet gewesen, aber er konnte ja wohl kaum erwarten, daß der Manager ihm was von den Meldezetteln sagen würde, die er wegschmeißen mußte, um seinen Boß zu beklaulen.

Drei dieser elf Zettel waren offensichtlich korrekt ausgefüllt worden. Zwei stammten von Gästen, die nicht in Kalifornien wohnten, und zumindest paßten die Ortskennzahlen der Telefonnummern zu den Staaten, aus denen auch die Autonummern stammten. Auf dem dritten Zettel standen die Personalien eines einheimischen Mannes, und er entschloß sich, das Münztelefon vor dem Motel zu benutzen und die Nummer mal versuchsweise anzurufen.

Über die männliche Stimme, die sich am Telefon meldete, wäre Mario Villalobos sicherlich selbst dann nicht überraschter gewesen, wenn ihr Besitzer ein Mordgeständnis abgelegt hätte. Tatsächlich sagte der Mann uneingeschränkt und bereitwillig, was los war, und das einem Mann gegenüber, der sein Leben lang fast nur mit Leuten zu tun hatte, die sogar dann zu lügen pflegten, wenn sie

mit der Wahrheit viel besser gefahren wären.

»Klar, in der Nacht war ich in dem Motel«, sagte der Mann. »Sollte eigentlich n richtig unanständiger Geburtstagsfick mit meiner Freundin werden. War dann leider doch n ziemlich mieses Motel. Nicht gerade das, was wir uns so vorgestellt hatten.«

»Verraten Sie mir bloß noch eins«, sagte Mario Villalobos. »Waren Sie noch da, als am nächsten Morgen die Polizei aufkreuzte?«

»Bestimmt nicht«, sagte der Mann. »Schon n paar Stunden in dem miesen Schuppen haben uns gereicht. Wir sind etwa gegen Mitternacht wieder weggefahren, vielleicht auch schon n bißchen früher.«

»Haben Sie einen älteren Mann gesehen, der das Zimmer neben Ihnen gemietet hatte?«

»Nein, aber das Mädchen hab ich gesehen.«

»Das Mädchen?«

»Als ich zum Auto rausging, um unsere zweite Flasche Champagner zu holen, hab ich ne dünne Blonde aus dem Zimmer rennen sehen.«

»Rennen?«

»Doch ja, das möchte ich schon meinen«, sagte er. »Sie hatte es ziemlich eilig. Rannte raus auf den Colorado Boulevard und verschwand.«

»Würden Sie die auf nem Foto wiedererkennen? Haben Sie ihr Gesicht gesehen?«

»Nee, beim besten Willen nicht. Gesehen hab ich nur, daß es ne magere Blondine mit langen glatten Haaren war. N ziemlich ordinäres Mädchen.«

»Wieso ordinär?«

»Ziemlich billig und auffällig. Wie ne Hure. Sie trug gelbe Stiefel, die ihr beinahe bis an die Shorts reichten. Allzu oft sieht man so was ja nicht in der Gegend um Pasadena.«

Mario Villalobos gelang es immerhin, sich bei Caltech wenigstens ein paar einigermaßen brauchbare Informationen zu beschaffen, ohne daß er sich gleich als Cop zu erkennen geben mußte. Seine Tuntenkramermittlung zerrann wie verschüttetes Quecksilber,

und im augenblicklichen Stadium wäre es in seinen Augen das allerletzte gewesen, irgendeinem an der Universität zu enthüllen, daß er tatsächlich einen oder zwei Mordfälle aufzuklären versuchte.

Caltech, keine große Universität, war kleiner als ein halber Quadratkilometer, einschließlich der Sportplätze. Es gab ungefähr siebzig Gebäude, die eher kapriziös als nach einem architektonischen Prinzip in die Gegend gestellt worden waren. Ein paar waren im alten kalifornischen Stil gebaut worden, mit Ziegeldächern und maurischen Bögen. Andere waren moderner, aus Beton und Glas. Die Zahl der männlichen Studenten übertraf die der weiblichen um das Achtfache. Insgesamt waren es nur 1700 Studenten. Zu den imposanten Einrichtungen außerhalb der Collegeanlage zählte das bekannte Jet Propulsion Laboratory.

Er erfuhr, als er den Hochschulprospekt las, daß der akademische Lehrkörper 266 Namen umfaßte und daß annähernd dieselbe Anzahl von Leuten als Lehrbeauftragte tätig waren. Er nahm zur Kenntnis, daß es in jedem Semester sicherlich mehr als hundert Gastprofessoren gab. Und parallel dazu wußte er natürlich, daß er seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf den Lehrkörper konzentrieren mußte, vor allem auf die Chemiker.

Mario Villalobos hatte bis dahin über die Handvoll erstklassiger wissenschaftlicher Institute in Amerika in etwa das gewußt, was der Durchschnittsbürger eben so weiß. Das heißt, er hatte so gut wie gar nichts gewußt. Er konnte den Prospekten im Collegebüro entnehmen, daß hier, was zu erwarten gewesen war, praktisch jeder Mensch einen Dokortitel mit sich herumschleppte. Er erfuhr, daß ungewöhnlich viele Nobelpreise an Mitglieder des Lehrkörpers von Caltech oder wenigstens an Leute, die hier studiert hatten, verliehen und prozentual weitaus mehr Mitglieder dieser kleinen Universität in die National Academy of Sciences und die National Academy of Engineering gewählt worden waren als von allen übrigen Lehrinstituten in ganz Amerika. Ständig waren Nobelpreisträger unter den Professoren und Lehrbeauftragten vertreten, und an einer Stätte wie dieser konnte man sicherlich davon ausgehen, daß noch weitaus mehr Menschen hofften und davon träumten, eines Tages Preisträger zu werden.

Nachdem er die für jedermann erhältlichen Prospekte gelesen

hatte, ging Mario Villalobos nach draußen und setzte sich in der Nähe eines neuerbauten chemischen Laboratoriums auf die Steine. Er beobachtete die Studenten, die ständig kamen und gingen. Er rauchte und genoß das bißchen Sonnenschein, das der Tag ihm so bot. Und er dachte wieder mal über alles nach.

Bis jetzt wußte er, daß eine Nutte ermordet worden war. Er wußte, daß ein »Private eye«, ein zweitklassiger Schnüffler, in einem Motel gestorben war, in dem er mit der inzwischen ermordeten Nutte das Bett geteilt hatte. Warum ausgerechnet in einem Motel, das wußte er nicht. Vielleicht hatten sie ja eine Schwäche für Pornofilme.

Er hatte von einem »Ausländer« gehört, der mit seiner ermordeten Nutte geschlafen hatte, und er kannte einen verrückten Schwulen, der fest daran glaubte, daß die ermordete Nutte und ihr Schnüffler diesen »Ausländer« zu erpressen versucht hatten.

Er wußte, daß seine Nutte die Telefonnummer der Division of Chemistry beim Caltech aufgeschrieben hatte, und außerdem mußte er sich sagen, daß der Schnüffler, der ein Fan jeglicher Naturwissenschaft gewesen war, eines Tages vielleicht einfach ins Caltech gegangen und Missy Moonbeam gebeten hatte, ihn dort anzurufen. Vielleicht hatte sich Lester Beemer nur eine Vorlesung in einem der Hörsäle angehört. In die konnte jeder gehen.

Aber dann war da noch die mysteriöse Geschichte, die seine ermordete Nutte dem verrückten Schwulen anvertraut hatte, daß angeblich ein russischer Wissenschaftler sie dabei unterstützen würde, vom Strich loszukommen. Von daher war es tatsächlich *vorstellbar*, daß der Ausländer ein Russe war, der erpreßt wurde.

Außerdem hatte seine ermordete Nutte ein bißchen Leichenfledderei betrieben und ihrem früheren Freund die Kreditkarte geklaut, was durchaus einleuchtend war, weil es ihren Gewohnheiten entsprach. Aber hätte sie auch seine billige Armbanduhr geklaut? Das war *nicht* einleuchtend, weil es gewissermaßen nicht ihren Gewohnheiten entsprach. Oder jemand *anderes* hatte ihm die Armbanduhr geklaut. Aber weshalb? Verriet sie unter Umständen die Todeszeit?

Und schließlich gab es noch einen dunkelhaarigen und ziemlich großen Mann in einem Nadelstreifenanzug, der sich an eine mittlerweile tote Nutte und einen lebendigen Schwulen herangepirscht

hatte, wahrscheinlich, soweit es den lebendigen Schwulen betraf, mit sehr finsternen Absichten.

Und all dies war und blieb am Ende trotzdem bloß Tuntenkram und Kaviar, weil die Annahme absolut bekloppt war, daß da ein irrsinniger Russe durch die Straßen von Los Angeles und Pasadena strich und nach einer Bordsteinschwalbe, einem Schwuli und einem miesen alten Schnüffler suchte, die ihn gemeinsam erpreßten. Eins jedenfalls war sicherlich kaum ein Motiv für ihn, einen Massenmord zu begehen: die Drohung, seiner Ehefrau oder seinem Boß oder seinem Kommissar zu enthüllen, daß er während seines Aufenthaltes in Los Angeles, der Heimat aller sexuellen Perversionen, mal einer sexuellen Perversion verfallen war.

In *bestimmten* Situationen mochten Leute zu Mördern werden, wenn es darum ging, ein solches Geheimnis zu bewahren. In extremen Fällen, in denen bestimmte Enthüllungen den totalen Ruin bedeuten würden. Aber Mordermittlungen gingen im allgemeinen von dem aus, was wahrscheinlich war, und in der heutigen Zeit würden die meisten Leute wahrscheinlich herzlich wenig zahlen und herzlich wenig *tun*, bloß um die Tatsache, daß sie mal einen Abend mit Dagmar Duffy und Missy Moonbeam verbracht hatten, unter der Bettdecke zu halten. Jedenfalls war es mehr als unwahrscheinlich, daß die Angst vor der Enthüllung seiner ausgefallenen Sexualwünsche einen Menschen dazu bringen konnte, Leute vom Dach zu schmeißen.

Und wie, zum Henker, war der Schnüffler umgebracht worden, falls man ihn tatsächlich *umgebracht* hatte? Vielleicht mit irgendeinem Medikament, das so wirkte, daß der Tod hinterher wie ein Herzinfarkt aussah? Er wünschte sich, es hätte hier keinen Hausarzt gegeben, der den Totenschein so bereitwillig ausfüllte. Er wünschte sich, man hätte die Leiche nicht verbrannt.

Er mußte rauskriegen, ob es in der letzten Zeit *überhaupt* russische Wissenschaftler am Caltech gegeben hatte. Er mußte einen Weg finden, der es dem Schrecklichen Tschechen und Hans ermöglichen würde, sich die Gesichter sämtlicher Professoren der Division of Chemistry and Chemical Engineering anzusehen, egal, ob Ausländer oder nicht. Zugleich hatte er keine Ahnung, wie man so was bewerkstelligen könnte. Eins allerdings war unabdingbar, wenn er sich auch nur ein Fünkchen *Hoffnung* bewahren

wollte, dieses Durcheinander aus Tuntenkram und Kaviar jemals zu entwirren, bevor er an Erschöpfung starb: er durfte keinem einzigen Menschen sagen, wie wenig er in der Hand hatte. Weil er nichts, aber auch wirklich nicht mal den Hauch eines echten Beweises hatte. Auf keinen Fall durfte er es riskieren, irgendeinem Menschen in dieser Institution zu erzählen, was er hier *tatsächlich* machte, weil der dann wahrscheinlich sofort den Polizeichef von Los Angeles persönlich anrufen und ihm damit sehr viel schneller als erwartet zu seiner Streßpension verhelfen würde.

Es gab also für einen Cop mit Fingerspitzengefühl nur eine einzige Chance, wenn er tatsächlich die Absicht hatte, seinem albernem russischen Hirngespinnst am California Institute of Technology nachzujagen: Mario Villalobos mußte lügen wie der Teufel. Und dazu brauchte er eine sehr, sehr gute Lüge. Eine Lüge, die sehr lange Beine hatte.

Als erstes probierte der Detective eine Auswahl aus seinem üblichen Vorrat an Lügen an drei Angestellten im Verwaltungsgebäude aus. Jeder schickte ihn zum nächsten, und schließlich wurde das offensichtlich ziemlich konfuse Polizeianliegen vom Büro des Präsidenten zum Büro des Vizepräsidenten für Interne Angelegenheiten verwiesen und von dort zum Büro des Vizepräsidenten und Chefs der Verwaltung. Er wurde allmählich müde und richtig sauer. Aber dann wurde er mit einem Mal wieder sehr munter.

Er wünschte sich, er hätte sich etwas gründlicher rasiert, statt sich nach seinem frühen Rendezvous mit Dagmar Duffy auf der Station bloß dreimal flüchtig über den Bart zu fahren. Er wünschte sich außerdem, er hätte seine vom Wind zerzausten Haare besser gekämmt und die kahle Stelle verdeckt. Und weil er einmal dabei war, wünschte er sich, er hätte seinen neuen Anzug angezogen und nicht das Hemd mit dem durchgewetzten Kragen und den Schlips mit dem großen Kaffeefleck. Und im Augenblick war es ihm sogar völlig egal, daß der Mann, der für ihn zuständig war, heute im Kongreßzentrum von Pasadena war und deshalb nichts entscheiden konnte, denn es lächelte ihn hier eine Sekretärin mit den größten Augen an, die er seit langem gesehen hatte, von Ludwigs Augen mal abgesehen. Und ihr Haar war sogar noch schwärzer als Ludwigs Fell und viel glänzender. Und dann war er plötzlich fest davon überzeugt, daß ihn diese Tuntenkram-und-Kaviar-Ermitt-

lung bereits total um den Verstand gebracht hatte, dann nämlich, als ihm klar wurde, daß er diese Lateinamerikanerin mit einem japsenden Rottweiler verglich, obgleich sie weiß Gott mit *allem* anderen eher zu vergleichen war als mit einem Hund.

»Ich heiße Lupe Luna«, sagte sie lächelnd.

»Mario Villalobos«, sagte er. »Los Angeles Police Department.«

»*Mucho gusto*«, sagte sie, immer noch lächelnd.

»Ich spreche kein Spanisch«, sagte er. »Also gut, ein bißchen Straenspanisch.«

»Obgleich Sie Mario Villalobos heißen?«

Dann rutschte es ihm raus, das, was er tausendmal in seinem Leben gesagt hatte: »Ich bin kein Mexikaner.«

Sie lachte und sagte: »Es sollte kein *Vorwurfsein*. Aber ich bin's. Mexikanerin aus Hast Los Angeles.«

»Ich hab's nicht so gemeint ... Ich meinte nur, mein Name klingt spanisch, aber ich bin's nicht.«

»Sind Sie adoptiert worden?«

»Nein, aber ... na gut, ich bin ne Art getürkter Mexikaner. Ich werd's Ihnen später mal erklären, wenn Sie mir ne Chance geben.«

»Was können wir denn für Sie tun?«

»Ich ermittle in einem sehr umfangreichen Fall von Juwelendiebstahl«, sagte er.

Sie gehörte zu denen, die einen ständig anstarren, zu diesem Typ reifer, gutaussehender Frauen, die Mario Villalobos immer sofort aus der Fassung brachten. Er wußte, daß er nicht gerade umwerfend gut aussah, ganz im Gegensatz zu ihr. Und sie schien überdies auch noch gescheit zu sein. Und je länger er über sein Sortiment an Lügen nachdachte, desto bldsinniger kam es ihm vor.

»Durch diesen Juwelendiebstahl bin ich in einer heiklen Situation, wie ich Ihnen erklären werde.« Er zog gedankenschwer an einer Zigarette, hoffte inständig, daß er dabei *seriös* wirkte, und dachte, Heiland, die hat ja einen leichten berbi. Er stand sehr auf Frauen, die einen leichten Überbiß hatten. Kein Ehering und ein leichter berbi! »Hm, wissen Sie, also dieser Diebstahl ereignete sich in einem sehr noblen Restaurant in Los Angeles. Geschädigt wurde eine ältere Dame, und sie speiste dort mit einem jungen Mann, einem Gigolo, knnnte man sagen. Und ein Paar am Nach-

bartisch bewunderte ihre Halskette, und man plauderte und wurde miteinander bekannt. Der Mann an diesem Nachbartisch war ein Professor vom Caltech, und er befand sich dort seinerseits in der Gesellschaft einer jungen Dame. Sie hatten allerdings ihre Namen nicht genannt.«

Der Detective machte eine Pause, um erneut an der Zigarette zu ziehen, und die Geschichte machte ihm allmählich richtig Spaß. Erstens deshalb, weil sie ihm sehr aufmerksam zuhörte, und zweitens, weil sich seine Story zu einer ganz netten Schnulze entwickelte.

»Na schön, alles in allem ist das letztlich ein ziemliches Trauerspiel«, fuhr er fort. »Dieser junge Gigolo hat der alten Dame die Halskette gestohlen und ist aus ihrem Leben verschwunden. Wir wissen, wer er ist, aber er bestreitet hartnäckig, unser Opfer auch bloß zu kennen, und für die fragliche Nacht präsentiert er einen Alibizeugen. Können Sie mir folgen?«

»Ja«, sagte Lupe Luna. »Welche Rolle soll unser Professor da spielen?«

»Ah«, sagte Mario Villalobos. »Schauen Sie, Ihr Professor könnte die Aussage der Geschädigten bestätigen und das Alibi des mutmaßlichen Täters knacken. *Aber*, und damit beginnt der heikle Teil: wir gehen davon aus, daß Ihr Professor an diesem Abend nicht mit seiner Gattin unterwegs war. Der Kellner und der Kellnerlehrling, die an seinem Tisch bedienten, sagten aus, sie seien sicher, daß es sich um ein ehewidriges Rendezvous gehandelt habe. Gott sei Dank gibt's ja immer wieder genügend geschwätzi-ge Kellner und Kellnerlehrlinge.« Mario Villalobos überlegte sich bereits, ob er die Story nicht toll verkaufen könnte, wenn er sie aufschreiben würde, vielleicht als Drehbuch.

»Nun haben wir also ein Problem, Miß Luna ... oder sollte ich Frau Luna sagen?«

»*Frau* Luna ist richtig«, sagte sie und zerschmetterte seine Hoffnungen. »Aber sagen Sie ruhig Lupe zu mir.«

Das milderte den Schock, der ihn wegen *Frau* Luna getroffen hatte. »Ich kann nicht erwarten, daß Ihr Collegepräsident öffentlich eine Rundfrage durchführt, wer an diesem betreffenden Abend in dem Restaurant gewesen ist. Welcher verheiratete Mann war mit einer jungen Dame unterwegs? Ich muß ihn auf unge-

wöhnlich diskrete Weise ausfindig machen und ihm zusichern, daß das alles vertraulich bleibt.«

»Aber wissen Sie denn nicht einmal den Namen dieses Professors?«

»Nein. Die Geschädigte weiß, wie er aussieht, aber da tut sich ein anderes Problem auf. Es handelt sich um eine ziemlich unkonzentrierte alte Dame. Insofern würde ich am liebsten den Kellner und den Lehrling herbringen und ihnen Fotos Ihres Lehrkörpers zeigen. Und wenn wir das Ganze dann auf die Leute einengen könnten, die dem betreffenden Zeugen ähnlich sehen, könnten der Kellner und der Lehrling die betreffenden Professoren vielleicht doch auch mal in natura sehen. In ihren Hörsälen oder Laboratorien oder sonst irgendwo. *Sehr* diskret natürlich. Wir möchten Ihren Professor auf keinen Fall in Verlegenheit bringen, aber ebenso natürlich auch unseren Fall aufklären. Wir sind auf seine *uneingeschränkte* Mitarbeit angewiesen, und falls es sich wirklich um einen verheirateten Mann handeln sollte, der mal ne Nacht auf Achse gewesen ist, na schön ...«

»Ich weiß nicht, ob wir mit unseren Fotos auf dem laufenden sind. Es könnte sich um einen Mitarbeiter mit einem Forschungsauftrag handeln. Es gibt ungefähr zweihundert von uns geförderte Forschungsstipendiaten.«

»Meine Geschädigte hält es keineswegs für ausgeschlossen, daß er etwas mit der Division of Chemistry oder Chemical Engineering zu tun hat.«

»Mir fällt da was ein, wie man Ihnen *unter Umständen* helfen könnte«, sagte sie. »Morgen findet einer unserer zahlreichen Open-House-Abende statt. Eine Menge Chemiker werden sich da mit Gästen von außerhalb treffen und unterhalten, die dem Caltech Geld stiften.«

»Haben Sie irgendwelche Gastprofessoren aus, na, sagen wir mal, Ländern jenseits des Eisernen Vorhangs?«

»Was hat das mit dem Professor zu tun, den Sie suchen?«

»Er, hm, also ... er erwähnte einen Gastwissenschaftler aus ... ich glaub, es war Rußland.«

»Eventuell ein Biologe.« Sie streckte die schlanken Finger aus und hakte die einzelnen wissenschaftlichen Abteilungen ab. »Natürlich kämen da tatsächlich auch Chemie und Chemieingenieurst-

wesen in Frage, außerdem Ingenieurwesen und verwandte Wissenschaften, geologische und erdgeschichtliche Institute, Physik, Mathematik und Radioastronomie. Suchen Sie sich's aus.«

»Wollen wir mal bei Chemie bleiben?« fragte Mario Villalobos. »Sind da im Augenblick Russen?«

»Momentan ist mir davon nichts bekannt. Bei russischen Besuchern spielt sich alles anders ab als bei Besuchern aus anderen Staaten, sogar anders als bei Leuten aus Rotchina. Jeder russische Wissenschaftler reist mit einem Parteimitglied und einem Sicherheitsbeamten. Sie bleiben gewöhnlich, warten Sie mal, sechs Wochen oder zwei Monate hier. Und Frauen haben sie *nie* dabei.«

»Wahrscheinlich müssen sie die Mamis zu Hause lassen, damit sie sich nicht absetzen.«

»Genau.«

»Ich frag mich allerdings, ob Ihnen nicht doch mal danach zumute ist, einen draufzumachen«, sagte Mario Villalobos beiläufig. »Gerade in diesen dekadenten kapitalistischen Städten. Wie Los Angeles, zum Beispiel.«

»Soweit ich weiß, stehen die alle ganz hübsch unter Kontrolle«, sagte sie. »Wenn sie wirklich schon mal einen draufmachen, weicht ihnen Genosse Wladimir die ganze Zeit nicht von den Fersen.«

»Aber Genossin Olga ist zu Hause an der Wolga, von daher müssen sie eigentlich ziemlich scharf sein?«

»Ich glaube nicht, daß was dagegen spricht, wenn Sie morgen abend kommen«, sagte sie dann. »Soweit ich gehört habe, soll den Besuchern im Athenaeumhof Wein und Käse angeboten werden. Mögen Sie Wein und Käse?«

»Eigentlich mag ich am liebsten Margaritas und *Carne asada*«, sagte Mario Villalobos. »Bin doch schließlich n getürkter Mexikaner und so.«

»Ja, richtig, wie war das?« fragte sie und lächelte abermals. »Mit Ihrem spanischen Namen?«

»Darüber möchte ich wirklich sehr gern mit Ihnen reden«, sagte er. »Morgen nachmittag komm ich dann also erst mal mit meinem Kellner und dem Lehrling vorbei, damit die sämtliche Fotos durchsehen können, die es von Ihren Fakultätsmitgliedern gibt. Falls das nichts bringt, gehen wir auf n Gläschen Wein und Käse-

häppchen auf die Open-House-Party. Werden Sie auch dasein?»

»Ich mach mir nicht sehr viel aus nem Gläschen Wein und Käsehäppchen und irgendwelchen Open-House-Partys«, sagte sie. »Ich arbeite hier schon seit fünfzehn Jahren. So was hab ich einfach zu oft mitgemacht.«

»Aber dann gibt's nur eine Möglichkeit. Dann muß ich Sie *heute* abend zu Margaritas und *Carne asada* einladen und Ihnen erzählen, wie aus mir n getürkter Mexikaner beim Los Angeles Police Department geworden ist.«

»N getürkter Mexikaner«, sagte sie, jetzt durchaus interessiert.

»Sind Sie eigentlich verheiratet?«

»Geschieden.«

»Ich auch. Zweimal.«

»Ich habe fast den Eindruck, zweimal ist der Durchschnitt bei Cops.«

»Haben Sie denn schon mal was mit Cops zu tun gehabt?«

»Vor meiner Heirat war ich mit nem Cop befreundet.«

»Oje«, sagte er. »Sie kennen Cops. Das heißt wahrscheinlich, daß ich gar keine Chance hab.«

Sie grinste und sagte: »Sie werden es nicht glauben, aber ich habe gerade über ein mexikanisches Restaurant nachgedacht, wo man was essen könnte.«

»Doch, ich glaub's ja«, schrie er. »Ich hol Sie um sieben ab, alles klar?«

»Leider nein.«

»Sechs? Fünf? Zehn? Elf?«

»Ich muß heute früh nach Hause«, sagte sie. »Meine vierzehnjährige Tochter paukt gerade wie irre für ne Geschichtsarbeit, da muß ich sie noch abhören.«

»Wie war's denn, wenn wir *sehr* früh essen gingen, gleich wenn Sie hier rauskommen? Bloß n kleiner Imbiß und n paar Margaritas? Sie könnten dann doch schon gegen sechs Uhr zu Hause sein.«

»Ein *paar* Margaritas?«

»Klar. Warum nicht?«

»Das schaffen Sie doch nur, wenn Sie ein ziemlicher Alkoholiker sind.«

»Bin ich«, sagte er heiter. »Bin sogar *Borderline-Alkoholiker*, red ich mir gern ein.«

»Irgendwie sind Sie ehrlich - das muß ich zugeben.«

»Lupe«, sagte er, »ich hab meine beste Zeit hinter mir, seh nicht besonders gut aus, hab nichts auf der Bank. Und Ganoven fangen ist das einzige, wo ich halbwegs gut bin. Da *muß* ich ja ehrlich sein.«

»Ehrlichkeit sollte von Zeit zu Zeit auch mal belohnt werden«, sagte sie und hatte keine Ahnung, daß er ihr, von seinen persönlichen Daten abgesehen, nichts als Lügen aufgetischt hatte.

»Wann darf ich Sie abholen?«

»Ich komm hin. Wo möchten Sie denn essen?«

»Wissen Sie, wo der York und die Figueroa sind?«

»York y *Fiüg*«, sagte sie mit übertriebenem spanischem Akzent. »Natürlich weiß ich das. Ich hab Ihnen doch gesagt, daß ich ne Mexikanerin aus East Los Angeles bin.«

»Da gibt's ein Restaurant ungefähr einen Block hinter der Polizeistation. Die Villa Sombbrero. Dort würd ich Sie gerne erwarten.«

»Ist das eine Stammkneipe für Cops?«

»Lady, so was wie Sie würd ich *niemals* in eine Stammkneipe für Cops mitnehmen. Die letzte Frau, mit der ich mich mal in ner Copkneipe verabredet hatte, die sah aus wie Golda Me'ir. Oder wie Menachem Begin, daran kann ich mich nicht mehr so ganz genau erinnern. Es handelt sich hier jedenfalls um das beste mexikanische Restaurant, das ich kenne. Mit so was pflge ich nicht zu scherzen, und schon gar nicht bei einer Frau wie Ihnen.«

»Das werden wir dann ja sehen«, sagte sie. »Um halb sechs bin ich da.«

*

Während Mario Villalobos auf diese Weise das Blaue vom Himmel herunterschwindelte, standen Dolly und Dildford kurz vor einer Begegnung, bei der, wie auch immer, wieder mal Dildfords Eier in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Später am Abend würde man die betreffende Person im Fernsehen als Hausfrau aus Bel-Air bezeichnen. Sie wurde von einem Zeugen, der über die Bonnie Brae Street fuhr, direkt über dem Hollywood Freeway gesehen. Der Wind war ziemlich böig an

diesem vom Smog vernebelten Nachmittag. Der Wind blies ihr das kastanienbraune Haar ins Gesicht und wehte ihr die Strähnen immer wieder vor die funkelnden grünen Augen. Sie trug ein weinrotes Cape, das sie sich auf einer ihrer diversen Auslandsreisen in London gekauft hatte.

Sie war einundvierzig Jahre alt, hatte drei Kinder und war seit zwanzig Jahren mit demselben Mann verheiratet. Er verkaufte Grundstücke und Immobilien und saß dick drin. Er machte Geschäfte mit iranischen und arabischen Kapitalanlegern, denen die Finanzpolitik Präsident Reagans und die hohen Zinssätze völlig schnuppe waren und die sich bei Bijan in Beverly Hills Pferdedecken aus Nerz kaufen und sie als Badematten benutzen konnten.

Die Hausfrau aus Bel-Air besaß einen Mercedes 450 SL und eine Menge Diamanten, im Brillantschliff natürlich, und sie war eigentlich wunschlos glücklich, mal abgesehen davon, daß ihr Gatte ihr ums Verrecken nicht den Ferrari kaufen wollte, den sie gern gehabt hätte. Das führte in ihrer Ehe zwar schon mal zu dem einen oder anderen Problem und hatte gelegentlich auch einen Fünf-Milligramm-Valium-Tag zur Folge, war aber eigentlich kaum so schwerwiegend, ihre Freunde oder ihre Familie auf das vorzubereiten, was sich dann auf der Bonnie Brae Street ereignete.

Begreifen konnte später wahrhaftig niemand auf dem Rodeo Drive, wo sie normalerweise einkaufte, warum sie sich gerade das Revier um den Echo-Park ausgesucht hatte. Nicht mal das gewöhnliche Volk, das in den Häusern mit den Fünfhunderternummern im südlichen Teil des Sunset wohnte, ließ sich ohne zwingenden Grund in einer derart schäbigen Gegend sehen. Hier aber handelte es sich, wie jedermann wußte, um eine Dame, die ihren Tisch im Nobelrestaurant Spago allenfalls *einen* Tag vorher bestellen mußte, wenn sie dort Wolfgang Pucks Superpizza essen wollte.

Man könnte sagen, daß die Leute grundsätzlich durchaus jemanden verstehen konnten, der das tat, was sie tat, daß jedoch kaum einer auch nur *annähernd* in der Lage war zu begreifen, warum jemand so was unbedingt in einer Gegend machen mußte, in der für Billigflüge nach Manila geworben wurde. Es war eine wirklich äußerst trostlose Gegend, in der inzwischen *ausschließlich* Filipinos, Mexikaner, Kubaner und andere Farbige wohnten.

Der erste Zeuge sah, als er gerade über die Bonnie Brae fuhr, wie sie auf die Brüstung kletterte, und er fuhr sofort zu einem Münztelefon und rief die Cops an. Der zweite Zeuge, ein Barmherziger Samariter, sprang aus seinem Auto und lief auf sie zu, aber er erstarrte und wich zurück, als sie eine Hand von der Brüstung nahm, ihm einen juwelengeschmückten Finger fast ins Gesicht stieß und einen markerschütternden Schrei ausstieß.

Kurz darauf traf, donnernd wie ein Cruise-Missile-Marschflugkörper, der Funkstreifenwagen 2-A-99 am Schauplatz des Geschehens ein, und Stanley und Leech, zwei übereifrige junge Scharfmacher, rannten auf die Hausfrau aus Bei-Air zu, die sich die unten über den Freeway rasenden Autos anschaute.

Im zweiten Streifenwagen saßen dann Dolly und Dildford, die geistesgegenwärtig genug waren, sich an die Möglichkeiten des Funkverkehrs zu erinnern und umgehend zu veranlassen, daß die Highway Patrol den gesamten Verkehr auf der Überführung des Hollywood Freeway in der Fahrtrichtung zum Hospital Queen of Angels stoppte.

Mit ihren funkelnden grünen Augen beobachtete die Frau, wie die beiden besonders eifrigen jungen Scharfmacher angerannt kamen, ganz wild darauf, Heldentaten zu vollbringen und vielleicht eine Tapferkeitsmedaille zu kriegen. Sie blieben stehen, als Dildford ihnen den Weg abschnitt und sie auf kürzeste Distanz anbrüllte: »HALT, IHR ARSCHLÖCHER!«

Daraufhin sahen sich die beiden jungen Scharfmacher ihre Springerin wenigstens mal einen Augenblick lang gründlicher an, und sie stellten fest, daß sie genau beobachtete, was sie taten. Der Wind zerzauste ihr das kastanienbraune Haar, und das weinrote Cape flatterte um ihre schmalen Schultern, und ihre beiden Hände streckte sie ihnen wie eine Schale geformt entgegen. Das bedeutete, daß sie sich nur mit den *Knien* an den Stützen der Brüstung festhielt.

Die Bel-Air-Hausfrau schaute Dildford, der mit jeder Hand einen jungen Scharfmacher gepackt hielt, dann direkt an. Und während sie immer noch ihre wie zu einer Schale geformten Hände ausstreckte, als würde sie irgendein Geschenk erwarten, fixierte sie unverwandt den großen jungen Cop mit den hervorstehenden blauen Augen und dem toffeefarbenen Haar, das ihm aus der Stirn geweht wurde, auf der längst der kalte Schweiß stand.

Sie sagte zu Dildford: »Kommen Sie her.«

Inzwischen hatten sich auf der Bonnie Brae sechs Cops und mehrere Zivilbeamte und außerdem ein Imbißwagen versammelt, und der gesamte Verkehr war in beiden Richtungen gestoppt worden, abgesehen von der nach Süden führenden Fahrbahn des Hollywood Freeway, auf der die Autos immer noch tief unter ihnen vorbeidröhnten. Nonstop aus Norden. Aus der Gegenrichtung.

Der Mexikaner mit seinem fahrbaren Kakerlakenimbiß, dem durch den unersättlichen Appetit des Schrecklichen Tschechen auf Gratis-Burritos in der letzten Zeit eine Menge Pesos durch die Lappen gegangen waren, versuchte, den einen oder anderen schnellen Dollar dadurch zu verdienen, daß er Brauselimonade an die immer größer werdende stöhnende Menge der Schaulustigen verkaufte, und die hörte erst auf, »Springen Sie doch, Lady!« zu brüllen, als Dolly drohte, sie würde dem nächsten Arschloch, das sein Maul aufmachte, ihren Polizeiknüppel in den Rachen rammen.

»Tun Sie's nicht«, bat Dildford die Frau in dem weinroten Cape inständig. »Lassen Sie uns drüber reden. Ich bin sicher, es wird alles wieder gut.«

Ihre Stimme war ganz friedlich. Sie sagte zu Stanley und Leech: »Ihr beiden da. Haut ab.«

Und dann stieß sie mit einem Mal noch einen markerschütternden unheimlichen Schrei aus, der sich anhörte wie das Kreischen einer funkensprühenden Messerklinge auf einem Schleifstein. Und sie wiegte sich im Wind hin und her. Zu diesem Zeitpunkt kamen Stanley und Leech mehr und mehr zu der Überzeugung, daß das hier ihren Grips anscheinend doch wohl überforderte und daß sie, Gott verdammt noch mal, vielleicht doch besser hier verschwinden und sich ihre Medaillen bei anderer Gelegenheit holen sollten.

»Kommen Sie näher«, sagte die Hausfrau aus Bel-Air zu Dildford, dem das toffeefarbene Haar allmählich wie elektrisiert zu Berge stand. Er sah sich nach einem Sergeant um. Er war *allein*.

»Tun Sie mir das nicht an, Lady«, bat Dildford. Genau das, was schon viele Cops vor ihm in einer solchen Situation gesagt hatten. Tun Sie *mir* das nicht an.

»Noch näher«, sagte sie ruhig, und ihre Augen leuchteten wie die eines jungen Mädchens. Für einen Augenblick lächelte sie sogar. Ein seliges Lächeln. Das Lächeln einer Märtyrerin auf dem

Weg zur ewigen Herrlichkeit.

Dilford näherte sich jetzt äußerst langsam, und es kam ihm fast so vor, als würde mittlerweile sogar der Wind auf der Überführung stöhnen. Das vom Wind zerzauste Haar der Frau umschloß ihr Gesicht wie eine Maske. Nur die grünen Augen funkelten.

»Wollen wir nicht doch mal drüber reden?« sagte Dilford. Er sah aus, als ob er jeden Moment losheulen würde. »Lassen Sie mich erst einmal einen Sergeant herholen. Bitte. Ich bin doch bloß ...«

»Näher, viel näher«, sagte sie schmeichelnd, mit ihrem seligen Lächeln.

Dann begann sie heftig zu atmen, als sie auf dem Hügel in der Ferne das Hospital Queen of Angels sah. Und vielleicht entsprach das ja genau der Vorstellung, die sie von sich selber hatte. Die *Queen of Angels* - die Königin aller Engel. Die heilige Jungfrau von der Bonnie Brae. Die Madonna der Farbigen.

»Tun Sie's nicht, Lady, tun Sie's *bitte* nicht«, sagte Dilford und hielt ihr die ausgestreckte Hand hin. Zentimeter für Zentimeter bewegte er sich auf sie zu, bis er nur noch einen guten halben Meter von ihr entfernt war.

Und das war der Moment, in dem sie sich dem Jenseits auslieferte. Mit ausgestreckten Armen machte sie eine Gebärde wie alle Heiligen und Märtyrer, die sie jemals bei den Pflastermalern gesehen hatte.

»TUN SIE'S NICHT, LADY!« kreischte Dilford und sprang auf sie zu, kriegte aber nur noch für Bruchteile von Sekunden einen Capezipfel zu fassen.

Sie schaute ihn an mit ihren funkelnden Augen und jenem heiligmäßigen Lächeln, das wohl von jeher alle Fanatiker getragen haben, die danach trachteten, gekreuzigt zu werden oder in Jones-town Limonade zu trinken*. Ihr Körper war so starr und unbeweglich, als sei er wirklich nur eine Pflastermalerei. Mit ausgestreckten Armen, als wolle sie der Welt alles vergeben, ließ sie sich nach rückwärts fallen, mit dem Kopf zuerst, und gab ihren Geist auf.

* 900 Anhänger der People's-Temple-Sekte des Fanatikers Jones leerten 1978 in Guayana den Todesbecher (Anm.d. Übers.)

Auf dem Hollywood Freeway.

Die frustrierten, vom Smog gequälten, längst halb verrückten Autofahrer auf dem Hollywood Freeway, die, wie so oft in ähnlichen Situationen, kaum wußten, was los war, hatten nicht mal mitgekriegt, daß sie die Madonna der Farbigen verstümmelt hatten. Die ersten drei, die über das weinrote Bündel fuhren, wußten gar nicht, was, zum Teufel, das überhaupt war. Der erste vermutete, er habe einen Irischen Setter erwischt. Ein anderer glaubte, es sei ein Müllsack aus Plastik gewesen. Ein dritter hörte bloß, wie irgend etwas von unten gegen seinen Wagen krachte, und er fürchtete, er habe sein Getriebe verloren.

Dilfords Reaktion auf seine Begegnung mit der Madonna der Farbigen kam mit großer Verzögerung. Er und Dolly gaben sich zunächst große Mühe, als sie auf der Station ihren ausführlichen Bericht schrieben. Wobei sich Dilford allerdings dauernd fragte, warum sich die Madonna der Farbigen ausgerechnet ihn ausgesucht hatte und nicht die jungen Scharfmacher. Und ob er wohl genug oder zuviel getan, genug oder auch nicht genug gesagt oder am Ende vielleicht doch die falschen Worte gewählt hatte.

»Hab ich irgendwas *Falsches* gesagt?« fragte er Dolly, als sie dasaßen und über ihrem Bericht brüteten.

»Wieso?«

»Ich dachte, sie wollte meine Hand nehmen. Sie tat so, als ob sie die Hand nehmen wollte. Warum hat sie mich dann trotzdem zurückgewiesen?«

»Du hast alles richtig gemacht. Das hat ja sogar der Sergeant gesagt. Vergiß es, Dilford.«

»Ich frag mich ja öfter, ob meine Persönlichkeit die Leute abschreckt«, grübelte Dilford und starrte aus rotgeränderten, verquollenen blauen Augen vor sich hin. »Hab ich nicht doch irgendwas *Falsches* gesagt?«

Dilfords erheblich verzögerte Reaktion machte sich bei ihm dann fast genau in dem Augenblick bemerkbar, in dem er nach Feierabend das Haus des Jammers betrat. Dolly war mit ihrem Wagen hinter ihm hergefahren und hatte an seiner Fahrweise nichts Ungewöhnliches bemerkt. Aber er war kaum im Haus des Jammers, als in Gegenwart von Leery, dem Schrecklichen Tschechen und Cecil Higgins eine äußerst merkwürdige Sache passierte.

Dilford sagte: »Ich hab n Gefühl, als hätte ich jede Menge Eislutscher zwischen den Eiern. Und meine Hände. Reine Eisklumpen. Dreh mal die Klimaanlage runter, Leery.«

»Die läuft gar nicht«, sagte Leery. »Ich hab nicht mal die Ventilatoren an.«

»Mir ist eiskalt!« sagte Dilford. Und mit einem Mal spürte er, daß ihm der Unterkiefer zuckte. Plötzlich klapperten ihm die Zähne.

Dolly legte ihre kalte Hand auf Dिल्fords kalte Hand.

»Mir ist *eiskalt!*« sagte Dilford. »Ich krieg wohl echt die Grippe.«

»Gib ihm n Doppelten«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Ehrlich, als ob ich jede Menge Eislutscher zwischen den Eiern hätte«, lachte Dilford, aber seine Zähne schlugen gegeneinander. »Ist das k-k-kalt!«

»Wahrscheinlich war das ja gar nicht richtig real, alter Junge«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Gib ihm noch einen, Leery.«

»Er hat den ersten noch nicht bezahlt«, sagte Leery.

»Gib ihm den verfluchten Drink, oder ich drück dir deinen Truthahnhalz zu, bist du kollerst!« Dann sagte der Schreckliche Tscheche zu Dilford: »Mach mal die Augen zu und schluck's runter.«

Dilford hatte drei Doppelte von Leerys Barwhiskey intus, was normalerweise die Garantie dafür ist, daß man blind wird, ehe seine Zähne endlich aufhörten zu klappern und seine Eier allmählich auftauten.

Die zweite seltsame Sache, die Dilford passierte, war die, daß Dolly gemeinsam mit ihm Drink für Drink runterkippte und daß seltsamerweise keiner von ihnen betrunken wurde. Sie redete sogar ganz vernünftig mit ihm und hielt dabei ununterbrochen seine eiskalte Hand. Im Verlauf des Abends leerten sie gemeinsam eine Schüssel von Leerys widerlichem Clam Chowder und unterhielten sich über Filme.

*

Mario Villalobos hatte bereits drei Wodka getrunken, als Lupe Luna in dem mexikanischen Restaurant aufkreuzte.

»Hi, Sergeant«, sagte sie, als sie sich an seinen Tisch in der Bar setzte.

Für die Gegend hier draußen war es ein erstaunliches Restaurant. Die Kellner trugen Jacketts und schwarze Krawatten, und alle Tische waren mit Leinentüchern, geschliffenen Gläsern und einer langstieligen Rose hübsch gedeckt. Die Damentoilette stand voller Blumen, wie Lupe zu ihrer weiteren Überraschung feststellte. Natürlich gab's das unvermeidliche Gemälde eines Aztekenhäuptlings, der sein totes Mädchen beweinte, der Beweis dafür, daß selbst die Azteken zu ihren Lebzeiten ihre Herz-und-Schmerz-Schnulzen brauchten. Mexikanische Musik ertönte vom Tonband, und die *Salsa* war ebenso frisch und heiß wie die Tortillachips, mit denen Mario Villalobos die *Salsa* auslöffelte.

»Hilft einem hier der Kellner, diesen Margarita hochzustemmen?« fragte sie.

Es war ein Schwenker, der die Größe eines Goldfischglases hatte. Er leckte das Salz vom Rand seines Glases ab und sagte: »Trinken Sie ruhig zwei davon. Bei ner Frau wie Ihnen war mir echt kein Trick zu billig. Ich würd Sie sogar mit raus ins Auto nehmen und Polizeifunk hören, wenn ich glauben würde, daß es hilft.«

»Zweifeln Sie denn daran?« Sie lächelte und präsentierte ihm dabei ihren leichten Überbiß, der ihn wieder völlig verrückt machte. »Kriegt man Frauen mit nem kleinen Räuber-und-Gendarm-Spielchen nicht *immer* rum?«

»Lady, in der Lebensphase, in der ich bin, hilft *nichts*«, sagte er. »Meine Nervenzellen sind total versteinert. Mordfälle aufklären, das ist so ungefähr das einzige Vergnügen, das ich noch hab.«

»Wieso Mordfälle? Ich dachte, es geht hier um Juwelendiebstahl?«

»Ja, sicher ... ich meine bloß, *noch* lieber würd ich Mordfälle aufklären. Im Augenblick ist es natürlich nur n Juwelendiebstahl.«

»Ich weiß nicht, wie sexy ich den Polizeifunk tatsächlich finden würde«, grinste sie und hob das riesige Glas mit beiden Händen hoch. »Aber ich geb zu, daß ich mir unheimlich gern Polizeifilme anschau. Und ich lese mit Begeisterung mysteriöse Kriminalromane.«

»Ich haß alles, was mysteriös ist«, sagte er. »Alles, was myste-

riös ist, macht mich wahnsinnig. Ich könnt tatsächlich schon wahnsinnig werden, wenn ich die Sache, an der ich gerade arbeite, nicht aufklären kann. Ich rotiere da allmählich. Ich bin aber zu müde, um zu rotieren. Seit ewig hab ich nicht mehr so rotiert.«

»Aber wieso ist denn dieser Fall so besonders mysteriös? Sie müssen doch bloß rauskriegen, welcher Professor an diesem Abend in dem Restaurant mit nem jungen Mädchen rumgezogen ist. Eher einfach und unkompliziert.«

»Einfach und unkompliziert«, sagte Mario Villalobos. »Wie schmeckt Ihnen die *Salsa*?«

Sie schaufelte sich eine kleine Portion auf einen Tortillachip und sagte: »Genau wie Mutter sie machte. Sogar noch'better.«

Die Musik und die Unterhaltung wurden zuweilen dadurch gestört, daß mit leisem Klirren neue Margaritas gemixt wurden, ein ganz und gar nicht unangenehmes Geräusch für einen Borderline-Alkoholiker wie Mario Villalobos. Sein Gesicht rötete sich allmählich.

»Sind Sie etwa bloß so nett zu mir, damit ich Ihnen bei Ihren Ermittlungen helfe?« fragte sie.

»Cops sind da wie Basketballspieler«, sagte er. »Wir sind erst mal ganz schnell auf hundert, und dann fallen wir um wie die Sandsäcke. Ich bin nett, weil mir nicht mehr allzu viel Zeit übrigbleibt. Ich *liebe* weiße Zähne und einen leichten Überbiß.«

Sie lachte leise in sich hinein und sagte: »Haben Sie eigentlich Kinder?«

»Zwei Jungen«, sagte er. »Ich kenn nen Cop, der heißt Ludwig und hat so große Augen wie Sie. Aber seine sind gelb, und Ihre sind schokoladenbraun.«

»Gelb? Er muß aussehen wie ein Tier.«

»Tut er auch«, sagte Mario Villalobos, und dabei wurde er mehr als nur rot. »Alfonso!« rief er dem Kellner zu. »Noch n Margarita. *N großen!*«

»Leben Ihre Kinder bei Ihnen?«

»Sie leben bei meiner Exfrau«, sagte er. »Bei meiner ersten Exfrau. Mit meiner zweiten Exfrau hat's nicht so lange gedauert, zu ihrem Glück.«

»Wie ist das, wenn man Söhne hat?«

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Der eine will nichts von mir wissen.

Der andere haßt mich.«

»Haßt Sie?«

»Genau, ich bin für ihn ne Art Zielscheibe. Auf diese Weise muß er sich wenigstens nicht selber hassen. Möchten Sie nicht noch n Margarita?«

»Sie sind ein merkwürdiger Mensch.«

»Was erwarten Sie von nem getürkten Mexikaner?« sagte der Detective, und er wurde ziemlich schnell ziemlich betrunken.

»Wie gefällt Ihnen diese riesige amerikanische Fahne an der York und Figueroa? Wir sind echte Patrioten, wir Mexikaner. Kein Wunder, daß so viele Tapferkeitsmedaillen an uns verliehen werden.«

»Okay«, sagte sie. »Erzählen Sie mir endlich, was mit Ihrem spanischen Namen los ist und warum Sie ein getürkter Mexikaner geworden sind.«

»Erst mal eine Frage: Gibt's da wirklich keine Chance, bei Ihnen zu landen?«

»Heut abend nicht«, sagte sie lächelnd. »Ich geh anschließend *direkt* nach Hause zu meiner Tochter.«

»Na schön, da kann ich mich ja tatsächlich volllaufen lassen und Ihnen erzählen, wie aus mir n getürkter Mexikaner geworden ist. Ist ne langweilige Geschichte, aber ich kenn keine bessere. Aber eins kann ich Ihnen verraten: auf armen Bohnenfressern trampeln sie alle rum. Sogar auf getürkten Bohnenfressern ...«

*

Jane Wayne tauchte nach Feierabend im Anschluß an eine Sitzung im Schönheitssalon bei Leery auf. Sie sah beängstigend nach New Wave aus, als sie in Lederhosen und Stiefeln die Bar betrat, bemalt wie mit Ölfarbe und mit einem Kurzhaarschnitt, der jeden außer dem Schrecklichen Tschechen in blankes Entsetzen versetzte. Er sagte, sie sehe süß und entzückend und allerliebste aus, obgleich sie tatsächlich *eher* aussah wie Adolf Hitler.

Sie drückte ein paar harte Rock-Nummern in der Musikbox, und sie und der Schreckliche Tscheche begaben sich auf die Tanzfläche und legten ein paar Punktänze hin, die, als Einlage, auch eine Szene enthielten, in der sie sich scheinbar gegenseitig zusam-

menschlugen. Die Darbietung endete mit einem erotischen Slow, der alle außer Leery und Ludwig von den Hockern riß, ausgenommen noch Dildford, der froh war, daß seine Zähne nicht mehr klapperten und seine Körpertemperatur wieder halbwegs normal war.

Das einzige, was den Abend fast ruiniert hätte, war die Tatsache, daß der Rausgeschossene Sittencop aufkreuzte. Er trug diesmal kein Stirnband und keinen Gürtel. Sein langes, strohblondes Haar war in der Mitte gescheitelt und umrahmte weich sein feines Gesicht. Er trug ein altes Armyhemd und verschossene Jeans und Marschstiefel, und er steuerte direkt auf seinen Lieblingshocker zu.

Bevor er den ersten Schluck von Leerys Hausmarkenwhiskey nahm, sah er Dildford seltsam an, und Dildford dachte, er *wußte* schon alles. Aber er konnte es noch nicht gehört haben. Inzwischen zitterte Dildford auch nicht mehr, und Dolly hatte aufgehört, seine Hände mit ihren Händen zu wärmen.

Dildford wurde seltsam nervös, als der Rausgeschossene Sittencop ihn ansah. Dildford verkündete plötzlich ungefragt und aus heiterem Himmel: »Die Selbstmordrate ist heutzutage wirklich erschreckend.«

Dolly zog daraus ihrerseits sofort einen völlig unsinnigen Schluß: »Mord ist in Amerika eine der hauptsächlichen Todesursachen bei *Kindern*.«

Jane Wayne, die mit dem Schrecklichen Tschechen an die Bar zurückgekehrt war, sagte: »Daß Eltern es fertigbringen, ihre Kinder zu töten, ist das Unmenschlichste, was man sich vorstellen kann.«

»Kinderporno, Kindermord, Selbstmord«, sagte Cecil Higgins und sah vom Boden seines Glases auf. »Vielleicht ist das das Ende der Welt.«

Das Komische an der Sache war, daß sie sich nicht etwa gegenseitig anschauten, als sie unaufgefordert diese merkwürdigen Erklärungen in den Raum stellten. Sie starrten vielmehr alle bloß den Rausgeschossenen Sittencop an, der seinerseits unaufhörlich in sein gabelförmig zerteiltes Ebenbild in den Scherben des Barspiegels starrte. Sein Gesicht war grün vom Neonlicht, und sein Spiegelbild ähnelte einem kubistischen Porträt. Seine Augen sahen aus

wie Einschußlöcher.

Der Rausgeschossene Sittencop trank zwei von diesen Hausmarkenwhiskeys, verzog nicht ein einziges Mal das Gesicht, als er sie runterstürzte, zahlte Leery die Rechnung und verschwand ohne jeglichen Kommentar.

Wie üblich schlich er wie auf Katzenpfoten, eben wie ein Sittencop. Und es sah so aus, als würde er durch den Qualm und die Finsternis hinaus auf den Sunset schweben.

Als er weg war, sagte der Schreckliche Tscheche: »Ich hab das Gefühl, dieser Sittencop hat sich mit Engelsstaub rausgeschossen. Bestimmt, das is es.«

»Meinst du?« sagte Dolly. »Ich würd eher glauben, daß er n normaler Fixer ist.«

»Ich glaub, er nimmt Aufputscher«, sagte Jane Wayne.

»Der kokst«, sagte Dildford. »Die Jungs von den Internen Angelegenheiten werden ihn in den nächsten Tagen bestimmt festnageln.«

»Nee, das is was anderes«, sagte Cecil Higgins. »Das sieht ganz nach Speed und Marihuana aus. Ganz was anderes.«

Leery, der nie einen zahlenden Gast zu verurteilen pflegte, sagte: »Solange er seine Rechnung bezahlt, stört mich an dem überhaupt nichts.«

»Ich kann Cops mit so kaputten Augen nicht leiden«, sagte Cecil Higgins.

»Er sieht aus wie die Freaks in unserem Revier«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Vielleicht ist er ja nur ne Erscheinung. Wenn er das nächste Mal reinkommt, müssen wir Ludwig dazu bringen, daß er ihn beißt. Dann werden wir ja sehen, ob er *real* is.«

Jane Wayne sah mit ihrem neuen Putz und ihrem Abend-Makeup nicht gerade real aus, als sie vieldeutig erklärte: »Das ist doch die *unmenschlichste* Sache, die sich einer vorstellen kann.« Dann sagte sie: »Also gut, wenn das das Ende der Welt ist, laß uns noch mal tanzen, Tscheche.«

Nach einigen weiteren Drinks dachte niemand mehr über das Ende der Welt oder den Rausgeschossenen Sittencop nach, und allmählich wurden sie alle doch wieder ziemlich normal.

11. KAPITEL

Schöne Neue Welt

Wegen Mario Villalobos kamen der Schreckliche Tscheche und Hans am nächsten Morgen in den Detective Squadroom, und sie kamen außerdem nicht in Uniform, sondern in Zivil. Hans hatte einen blauen Freizeitanzug und ein pinkfarbenes Nylonhemd mit einem zartblau getönten Schlips an. Der Schreckliche Tscheche trug eine Sportjacke, die nicht nur aussah, als ob sie mal einem zotteligen Mammut gehört hätte, sondern auch die entsprechende Größe besaß. Sein mächtiger Oberkörper war derart lang, daß ihm der Schlips gerade nur bis zum Brustbein reichte. Er und Hans hatten sich richtig feingemacht und waren Mario Villalobos aus hilfswise zugeteilt worden. Darüber waren sie *echt* sauer.

»Ich bin nun mal kein bescheuerter Detective, verdammt«, meckerte der Schreckliche Tscheche den schwarzen Lieutenant der Detectives an, der sich gerade vorzustellen versuchte, wie die Tabelle aussehen würde, wenn San Diego von den Dodgers geschlagen und zugleich Atlanta von Chicago ausgeschaltet werden könnte.

»Glaubste, ich habe mich um den Job gerissen?« sagte Hans mit seiner Singsangstimme, die dem Schrecklichen Tschechen so früh am Morgen fürchterlich auf die Nerven ging.

»Eigentlich reicht's mir, wenn ich dir bei Leery zuhören muß, denn da kann ich mir wenigstens n Drink bestellen, um dich zu ertragen«, sagte der Schreckliche Tscheche zu dem mageren K-9-Cop.

»Ich muß Ludwig die ganze Zeit über eingesperrt zu Hause im Hof lassen. Er vermißt mich sehr. Denkst du etwa, ich mach das gern?«

»Versucht einfach, das Beste daraus zu machen«, sagte der Detective Lieutenant, nachdem er zu der Überzeugung gekommen war, daß die Dodgers ihre beschissene Serie sicherlich dann beenden könnten, wenn es ihren Stars Fernando und Garvey

gelingen würde, endlich wieder zu ihrer Normalform zurückzufinden.

Mario Villalobos, der die nächsten Tage den Kopf frei hatte, weil Chip Muirfield und Melody Waters seinen Routinekram erledigten, schlenderte mit einem Becher Kaffee in der Hand in den Squadroom. Nach seinem gestrigen frühen Rendezvous mit Lupe Luna war er merkwürdigerweise direkt nach Hause gegangen und hatte sich Cole Porters »Just One Of Those Things« angehört, das ihm allen Ernstes als fröhliches Stück in Erinnerung geblieben war, nachdem er es als Junge zum ersten Mal gehört hatte. Er hatte keinen Kater und war längst nicht so erschöpft wie sonst. Aber ihm war sofort sonnenklar, daß die Opfer aus dem Haus des Jammers über die Entwicklung der Dinge gar nicht glücklich waren.

»Paßt mal auf«, sagte er, um ihrem Gemecker zuvorzukommen. »Wir fahren rüber zum Caltech und gucken uns bloß n paar Fotos vom Lehrkörper an. Und dann ...«

»Mario, ich hab den Typ wirklich bloß sehr flüchtig gesehen!« beklagte sich der Schreckliche Tscheche. »Er ist doch bloß auf dem Bürgersteig an mir vorbeigegangen, mehr war da nicht.«

»Ich hab kaum auf ihn geachtet«, jammerte Hans. »Glaubst du, ich guck mir jeden Kerl an, der an mir vorbeiläuft? Laß mich da raus.«

»Mein Problem ist doch das«, sagte Mario Villalobos und steckte sich die achte Zigarette an diesem Morgen an. »Der Typ vom Wonderland-Hotel hat ihn als großen Kerl in nem Nadelstreifenanzug mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurrbart beschrieben.«

»Und?« sagte der Schreckliche Tscheche.

»Und die Nutte hat gesagt, sie glaubt, der Schnurrbart wäre falsch und das Haar vielleicht auch. Außerdem hatte er da einen Hut auf.«

»Und?« sagte Hans.

»Sowohl die Nutte als auch der Empfangschef haben diesen Lackaffen gesehen, der möglicherweise n falschen Schnurrbart trug. Vielleicht auch ne Perücke. Aber ihr seid bessere Zeugen.«

»Woher willst du das denn wissen?« fragte der Schreckliche Tscheche. »Diesen Schnurrbart hatte er auch, als ich ihn gesehen

hab.«

»Und ne Hornbrille«, ergänzte Hans.

»Und auch schwarzes Haar«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich hab keine Ahnung, ob's ne Perücke war oder nicht. Wie meinst du das überhaupt, bessere Zeugen?«

»Ihr beide habt doch gesagt, daß er nicht so groß war, wie die Nutte und der Empfangschef es in Erinnerung hatten«, sagte Mario Villalobos. »Ihr glaubt beide, daß er in den Fünfigern war. Sie haben gemeint, er wäre viel jünger.«

»Vielleicht ist es ja n anderer Kerl«, sagte Hans.

»Ich weiß, daß es *ein und derselbe* Kerl ist«, sagte Mario Villalobos. »Ich spür das.«

»Spür das!« jammerte Hans. »Was glaubst du eigentlich, wer du bist? Vielleicht Ludwig? Wobei mir einfällt, ich müßt Ludwig heute eigentlich unbedingt baden. Würdest du das gut finden, wenn dich nie einer badet?«

»Hör dir diesen Scheiß an!« klagte der Schreckliche Tscheche. »Mich kotzt sowieso alles an, und nun soll ich auch noch den ganzen Tag über diesen Spaghettihals von Hundecop ertragen. Laß mich abhauen, Mario!«

Schließlich legte der Lieutenant seine Sportseite aus der Hand, da es ihm unmöglich war, die Probleme der National League zu lösen, wenn neben ihm dauernd krakeelt und gestritten wurde. »Jungs«, sagte er, »die Sache ist doch die, daß zwei Polizisten für gewöhnlich einfach n zuverlässigeren Blick haben als ne Straßennutte, die auch noch untergetaucht ist, und n Empfangschef, der wahrscheinlich jeden Tag mindestens n Liter säuft.«

Der Schreckliche Tscheche hätte den Lieutenant beinahe gefragt, welche verdammten Mengen seiner Ansicht nach *Hans* denn wohl saufen würde, aber er mußte einsehen, daß es keinen Sinn hatte.

Er guckte sich Hans an und stellte sich vor, was wohl passieren würde, wenn er den gegen Cecil Higgins eintauschen müßte.

Hans guckte sich den Schrecklichen Tschechen an und stellte sich vor, was wohl passieren würde, wenn er den gegen Ludwig eintauschen müßte.

Mario Villalobos zog die American-Express-Karte raus und sagte: »Wenn du die nicht gefunden hättest, hätten wir echt über-

haupt nichts in der Hand, Tscheche. Also, wenn dabei was rauskommt, werd ich den Lieutenant hier sofort bitten, ob er dir nicht n kleines ›Dankeschön‹ für die Personalakte schreiben kann.«

»Ich kann *warten*«, brummte der Schreckliche Tscheche. Dann sagte er: »Dabei fällt mir ein, laß uns auf dem Weg zum Caltech mal beim Pusan Gardens halten. Die haben immer noch *meine* American-Express-Karte bei ihren Fundsachen.«

»Hoffentlich hat sich keiner n koreanisches Menü damit gekauft«, sagte Mario Villalobos, während er seine Akten zusammensuchte. Dann guckte er sich die Kreditkarte des toten Privatdetektivs noch mal näher an und sagte: »Ich frag mich nur, warum das mit der Karte bei Dagmar und Missy nicht geklappt hat? Die Leute bei American Express haben nicht gewußt, daß Lester Beemer tot ist, und sein Konto bei American Express war immer ausgeglichen.«

»Mit meiner Karte klappt's immer«, sagte der Schreckliche Tscheche und zuckte die Achseln.

»Oder könnt das vielleicht doch ne gefälschte Karte sein?« überlegte Mario Villalobos. »Wenn wir deine Karte nachher geholt haben, will ich die doch mal gründlicher mit der hier vergleichen.«

»Was hat denn die Kreditkarte mit deinem Mord zu tun, verdammt?« fragte der Schreckliche Tscheche.

»Ich weiß nicht, was womit zu tun hat«, sagte Mario Villalobos. »Ich hab euch alles gesagt, was ich weiß.«

»Das ist ja vielleicht ein Scheißfischzug«, jammerte Hans. »Ludwig sollte heute auch gebürstet werden. Ich hoffe bloß, daß er keine Pilzflechte kriegt.«

»Ich *hasse* mysteriöse Geschichten«, beschwerte sich der Schreckliche Tscheche. »Dieser Fall wird langsam so blödsinnig wie die Affenliebe von diesem Hundecop.«

Mario Villalobos und Hans warteten in dem Auto des Detectives, während der Schreckliche Tscheche in das Restaurant Pusan Gardens ging, um sich seine American-Express-Karte abzuholen. Als er zum Auto zurückkam, hatte Mario Villalobos die Karte von Lester Beemer in der Hand. Er untersuchte die Karten von beiden

Seiten.

»Das ist ne echte Karte«, sagte der Schreckliche Tscheche.
»Sieht genau aus wie meine.«

»Glaub ich auch«, stimmte Hans zu, wobei er sich zum Vorder-
sitz rüberbeugte.

»Gott verdammt noch mal«, knurrte der Schreckliche Tscheche.
»Du stinkst wie Ludwig. Bleib gefälligst da auf deinem Platz,
okay?«

»Diese koreanische Amateurnutte hat gesagt, daß die Karte
nicht akzeptiert wurde. Erinnerst du dich, Tscheche?« bemerkte
Mario Villalobos.

»Ja, wieso?«

»Sie ist auch nicht akzeptiert worden, als Dagmar und Missy sie
in nem anderen Restaurant am Cienega Boulevard vorgelegt
haben.«

»Mario, sollen wir uns denn noch den ganzen Tag hier rumtrei-
ben?« jammerte Hans. »Laß uns doch sehen, daß wir's hinter uns
bringen.«

»Okay«, sagte Mario Villalobos. »Ich möchte bloß noch einmal
unterwegs anhalten. Ich will auf ner Bank nachfragen, was da
eigentlich los ist, und endlich wissen, ob's ne echte Karte ist oder
nicht.«

Und während sowohl Hans als auch der Schreckliche Tscheche
wie die Rohrspatzen weiterschimpften, über Mario Villalobos im
allgemeinen und über Detectives im besonderen, stoppten sie auf
dem Weg zum Pasadena Freeway an einer Bank in der Innenstadt.

Der Bankbeamte kam mit der Kreditkarte zurück und sagte zu
Mario Villalobos: »Sergeant, auf dieser Karte sind keine Informa-
tionen gespeichert. Das ist das Problem.«

»Wie meinen Sie das, keine Informationen gespeichert? Ist es
ne gefälschte Karte?«

»Nein, die Karte an sich ist einwandfrei«, sagte der Mann.
»Aber da sind wahrhaftig überhaupt keine Informationen per
Magnetstreifen gespeichert.«

»Was heißt das?«

»Die sind gelöscht worden. Ich weiß auch nicht, wie. Ich hab
gehört, das geht mit nem Magneten.«

»Ein einfacher Magnet kann die Informationen auf dem Ma-

gnetstreifen löschen? Also praktisch jede Metallkontrolle auf dem Flughafen?»

»Nein, ich hab meine Karte dauernd dabei, wenn ich fliege. Das geht nur mit einem sehr starken Magneten, mehr weiß ich darüber auch nicht. Warum hängen Sie sich nicht einfach da an unser Telefon und sprechen mal mit einem, der mehr davon versteht?»

Sowohl der Schreckliche Tscheche als auch Hans empfingen Mario Villalobos mit regelrecht gequälten Gesichtern, als er nach dreißig Minuten zurückkehrte.

»Wenn Ludwig hiergewesen war, hätten wir ihn losgeschickt, um dich zu suchen«, sagte Hans.

»Ein starkes Magnetfeld kann die Informationen auf diesen Karten löschen«, sagte Mario Villalobos. »Deswegen hat's bei Missy und Dagmar nicht geklappt!«

»Schön, und was heißt das?« fragte der Schreckliche Tscheche.

»Was das heißt? Bis jetzt noch gar nichts.«

»Ist doch immer wieder erstaunlich, über was für Kleinigkeiten Detectives sich freuen können«, sagte Hans.

Äußerst freudlos starrte der K-9-Cop aus dem Wagenfenster auf die Fußgänger in der Innenstadt, die wie die Irren umeinanderwieselten und sich gegenseitig umrannten. Ein Heer von Arbeitsbienen, das unter der Smogglocke schwitzte.

Klugerweise rang sich Mario Villalobos dazu durch, Hans und dem Schrecklichen Tschechen irgendwas zu essen zu kaufen, bevor sie zum Caltech fuhren, denn auf diese Weise würden sie sich dort nicht so anstellen. Der Schreckliche Tscheche bestand auf Chicken McNuggets, und deshalb stoppten sie bei McDonald's, und er aß gleich vier Portionen davon und vertilgte außerdem zwei Schokoladenshakes und drei Tüten Fritten. Womit er den Nachmittag überstehen konnte.

Sie gingen direkt in Lupe Lunas Büro und trafen sie an der Schreibmaschine, auf der sie pausenlos herumhämmerte, und sie sah sogar noch besser aus als gestern abend, soweit Mario Villalobos sich erinnerte. Wenn er ein *echter* Mexikaner wäre, dachte er, hätte er sicher auch so schönes Haar und so schöne Zähne und eine so schöne Haut wie Lupe Luna.

»Hi«, sagte sie freudestrahlend, als der Detective mit dem Schrecklichen Tschechen und Hans hereinkam. »Danke für das Essen gestern abend. Es war super.«

Der Schreckliche Tscheche und Hans warfen sich einen Blick zu, in dem deutlich die Frage stand: Sind wir vielleicht *deswegen* hier? Bloß damit der gute Mario bei einer scharfen Sekretärin Eindruck schinden kann?

Und dann geriet Mario Villalobos beinahe in Panik, weil ihm plötzlich einfiel, daß er vergessen hatte, ein Detail einzuführen, als er den Cops hinsichtlich ihrer »Arbeit« als Restaurantangestellte die nötigen Erklärungen gab. Er hatte ihnen nie gesagt, was für eine Art für Angestellte sie angeblich waren.

Er kam nie mehr dazu, es nachzuholen. Sobald er sie Lupe Luna als den »Tschechen« und als »Hans« vorgestellt hatte, sagte Lupe Luna: »Wer ist denn nun der Kellner, und wer ist der Lehrling?«

Weil Hans diesmal schneller schaltete, sagte er: »Ich bin der Kellner.«

Und als der Schreckliche Tscheche das alles begriff, traten ihm die verrückten grauen Augen fast aus den Höhlen. Mario Villalobos betete, daß er nicht losbrüllen und irgendwas sagen würde wie: »SOLL ICH HIER VIELLEICHT N VERDAMMTEN LEHRLING SPIELEN?«

Aber Lupe Luna sagte: »Dann wollen wir gleich mal anfangen. Sie werden ne Weile brauchen, bis Sie sich alle Fotos angeguckt haben.«

Mario Villalobos warf dem Monstercop einen beschwörenden Blick zu, denn der starrte Hans an, als ob er ihn ermorden wollte, weil der K-9-Cop zu kichern begonnen hatte. Er war der Kellner, und der Schreckliche Tscheche war der Kellnerlehrling!

Sie machten auf Mario Villalobos dann den Eindruck typischer Zeugen, die sich die Verbrecherkartei des Police Department anschauten. Am Anfang sind Zeugen noch irgendwie interessiert und eifrig bei der Sache. Sehr schnell schwindet der Eifer, und dann herrscht nur noch Verwirrung. Dann sehen sie sich die Fotos nur noch sehr oberflächlich an und begreifen, daß sie die

betreffende Person eben doch in natura sehen *müssen*, wenn das wirklich noch zu was führen soll.

Nachmittags um vier Uhr sagte Mario Villalobos schließlich: »Also, nun reicht's. Es hat keinen Sinn, alles noch mal durchzusehen.«

»Ich hab inzwischen sechs *Mögliche*«, seufzte Hans.

»Ich hab inzwischen vier *Mögliche*«, seufzte der Schreckliche Tscheche.

»Laßt mich mal n Moment mit Lupe reden«, sagte Mario Villalobos. Der Schreckliche Tscheche rieb sich die Augen und lehnte sich im Stuhl zurück, wobei sich seine stabile Hose über Schenkeln spannte, die denselben Umfang hatten wie die Taille von Hans.

Als der Detective zurückkam, grinste er. »Lupe zeigt uns, wo hier die Bar ist. Wir können uns da n paar *Drinks* genehmigen, auf Kosten von ihrem Boß.«

»Is ja super«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Nach n paar Drinks erkenn ich die Leute immer viel besser«, sagte Hans.

»Wir sollten das aber nicht zu sehr ausnutzen«, warnte Mario Villalobos. »Ihr Boß kriegt unsere Rechnung.«

Wie sich später herausstellte, war die Barrechnung an diesem Nachmittag zwar nicht so hoch wie vor kurzem, als Lupe Lunas Boß zu einer Cocktailparty in den Speisesaal vom Caltech geladen und dreißig Personen bewirtet hatte. Aber viel fehlte nicht.

Das Caltech Athenaeum war eins der älteren Gebäude. Es war 1929 erbaut worden, unmittelbar vor dem großen Krach, in der goldenen Zeit der kalifornischen Architektur. Einer Zeit der Ziegeldächer, maurischen Bögen, korinthischen Säulen und gewölbten Decken, die mit Blattgold ausgelegt waren. Lupe Luna führte sie durch das Gebäude, vorbei an einem eleganten Speisesaal in eine riesige Wohnhalle.

Der Schreckliche Tscheche sagte: »Irre! Hier könnte man ja Basketball spielen!«

Hans spazierte über den orientalischen Teppich und sagte: »Auf dieser kleinen Brücke könnten glatt hundert Ayatollahs rum-

fliegen.«

»Dieser Riesenkamin!« sagte der Schreckliche Tscheche. »Da könnte man sogar Ludwig rösten.«

»Seht euch bloß mal die alte Nußbaumtäfelung an«, sagte Mario Villalobos. »So was bringen die heutzutage gar nicht mehr zustande.«

»Ich hab noch nie einen so großen Kellnerlehrling gesehen«, sagte Lupe Luna argwöhnisch zu Mario Villalobos.

Der Detective beschwichtigte sie und flüsterte: »Er ist in dem Punkt ziemlich empfindlich. Er war früher auch mal Kellner und ist degradiert worden, weil er immer die Teller hat fallen lassen.«

Sie sah aus, als ob sie auch das nicht glaube. Sie gingen zurück durch die Lobby und kamen zur Hayman Lounge. Es war eine gepflegte Cocktaillounge mit gepolsterten Stühlen und einem Bar-mixer mit schwarzer Krawatte.

»Hier nehmen die Herren Spender und Mäzene ihre Drinks«, erklärte Lupe Luna. »Die Studenten und die Professoren sitzen lieber unten.«

»Gehen wir nach unten«, sagte Mario Villalobos.

In der Kellerbar des Athenaeums standen einfache, aber massive Holztische und Holzstühle. Der Fußboden war mit billiger Auslegeware ausgestattet, und die Betonwände waren bloß über-tüncht worden. Aber gerade weil die Bar nicht so luxuriös war wie die obere, fühlten sich Hans und der Schreckliche Tscheche hier viel wohler.

Mario Villalobos gefiel sie, weil es hier ganz offensichtlich die Art von »Nähe« gab, in der die Leute schnell ins Reden kamen. Und er wußte, wie alle Detectives, daß Kriminalfälle im Endeffekt immer noch durch *Reden* gelöst wurden und daß Storys über angeblich streng »wissenschaftliche« Aufklärungen meist nur von der Public-Relations-Abteilung der Polizei stammten. Er hoffte bloß, daß er sich genügend auf seine Arbeit konzentrieren konnte, weil Lupe Luna ihn doch ziemlich ablenkte.

Die Studenten hatten die Mauern der Bar mit Anspielungen auf aktuelle Ereignisse geschmückt. Auf einer Kreidetafel etwa wurde die Frage aufgeworfen: »Soll man den 40 000 Pinguinen der Falk-landinseln politisches Asyl gewähren?« Auf einer anderen Tafel stand die passende Antwort: »Nur wenn sie sich Aufkleber ›Rettet

die Wale« auf die Schwimmflügel kleben lassen.«

Die Kleidung der Wissenschaftler, gleichgültig, ob es sich um Studenten oder um Professoren handelte, rangierte zwischen zwanglos und schäbig. Eine schlanke, attraktive Frau bediente hinter der Bar, die sie jetzt schon für den Abend aufmachte. Der Schreckliche Tscheche warf ihr bloß einen Blick zu und ließ sich dann gleich auf dem ersten Stuhl hinter der Tür häuslich nieder.

»Bourbon on the Rocks. N Doppelten«, sagte der Schreckliche Tscheche und überlegte, wie lange man höflicherweise warten mußte, bevor man weibliche Barmixer in hochkarätigen wissenschaftlichen Instituten anmachte.

»Scotch on the Rocks. N Doppelten«, sagte Hans mit einem anzüglichen Blick, ohne Rücksicht auf irgendwelche Höflichkeiten.

Und Mario Villalobos sagte sich: Das also kommt dabei heraus, wenn man sich über anderer Leute Barrechnung Gedanken macht.

Lupe Luna zuckte die Achseln und sagte: »Wir sind fest davon überzeugt, daß man unsere örtliche Polizei unterstützen muß, wie's so schön heißt.«

»Okay«, sagte Mario Villalobos. »Also ein sehr trockener Wodka Martini on the Rocks. N Doppelten.« Und als er hinzufügte: »Sparen Sie sich den Wermut. Sparen Sie sich die Oliven!« setzte die Frau hinter der Bar ein wissendes Barmixerlächeln auf und servierte ihm einen *äußerst* großzügigen Schuß Wodka auf Eis.

Der Schreckliche Tscheche sagte zu Hans: »Das könnte am Ende ja doch noch n ganz hübscher Job werden.« Und dann sah er auf die Riesenschüssel voll Knabberfischli und einen riesigen Plastikbeutel voller Popcorn.

»Sind Knabberfischli und Popcorn hier gratis?« fragte der Schreckliche Tscheche die Barmixerin.

»Soviel Sie möchten«, sagte sie.

»Das ist hier n anderer Laden als der von Leery, was, Mario?« sagte der Schreckliche Tscheche. »Hier gib'ts tatsächlich was umsonst!«

Lupe Luna, die mit Mario Villalobos an einem der Holztische saß, sagte: »Wo ist Leerys Laden?«

»Leery ist der, hm, Eigentümer des Restaurants, in dem sie

arbeiten.«

»Und wieso nennt er Sie beim Vornamen? Sind Sie mit allen Zeugen so intim?«

»Ich glaube, ich bin n ganz umgänglicher Cop.«

»Aha.«

»Aber apropos intim, wann gehen wir wieder mal aus?«

»Haben Sie mir eigentlich über diesen ... Juwelendiebstahl, den Sie bearbeiten, die *volle* Wahrheit gesagt?«

»Glauben Sie, ich lüge Sie an?« fragte Mario Villalobos und verschluckte sich fast an seinem doppelten Wodka.

»Der *da*«, sagte sie trotzdem und deutete auf den Schrecklichen Tschechen, »soll Kellnerlehrling sein?«

»Meinen Sie, ich könnte mir auf Kosten von Ihrem Boß noch n Drink genehmigen? Wir würden gern selber zahlen, wenn das nicht n Privatclub war.«

»Ich werd Ihnen einen besorgen!« sagte sie, und in dem Augenblick ahnte er, daß seine Lüge vielleicht doch bloß sehr kurze Beine hatte.

»Sagen Sie ihr, einen Wodka Martini ...«

»Sehr, *sehr* trocken«, nickte Lupe Luna.

»Die weiß doch hundertprozentig, daß ich das letzte Arschloch bin, und trotzdem besorgt sie uns jede Menge zu saufen. Ich glaub, ich hab mich verknallt!« flüsterte Mario Villalobos dem Schrecklichen Tschechen zu, der allerdings bloß mit den Schultern zuckte.

Als Lupe Luna zurückkam, brachte sie außer seinem doppelten Wodka einen Whiskey Sour für sich selbst mit.

»Ich mach Sie betrunken, und dann mach ich mit Ihnen, was ich will«, warnte sie ihn scherzhaft.

»Ehrlich?« schrie Mario Villalobos begeistert. »Bei *freien* Getränken?«

»Na klar. Dann krieg ich raus, was Sie hier wirklich ermitteln. Ich find das ungeheuer *aufregend*. Ich steh doch auf mysteriösen Geschichten.« Sie sah ihn über den Rand des Whiskey Sour an, und in ihren Augen blitzte der Schalk.

Inzwischen waren der Schreckliche Tscheche und Hans über ihre Abordnung zu den Detectives überhaupt nicht mehr sauer, und die Bar füllte sich allmählich. Sie beschäftigten sich beide schon mit ihrem zweiten Doppelten, und der Schreckliche Tsche-

che drohte bereits den Barrekord im Verzehren von Fischli zu brechen, den bis jetzt der Chairman der Division of Chemistry hielt.

Allen Ernstes hatte der Schreckliche Tscheche damit begonnen, zwei Jungdoktorinnen, die nach dem Abschluß ihres Studiums Gaststipendien in Physik und Chemie erhalten hatten, eine Vorlesung zu halten. Die Vorlesung des Schrecklichen Tschechen hatte den Verzehr von Fischli zum Thema.

»Manche Leute essen ein Fischli, indem sie ihm erst mal den Schwanz abbeißen«, sagte der Schreckliche Tscheche. Er nahm den kleinen Cracker in Fischgestalt und hielt ihn zwischen seinen Fingern, die die Größe von 50-Milliliter-Reagenzgläsern hatten. »Es ist überaus interessant, an einer Bar zu sitzen und zu sehen, wie die Leute Fischli essen«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Da gibt's sogenannte Schwanzbeißer. Die einen beißen hochkant in den Schwanz, die anderen flach. Dann gibt's diese Typen, die den kleinen Fisch zwischen die Zähne nehmen und ihn in der Mitte regelrecht aufschlitzen. Dann gibt's die natürlichen Leute, die ihre Fischli einfach runterschlingen, wobei ihnen ständig die Krümel aus dem Mund rutschen. Solche Leute interessieren mich nicht sonderlich. Aber Sie beide sind Schwanzbeißer, wie ich sehe. Ich *liebe* Schwanzbeißer. Ich würde Ihnen ja liebend gern einen ausgeben, aber wir sind hier bloß Gäste.«

»Das war ein *sehr* lehrreicher Vortrag über Fischli«, sagte Hans, und seine weinerliche Stimme und dazu dieser klugscheißerische Ton gingen dem Schrecklichen Tschechen fürchterlich auf den Geist.

Dann flüsterte der magere K-9-Cop der Jungdoktorin, die neben ihm saß, zu: »Ihre Freundin guckt dieses Riesenbaby ja an, als ob er ne eklige Warze an ihrem Finger war. Das Mädchen hat ne Menge Geschmack.«

Beide Jungdoktorinnen trugen Levi's-Jeans. Die eine trug dazu ein rotes T-Shirt und Mokassins. Dem Schrecklichen Tschechen gefiel ihre große Brust, aber er warf auch ein Auge auf die andere, die ein altes, abgetragenes Hemd und Turnschuhe anhatte. Genaugenommen waren die beiden nicht viel anders angezogen als männliche Cops in ihrer Freizeit.

»Wessen Gäste sind Sie eigentlich?« fragte die Jungdoktorin in

dem T-Shirt.

»Na, von der Frau da neben dem Kerl in dem Anzug«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Luna heißt sie.«

»Und was machen Sie beruflich?« wurde Hans, der sich an der Bar noch mehr an die Leute ranschmiß als sonst, von der anderen Jungdoktorin gefragt.

»Ich bin Kellner«, sagte Hans. »Er ist ...«

»Wir sind *beide* Kellner!« sagte der Schreckliche Tscheche und starrte Hans an. »Wir arbeiten in nem sehr netten Laden auf der Restaurant Row. Haben Sie da mal gegessen?«

»Können wir uns nicht leisten«, sagte die Jungdoktorin in dem T-Shirt. »Als arme junge Wissenschaftlerinnen müssen wir uns unseren Platz in der Welt erst erkämpfen. Nächstes Jahr kriegen wir dann die dicken Jobs in der Forschung, dann können wir im Restaurant essen.«

In diesem Augenblick rauschte eine Horde lärmender Jungakademiker die Treppe herunter in die Bar. Sie trugen abgeschnittene und ausgefranzte Jeans und Schmuddelklamotten aller Art. Sie wirkten keineswegs intelligenter als die Studenten, die die Cops manchmal einsperren mußten, wenn sie sie auf ihrem Weg zu den großen Universitäten USC und UCLA betrunken im Revier der Rampart Division erwischten. Der Unterschied war der, daß die hier intelligenter sein *mußten*, weil sie sonst vermutlich kaum am Caltech studieren würden. Einer der Jungen, der lauter Fusseln im Bart hatte, sagte zu einem anderen: »Physik ist das reine Picken. Mathematik ist reine Wichserei.«

Der Schreckliche Tscheche kapierte gar nichts mehr, aber zumindest hatte es was mit Sex zu tun. Die beiden eigentlich gar nicht sonderlich attraktiven Jungdoktorinnen wurden allmählich immer hübscher. »Noch n Doppelten«, sagte er zu der Barmixerin, die sich inzwischen ganz schön ranhalten mußte, um die lärmende Horde der Trinker zufriedenzustellen.

Die Jungdoktorin in dem abgetragenen Hemd, für die vor allem Hans schwärmte, sagte zu der anderen: »Kennst du den von dem theoretischen Physiker, der in nem See ertrunken ist, der nach seiner Theorie nur eine Durchschnittstiefe von fünfzehn Zentimetern hatte?«

Die beiden jungen Frauen krümmten sich vor Lachen, und der

Schreckliche Tscheche, der auch diesen Witz nicht verstanden hatte, sagte: »Möglicherweise sind Sie Abendländer, wenn Sie vertikal in Fischis beißen, und Orientale, wenn Sie seitlich reinbeißen.«

»Was studieren Sie denn so?« fragte Hans die Jungdoktorin in dem abgetragenen Hemd. Er stützte sich auf seine Ellenbogen und ging noch enger auf Tuchfühlung, als es der Schreckliche Tscheche bisher jemals bei ihm beobachtet hatte. Der K-9-Cop entpuppte sich mehr und mehr als ein richtiges Hänschen Schleicher, das immer bäuchlings an der Bar hängt und auf die Menschen zurobbt, ähnlich wie ein Polizeihund, der sich immer erst mal dicht über dem Boden anschleicht, bevor er dann zuschnappt.

»Im Augenblick die Chemie der Kolloidalen Grenzzustände«, sagte sie.

»Wow! Das hört sich in meinen Ohren wahnsinnig *erotisch* an!« jubelte Hans.

»Mir war ja sehr viel wohler, wenn sich dieser perverse Winzling wieder auf seinen Barhocker verziehen würde«, flüsterte der Schreckliche Tscheche *seiner* Jungdoktorin zu. »Mal ganz ehrlich, der ist noch nicht mal Kellner. Der ist mein *Lehrling*.«

In diesem Augenblick betrat ein Mann die Bar. Er war älter als die Studenten und Jungdoktorinnen. Er gehörte anscheinend zum Lehrkörper. Der Schreckliche Tscheche machte Hans ein Zeichen, er möge sich mal umdrehen und den Mann angucken. Der Mann war allerdings weder in den Fünfigern noch hatte er die Größe des Typs, den sie vor Dagmar Duffys Apartmenthaus gesehen hatten. Er war Gastdozent, wie sich herausstellte, und hatte seine Vorlesung über bio-anorganische Chemie gerade mit einer Theorie über Wesen und Herkunft der Vampire gewürzt.

Einer der Studenten, der gerade ein Bier trank und dabei eine Frisbeescheibe um den Finger wirbeln ließ, sagte zu dem Professor: »Könnten Sie Ihre Vampirtheorie nicht mal meinen Freunden hier erläutern?«

Woraufhin der Schreckliche Tscheche den Augenflirt mit seiner Jungdoktorin sofort unterbrach und sich statt dessen kerzengerade an der Bar aufrichtete und aufmerksam hinhörte. Sie redeten über Vampire! Und er war ja schließlich *selber* einer!

»Diese Theorie hat eine Menge für sich«, sagte der Professor

mit einem deutlichen britischen Akzent. »Das Ganze hängt mit einer Krankheit namens Porphyria zusammen, die anscheinend vererbbar ist und deshalb regional besonders häufig auftreten kann, so zum Beispiel in der Gegend um Transsylvanien, und ...«

Der Professor wurde von einem der riesigsten Menschen, die er seit längerem gesehen hatte, unterbrochen, einem Mann, der Augenbrauen hatte, die aus fingerbreiten Pelzstreifen zu bestehen schienen, und der an der Bar saß und gespannt zugehört hatte. »Wie schreibt sich diese Krankheit?« fragte der riesige Mensch.

»Hm, die schreibt sich P-o-r-p-h-y-r-i-a«, sagte der Professor. »Und um damit fortzufahren, meine Theorie ist die, daß durch die Krankheit zuviel Porphyrin ausgeschieden wird, das durch die Eisenverbindungen, die es enthält, den Blutfarbstoff bildet, und daß den Leuten dadurch ihre Probleme entstehen. Das Trinken von Blut hingegen gleicht ihren Porphyrinhaushalt wieder aus, und deshalb greifen sie Kühe an und trinken deren Blut.«

Plötzlich entspannte sich der Schreckliche Tscheche. »Mit dem Trinken von Kuhblut habe *ich* nichts zu schaffen!« sagte er zu der Jungdoktorin, die ihn verwirrt anschaute.

»Nun ist die Sache aber auch die, daß Knoblauch ein Enzym, das Porphyrin freisetzt, blockieren kann«, fuhr der Professor fort, »und so kam die Legende auf, Knoblauch könne vor Vampiren schützen.«

»Du sollst nicht begehren deines Nachbarn Kuh«, kicherte Hans seiner Jungdoktorin zu, die ihn total ignorierte.

»Und auch Chinin blockiert dieses Enzym«, fuhr der Professor fort, »also ...«

»Das heißt doch, daß man einem Vampir keinen Gin *Tonic* geben darf!« sagte der Schreckliche Tscheche, und zum ersten Mal schenkte seine Jungdoktorin ihm ihre volle Aufmerksamkeit. Er hatte ja vollkommen recht!

»Wenn ich mich nächstens mit einem fremden Mann verabrede, mach ich erst mal einen Gin-Tonic-Test mit ihm«, sagte sie und schaute den Schrecklichen Tschechen prüfend an, denn der sah mit seinem schwarzen Haar, den pelzigen Augenbrauen und seinen slawischen Zügen tatsächlich wie Draculas Urgroßvater aus - wie ein sehr großer Urgroßvater allerdings, um genau zu sein.

»Ich könnte ja ne *echte* Vampirstory erzählen«, flüsterte der

Schreckliche Tscheche, »wenn ich Sie erst mal besser kenne. Ich sehe, Sie *mögen* Vampire.«

Zwei männliche Studenten, die derzeit völlig aus dem Häuschen waren, weil der Schlußtermin für die Abgabe eines Dissertationsthemas immer näher rückte, diskutierten mit den Gründen dafür und dagegen die Frage, ob einer ihrer Kommilitonen aus dem Fenster gesprungen oder rausgefallen war, weil er vollgepumpt mit Lachgas gewesen war. Offenbar hatten auch wissenschaftliche Wunderkinder ihre Streßprobleme.

Der Schreckliche Tscheche, der inzwischen bei seinem vierten Doppelten angelangt war und sich an sämtlichen Konversationen beteiligte, sagte: »Er *ist gesprungen*, wenn Sie mich fragen. Heutzutage springt doch jeder oder schlitzt sich die eigene Kehle auf oder steckt sich seinen Achtunddreißiger in den Rachen und drückt ab. Oder die Leute machen ihre Kinder tot, oder ...«

»Aber so schlecht läuft's im Restaurantgewerbe doch wohl kaum«, sagte eine der Jungdoktorinnen zu ihm.

»Also, über was reden diese Jungs da eigentlich, was heißt Reaktionskinetik?« erkundigte sich Hans, ziemlich betrunken, bei seiner Jungdoktorin, die ihrerseits von diesem K-9-Cop einfach nicht loskommen konnte und längst gemerkt hatte, daß er stank wie ein Tier.

»Wie Moleküle aufeinanderprallen«, sagte sie.

»Alles, was Sie sagen, klingt für mich erotisch!« jubilierte Hans. »Könnten Sie mir nicht Ihre Telefonnummer aufschreiben?«

»Ich denk nicht dran«, sagte die Jungdoktorin und warf ihrer Kollegin unmißverständliche Blicke zu.

»Aber dann schreiben Sie mir doch wenigstens Ihre Ortskennzahl auf«, bettelte Hans, der von Minute zu Minute geiler wurde.

»Heute abend nicht«, antwortete sie, und ihrer Freundin flüsterte sie zu: »Paß auf, das ist der letzte Arsch!«

»Gut, dann schreiben Sie mir ne Formel auf!« schrie Hans. »Ich bin verrückt nach klugen Mädchen!«

»Wissen Sie, warum ich mich vor allem freue, daß ich hier reingeschneit bin?« sagte der Schreckliche Tscheche zu der Barmixerin, die ihm gerade den fünften Doppelten einschenkte. »Hier ist jeder intelligenter als ich. Da, wo ich sonst immer rumsauf, bin ich der Intelligenteste von allen, und deshalb krieg ich da immer

richtige Schuldgefühle, weil ich eigentlich was Besseres tun könnte, als mich mit all diesen Dummköpfen zu besaufen.«

»Intelligenter, oje!« flüsterte Hans seiner Jungdoktorin zu.

»Der ist so intelligent wie ne Eisbox. Der ist nicht mal Kellner. *Kellnerlehrling* is er. Und das seit zwanzig Jahren. Der älteste beklopfte Kellnerlehrling der ganzen Restaurant Row.« Er winkte der Barmixerin zu und sagte: »Können Sie mir nicht noch mal nachschenken, schöne Frau?«

In diesem Augenblick betrat ein anderer Professor die Bar. Er war ziemlich groß und hatte dunkles Haar und war mindestens fünfzig Jahre alt. Er trug keine Brille und hatte keinen Schnurrbart, aber der Schreckliche Tscheche wurde sofort hellwach. Er nickte zu Hans hinüber, und der renkte sich fast seinen Spaghettihals aus und zuckte die Achseln.

Als der Mann an die Bar kam, um sich einen Gin Martini zu bestellen, wurde der Schreckliche Tscheche schon langsam taub um Nase und Kinn. Außerdem hatte er ziemliche Mühe, seine Ellenbogen auf der Bar zu halten.

Er mußte unbedingt die Stimme dieses Mannes hören. Er sagte: »Ich trink hier unten viel lieber als da oben in dieser piekfeinen Lounge. Und Sie?«

Der Mann sah sich den angetrunkenen Riesen an und lächelte einverständnis, ohne ein Wort zu sagen.

»Man hat mir gesagt, die Lounge da oben, wie hieß die noch mal, die Hymen Lounge ...«

»Die Hayman Lounge«, korrigierte ihn die Barmixerin.

»Richtig, die Hayman Lounge, da saufen meistens die Leute, die das große Geld stiften.«

Der Mann lehnte an der Bar, nippte an seinem Martini und schaute auf die Uhr.

»Is sicher ne hübsche Bar da oben«, sagte der Schreckliche Tscheche, »aber mir gefallen die Leute hier unten besser. Ihnen nicht auch?«

Der Mann räusperte sich nur.

»Beißen Sie den Fischis den Schwanz ab, oder stecken Sie sich die Dinger ganz in den Mund?« wollte der Schreckliche Tscheche wissen.

»Haben Sie was mit dem Caltech zu tun?« fragte der Mann.

»Nee, ich hab n Restaurant«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Genaugenommen hab ich sechs. Vielleicht spendier ich dem College auch mal n paar Dollars, wenn's mir hier weiter so gefällt.«

Als der Mann lächelte und seiner Wege ging, schüttelte der Schreckliche Tscheche verneinend den Kopf, und Hans startete einen neuen Versuch, eine der Jungdoktorinnen anzumachen.

In diesem Betonkeller gab es überhaupt keine Schalldämpfung, und der Lärm ging Mario Villalobos, der inzwischen alles über Lupe Lunas gescheiterte Ehe, ihr Leben mit einer Tochter im Teenageralter und ihre Arbeit beim Caltech erfahren hatte, fürchterlich auf die Nerven. Trotzdem tat er alles, um sie am Reden zu halten, damit sie ihm nicht zu viele Fragen stellte. Erbefürchtete, sie könnte sich verpflichtet fühlen, alles weiterzumelden, wenn sie die Wahrheit über seine Ermittlungen erfuhr, und damit, da war er sich ganz sicher, wäre alles aus.

Wenn man es quasi im Reagenzglas eindampfen würde, bliebe am Ende nichts anderes übrig als der instinktive Verdacht eines Detectives, daß irgend jemand aus diesem Laden Amok lief, eine Hure und einen Schnüffler getötet hatte und nun auch noch versuchte, diese Macho-Maid Dagmar Duffy zu ermorden. Jedesmal, wenn Lupe Luna versuchte, ihm ein paar genauere Angaben zu entlocken, hatte er das Thema gewechselt. Nach dem dritten Wodka versuchte er, das Gespräch endlich wieder auf den Punkt zu bringen, auf den es gehörte: Sex.

»Sie haben hier doch sicher jede Menge Verehrer?« fragte Mario Villalobos. »Ich kann mir ja sehr gut vorstellen, daß es da in der Fakultät durchaus n paar ernsthafte Interessenten gibt.«

»Nicht allzu viele«, sagte sie. »Die Herren Wissenschaftler haben anscheinend bloß zweimal im Jahr Brunftzeit. Die sublimieren ihre sexuellen Bedürfnisse durch ihr Studium und die Forschung, und dann plötzlich geraten sie in eine Art brünftigen Wahnsinn wie die Elche. Das ist dann die Zeit, in der ich Anrufe kriege. Wie ist das bei Cops?«

»Sie lassen sich nicht ganz so auffressen vom Job«, sagte er und warf einen Blick auf die beiden an der Bar. »Sie neigen allerdings stark dazu, in reiferen Jahren unheimlich müde zu werden.«

Inzwischen waren die beiden Jungdoktorinnen von der Bar geflüchtet, und ihre Plätze hatten zwei Fakultätsmitglieder einge-

nommen, die allerdings nicht im entferntesten der Beschreibung des Mannes im Nadelstreifenanzug entsprachen. Sowohl der Schreckliche Tscheche als auch Hans wendeten sich deshalb der Barmixerin zu.

»Ich kann's manchmal selbst kaum glauben«, sagte Lupe Luna zu Mario Villalobos, »aber die reine Naturwissenschaft wirkt auf manche dieser Leute äußerst erotisch. Ich bin mit Wissenschaftlern befreundet gewesen, die von ihrer Arbeit derart schwärmten, wie Sie möglicherweise von einer Orgie schwärmen würden.«

»Ich könnte gar nicht von einer Orgie schwärmen«, sagte Mario Villalobos, »aber wenn Sie irgendwelche Storys von Orgien kennen, nur raus damit!«

»Wann wollten Sie zu dieser Open-House-Party gehen?« sagte sie und schaute ihn mit feuchten Antilopenaugen über den Rand des Glases an.

»Etwa gegen acht«, sagte er. »Das Ganze ist ja wirklich nicht mehr als ein Schuß ins Blaue, aber wir haben eben die Möglichkeit, jede Menge Chemieprofessoren auf einem Haufen zu sehen. In natura.«

»Dann bleibt uns ja kaum noch Zeit für die ganz großen Orgien«, sagte sie, offensichtlich nicht gewohnt, drei Whiskey Sour zu trinken.

»Ich spür schon, wie meine Nervenzellen in Wallung geraten«, sagte der Detective, und er streckte seine Hand über den Tisch und streichelte einen ihrer Finger. »Ich hab doch echt geglaubt, das Gaunerfangen war inzwischen meine *einzige* Freude.«

»Ich fühl mich auch merkwürdig sexy«, sagte sie, und ihre Worte kamen dabei ziemlich ins Schleudern. »Ich glaub, dieser Krimi törnt mich ganz schön an.«

»Haben Sie bei Agatha Christie so was nie gespürt?«

Er fühlte, wie ihr schlankes Fußgelenk unter dem Tisch seins berührte.

Mittlerweile hatte der Schreckliche Tscheche eine Studentin entdeckt, die noch arroganter war als die Jungdoktorin. Abgesehen davon trug sie äußerst dreckige, ausgefranzte Jeans und ein T-Shirt ohne BH. Sie war zweifellos die unattraktivste Frau weit und breit.

»Ich bin n junger Gynäkologe und mach kostenlos Abstriche«,

flüsterte Hans der Studentin zu, die zunächst versuchte, ihn zu ignorieren.

»Ich würd auch zu gern mal Ihr T-Shirt naß machen und gucken, was dann für Wetter ist«, sagte Hans trotzdem reichlich anzüglich und fiel fast vom Barhocker, als er versuchte, näher an sie heranzukommen.

»Zischen Sie ab«, sagte sie und warf dem mageren Kerl in seinem Freizeitanzug, der offensichtlich nicht hierhergehörte, einen giftigen Blick zu.

»Sowie es naß war, wüßt ich entweder sehr schnell, ob's draußen kalt ist, oder ob Sie mich *mögen!*« schrie Hans und schob sich auf der Theke noch näher an sie heran.

»Vorsicht, das ist ne Laus!« schrie sie den anderen Frauen zu, und daraus zog Hans sehr schnell den Schluß, daß sie vermutlich genauso tückisch war wie die Fotze, die öffentlich über seine Praecoxprobleme gequasselt hatte. Was ihn auf eine Idee brachte: Er fragte sich, ob er hier nicht einen berühmten Chemieprofessor finden könnte, der ihm aus der Patsche half.

Inzwischen hatte es der Schreckliche Tscheche seinerseits aufgegeben, der Studentin in dem T-Shirt schöne Augen zu machen, und zwar in dem Moment, in dem einer ihrer männlichen Kommilitonen gesagt hatte: »N paar von diesen Weibern hier sind doch echte Feministinnen. Die da hält Vorlesungen, wie man lebenslänglich ohne Kerl auskommt.«

»Für so was ist die sowieso zu alt«, sagte der Schreckliche Tscheche zu dem schlaksigen Studenten, wobei er schreien mußte, um bei dem Lärm in der Kellerbar überhaupt gehört zu werden.

»Ich kenn einen Typ, der hat bis zum Examen zehn Jahre gebraucht. Als er dann endlich fertig war, hatte er graue Haare«, sagte der Junge.

Da er inzwischen genug getrunken hatte, um doch noch den Detective zu spielen, sagte der Schreckliche Tscheche: »Hier muß es ja eigentlich ne Menge Streß geben. Kennen Sie zufällig n Professor, der mal durchgedreht is und dann vielleicht irgendwie ... gewalttätig geworden is?«

»N Professor?« Der Student fuhr sich mit den Fingern durch sein wirres Haar. »Ich hab mal von nem Studenten von der Universität Stanford gehört, der seinen Studienberater angeblich mit

einem Hammer erschlagen hat. Typisch Naturwissenschaftler. Anschließend hat er dem Mann einen Sack über den Kopf gestülpt, damit der ihm seinen Papierkram nicht blutig machte. Dann hat er dem Richter auch noch gesagt, nach zehn Jahren Stanford war das Staatsgefängnis von Folsom doch das reine Zukerschlecken.«

»Andere Gewalttäter fallen Ihnen nicht ein?«

»Im Moment nicht. Spinner haben wir ne Menge.«

Sie wurden jäh unterbrochen, als die Studentin im T-Shirt Hans anbrüllte: »Nein, Sie sollen mir keinen Würgegriff beibringen! Ich kann mich auch so wehren!«

»Aber hier geht's um den Halsschlagadergriff!« sagte Hans verschlagen. »Sie wissen doch, der, über den dauernd was in der Zeitung steht, weil die Leute manchmal abkratzen, nachdem die Cops ihnen den Hals zugeedrückt haben.«

»Ich *wünsche* aber nicht, daß Sie mir den Hals zudrücken, Mann!« schrie die Studentin.

»Hätten Sie denn Lust, *mir* den Hals zuzudrücken?« brüllte Hans. Er war einfach nicht zu bremsen, wenn er so scharf war wie jetzt.

»Nein, ich will Ihnen nicht Ihren verdammten Hals zudrücken!« schrie sie.

»Können Sie mir dann nicht wenigstens den *Hintern* versohlen?« kreischte Hans.

Die Studentin schnappte sich ihr Bier und ging stocksauer zu einem der Tische, und der Schreckliche Tscheche sagte entrüstet: »Du kannst dich ja wohl nirgends benehmen, oder? Dauernd mußte die Sau raushängen!«

Der K-9-Cop winkte die Barmixerin heran, geil, wie er nun mal war, und sagte: »Noch einen Doppelten, meine Liebe! N allerletzten für den Freeway!«

Der Schreckliche Tscheche kam auf das Geschäftliche zurück und fragte den Studenten: »Manche Professoren neigen doch sicher zu ... *Emotionen*. Ich mein, die reagieren doch bestimmt auch mal mit Wutanfällen, wenn die Experimente nicht so klappen, wie sie eigentlich sollten, oder so was in der Richtung. Gibt's da nicht n bestimmtes Studienfach, das, sagen wir mal, *aggressive* Typen anzieht?«

»Ich glaub, da sollten Sie die mal fragen«, sagte der Junge und deutete auf die Barmixerin, die aufmerksam zugehört hatte.

»Die meisten Leute, die im Moment hier sind, gehören zur chemischen Fakultät«, sagte sie zu dem Schrecklichen Tschechen. »Das sind die lustigsten, und saufen tun sie wie die Fische.«

»Ich glaub eigentlich nicht, daß sie auf ihren Kongressen viel rumbumsen«, mischte sich eine weitere Studentin ein. Sie hatte Chemical Engineering belegt und war anscheinend ziemlich enttäuscht darüber, daß die Chemiker auf ihren Kongressen nicht viel rumbumsten.

»Vielleicht spülen sie ja mit ihren Drinks zu viele Pillen runter, und anschließend *können* sie gar nicht mehr viel rumbumsen«, sagte der Schreckliche Tscheche achselzuckend, und dabei fiel Hans wieder ein, daß er *unbedingt* mit einem erfahrenen Chemiker über sein vor kurzem aufgetauchtes Problem sprechen mußte.

»Biologen sind anständig und normal«, sagte die Barmixerin. »Deshalb bumsen sie auf ihren Kongressen bestimmt ganz schön *heftig* rum und haben ne Menge Spaß dran.«

»Physiker sind vor allem charakterlich sauber«, tönte eine der Jungdoktorinnen.

»Das stimmt«, sagte die Barmixerin. »Ihre Barrechnungen bezahlen sie immer. Aber laufen dafür in den letzten Klamotten rum, und rasieren und kämmen könnten sie sich auch mal öfter.«

»Ich glaub, Geologen sind Schürzenjäger«, behauptete eine andere Jungdoktorin. »Die werden schon geil, wenn sie in der Wüste Steine suchen.«

»Ingenieure sind am geizigsten«, sagte eine andere Studentin. »Die lassen immer andere für sich bezahlen. Ab und zu versuchen die tatsächlich, ihren eigenen billigen Wein hier reinzuschmuggeln.«

»Alles gut und schön, aber rein wissenschaftlich betrachtet ist Chemie sehr viel anstrengender als Biologie«, argumentierte ein Student. »Von daher gerät man wahrscheinlich doch schneller ans Saufen.«

»Physik ist exakter«, teilte ein anderer dem Schrecklichen Tschechen mit.

»Geologie steht ganz unten«, sagte ihm der nächste.

»Physiker halten das, was sie versprechen«, sagte die Barmixe-

rin. »Sie essen kalorienbewußter, wenn sie nicht gerade ganz vergessen zu essen.«

Und so weiter.

Der Schreckliche Tscheche sah ein, daß bei diesen Versuchen, einen kriminellen »Typ« zu finden, überhaupt nichts rauskam, und er wollte die Sache gerade anders anpacken, als einer der Studenten eine Rätselfrage stellte.

»Folgendes Rätsel übern elliptischen Swimmingpool«, sagte der Student. »Wenn man an einem der Brennpunkte reinspringt, kann dann das Wasser bis auf den anderen Brennpunkt spritzen? Völlig unabhängig von der jeweiligen Wasserbeschaffenheit natürlich?«

»Nicht *schon* wieder einen über n theoretischen Physiker«, stöhnte ein Student.

»Wasserwellen verhalten sich anders als Lichtwellen«, bemerkte ein Student.

»Ein Swimmingpool ist keine Echokammer«, gab ein anderer zu bedenken. »Wasserwellen verhalten sich *völlig* anders als Schallwellen.«

»Wegen der unregelmäßigen Wassertiefe würden die Wellen den anderen Brennpunkt nicht zur selben Zeit tangieren«, behauptete ein anderer.

»Ich sagte, *unabhängig* von relativer Wassertiefe und Wasserbeschaffenheit«, erinnerte sie der Rätselfreund.

»Dann lautet die Antwort ja«, sagten daraufhin, ohne zuzögern, drei der Studenten.

Und der Schreckliche Tscheche wurde allmählich ganz benommen. Er ging hinüber zu Hans und sagte: »Die könnten genauso gut kambodschanisch reden!«

»Ist vielleicht alles bloß dummes Geschwätz«, nörgelte der K-9-Cop. »Ich dacht ja auch, ich hält die in dem T-Shirt doch noch irgendwie rumkriegen können.«

Und dann setzte der Schreckliche Tscheche, der durch all diese Witze, die er nicht verstand, völlig durcheinander war und sich deshalb bloß noch wünschte, er wäre im Haus des Jammers, weil er wenigstens dort der Intelligenteste an der Bar war, wieder mal einen dieser kleinen Mechanismen in Gang, der seinerseits eine Reihe wesentlich wichtigerer Ereignisse auslöste und auf diese Weise deutlich zu machen schien, daß die Menschen eben doch durch eine

lange, geheimnisvolle Kette miteinander verbunden sind.

Entweder war's das, oder es war, woran Cops im allgemeinen eher glauben, bloß ein idiotischer Zufall. Das Ganze kam jedenfalls dadurch in Gang, daß der Schreckliche Tscheche an einen Baum pinkelte.

Er hatte noch nie erlebt, daß es in einem Untergeschoß keine Toilette gab, und er ging durch eine Kellertür und wanderte einen langen Korridor runter und dann den nächsten, und am Ende fand er eine Tür, die ihn hinausführte in die Dunkelheit. Er hätte mindestens schon fünfzehn Minuten früher gehen müssen, aber er hatte wegen dieses ganzen verwirrenden Geredes so lange gewartet. Nun aber platzte er bald.

Nachdem er schon mal draußen war, trieb er sich in der Nähe der Tennisplätze herum, entdeckte jedoch nichts, das nach einer Toilette aussah. Er mußte weitergehen und war ziemlich wütend. Er kehrte um und stellte mit Erschrecken fest, daß er außerdem, betrunken wie er war, alles doppelt sah. Er fand die ganze Welt zum Kotzen. Er schaute sich um und entdeckte einen Olivenbaum, der im Dunkeln auf ihn zu warten schien.

Als er den Baum erreichte, machte er den Reißverschluß auf und begann zu pinkeln. Plötzlich hörte er aus dem Dunkel eine laute Stimme mit spanischem Akzent: »Iiiiist das herrlich, in diesem Miickymausstall einen Mann zu finden, der Mumm genug hat, an einen Baum zu piiissen!«

Der Schreckliche Tscheche pinkelte schnell fertig, zog den Reißverschluß seiner zwiegenähten Hose hoch und sah einen Mann auf sich zukommen. Der Mann war mittleren Alters und mittelgroß und ähnelte Benito Mussolini. Sein gefiederähnliches Haar sah aus wie die Haube eines Kakadus.

»Sie haben mich ganz schön erschreckt!« sagte der Schreckliche Tscheche.

»Hab gerade versucht, diesen *Estupidos* auf der Open-House-Party zu entkommen«, sagte der Mann. Er roch sehr stark nach Wein, weil er an der Wein-und-Käse-Bar, dem Mittelpunkt des lebhaften Treibens im Garten, annähernd zwei Liter weggeputzt hatte.

Der Mann trug einen Anzug, der ungefähr so abgetragen und billig war wie der von Mario Villalobos, und dazu eine gelbe Fliege

mit Blümchenmuster. Sein ausgefranstes Hemd war übersät mit Rotweinflecken, und er war beinahe so betrunken wie der Schreckliche Tscheche. Als er etwas näherkam, sah der Schreckliche Tscheche, daß sein Kakaduschopf die Farbe von rotem Pfeffer hatte.

»Piiinkelt an den Baum, um seine Verachtung zu demonstrieren!« sagte der Mann. »Ich bewundere das!«

»Nee, nee, ich mußte einfach bloß mal pinkeln«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich hab mich verlaufen. Ich muß jetzt sofort zurück in die Kellerbar.«

»Ich lehn es grundsätzlich ab, in diese Miickymausbar zu gehen!« verkündete der Mann, und der Federschopf hüpfte und tanzte dabei auf und ab.

»Also, ich find den Laden ganz nett«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich mein, er ist natürlich nichts gegen meine Stammkneipe.«

»Ich bin Ignacio Mendoza«, verkündete der Mann. »Sagen Sie einfach Nacho. Wie heißen Sie?«

»Ich heiß überall nur Tscheche, weil meine Familie aus der Tschechoslowakei kommt.«

»Ich komm aus Peru, aber keiner sagt Perry zu mir!«, sagte Ignacio Mendoza. »Was treiben Sie hier in diesem Miickymausgehege?«

»Also, ich sag doch, ich hab gerade gepinkelt«, erläuterte der Schreckliche Tscheche. »Ich war ...«

»Nein, nein, nein!« brüllte Ignacio Mendoza. »Miiir geht's um Ihre Gegenwart vor diesem gesellschaftlichen Miiickymaushintergrund. Ich bin Professor. Ich habe keine Wahl. Das sind die bourgeoisen Sachzwänge in meinem Leben.«

»Na gut, also, ich wollt mich hier auf der Open-House-Party bloß mal umgucken. Um mich zu informieren. Ich hab eventuell vor, auch mal ... *Mäzen* zu werden. Sehen Sie, mir gehört ne Restaurantkette in Los Angeles, und ich sag mir, ich könnt wirklich n bißchen Geld spenden.«

»Ah, ja!« sagte Ignacio Mendoza. Dann legte er seinen Arm um die gewaltigen Schultern des Schrecklichen Tschechen und sagte: »Hiier muß wiiirklich noch ne Menge Forschungsarbeit getan werden, deshalb will ich Sie doch mal rumführen. Sie haben gerade

einen Freund gefunden!«

»Danke, Nacho«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Erstens, Sie könnten mich dann mal in diese Bar zurückführen, weil ich mich verlaufen hab. Zweitens könnten Sie mir da den einen oder anderen Drink spendieren, weil ich mir hier als Nichtmitglied selber keinen kaufen kann, obwohl ich n reicher Kerl bin und ungefähr sechs oder sieben Restaurants hab.«

»Es wiird mir ein Vergnügen sein, Tscheche!« sagte Ignacio Mendoza.

Mario Villalobos glaubte, er sei *endgültig* hinüber, als er das Paar durch die Kellertür kommen sah. Als Mario Villalobos den Schrecklichen Tschechen in seiner gelben Sportjacke und Ignacio Mendoza mit seinem Kakaduschopf in der Farbe von rotem Pfeffer erblickte, ließ er sofort die Finger von seinem Drink.

»Iiin früheren Zeiten hatte ein Mann es nicht nötig, an Bäume zu piiissen«, erläuterte Ignacio Mendoza seinem neuen Freund. »Bevor die Hayman Lounge eine Bar wurde, war sie die größte Herrentoilette der Welt. Da gab's mehr als n Dutzend Pinkelplätze. Eine Überfülle an Pinkelbecken. Sehr große Pinkelbecken.«

»Ich hab's gern, wenn sie groß sind«, sagte der Schreckliche Tscheche und strahlte glücklich, weil sein neuer Freund ihm einen Drink spendierte.

»Es war herrlich damals«, sagte Ignacio Mendoza. »Können Sie sich vorstellen, Sie sitzen auf nem Klo und denken darüber nach, daß Albert Eiiinstein persönlich nebenan ein Eiii gelegt hat, neun-zehn-zwei-und-dreißig? Kommen Sie, wir gehen an einen Tisch, und vielleicht kann ich Sie überzeugen, daß Sie Ihr Geld hier sehr gut anlegen könnten.«

Mario Villalobos hatte inzwischen auf die Uhr geschaut und festgestellt, daß er mit seinen Cops eigentlich dringend nach oben gehen mußte, weil die Open-House-Party in vollem Gange war. Nur hatte Lupe Luna gerade ihre Hand in seine gelegt, und sie blickten einander, weit über den Tisch gebeugt, tief in die Augen.

»Ich seh gerade, dein Kellnerlehrling und Ignacio Mendoza haben sich gefunden«, sagte sie.

»Wer ist das?« fragte Mario Villalobos.

»Ein Chemieprofessor«, sagte sie. »Ein wilder Kerl, sogar wenn er nüchtern ist, und im Moment sieht er betrunken aus. Er

hatte hier in der Bar Lokalverbot, weil er den Stecker rausgerissen hat, als sich über hundert Leute den Kampf Sugar Ray Leonard gegen Thomas Hearns im Werbefernsehen angucken wollten.«

»Konnte man den denn nicht wieder reinstecken?«

»Er hat ihn nicht aus der Steckdose gerissen, sondern aus dem Fernseher. Er hat gesagt, Preisboxen war bourgeois und primitiv und hätte an einer naturwissenschaftlichen Akademie wohl kaum was zu suchen. Er ist auch schon aus den meisten Bars in Pasadena rausgeflogen.«

Mario Villalobos sah, daß er möglicherweise das richtige Alter hatte, und er überlegte, ob der Schreckliche Tscheche irgendwas im Auge haben konnte. »Trägt er diese verrückte Vogelperrücke ständig?« fragte der Detective.

»Das ist sein Haar«, antwortete Lupe Luna.

Als der Schreckliche Tscheche und der peruanische Professor an dem geilen K-9-Cop vorbeigingen, versuchte Hans gerade, die Barmixerin in ein Gespräch zu verwickeln, während sie ihrerseits versuchte, möglichst am anderen Ende der Bar zu bleiben, nachdem ihr der Hundegeruch aus dem Freizeitanzug von Hans unangenehm in die Nase gestiegen war.

Der Schreckliche Tscheche raunte Ignacio Mendoza zu: »Das ist einer von meinen Kellnern, Nacho. Ich hab ihn mit hergeschleppt, damit er auch mal die große Welt erleben kann. Man muß sich ja um seine Angestellten kümmern.«

»Das iiiiis klug«, nickte Ignacio Mendoza. Dann wandte er sich an die Barmixerin: »Geben Sie meinem Freund einen Doppelten und einen für seinen Kellner.«

»Seinen *Kellner!*« sagte Hans. »Habt ihr das gehört? Also, ehrlich, ich möcht ihm am liebsten eins auf seine Augenbrauen hauen, diesem Großmaul! Am liebsten würd ich den Tschechen *annullieren!*«

»Ich hält ihn am liebsten in unserem Team«, sagte ein großer Junge, ein richtiges Babyface. »So einen Riesen brauchen wir für die Verteidigung.«

»In welcher Klasse spielt denn der hiesige Footballclub?« fragte Hans, der allmählich merkte, daß er dringend was essen mußte. Er lockerte seinen zartblau getönten Schlips und atmete tief durch,

damit sein Brummschädel nicht mehr ganz so benebelt war.

»Na ja, wir wollten gegen Tijuana Tech spielen, aber das Team von denen ist nicht aufgekreuzt. Präsident Lopez-Portillo war wohl gerade auf Wahlkampfreise und hat den Leihbus gebraucht, könnt ich mir denken. Aber wir haben gegen Tehachapi gespielt.«

»Das Gefängnis?«

»Ja, da waren sogar die Schiedsrichter Häftlinge, und natürlich waren das ganz große Gauner. Einen haben sie gleich fürchterlich zusammengeschlagen, als er bloß mal gegen seine Mitgauner gepfiffen hat. Danach hat er dann bloß noch gegen uns gepfiffen.«

»Rampart hatte früher ein gutes Footballteam«, sagte Hans. »Bei denen hat der Tscheche mitgespielt. Mittlerweile ist der Kampfgeist allerdings total raus. Alle treten sie gegen uns Cops ...« Hans hörte jäh auf zu quasseln, als er sah, daß der große Junge ihn verwirrt anschaute. »Hm ... Rampart ist der Name von unserem *Restaurant*. Haben Sie da mal gegessen? Ganz in der Nähe von Lawry's? Rampart House of Ribs?«

»Kellner haben ne Footballmannschaft?«

»Klar, und Lehrlinge«, sagte Hans. »Ich brauch jetzt dringend n Kaffee. Ich bin so blau, ich komm nicht mehr mit dem Finger an meine Nase.«

»Ich bin nicht so blau, daß ich nicht mehr an seine Nase kam«, sagte die Studentin ohne BH zu der Barmixerin und ballte die Faust.

»Dich hab ich hier aber lange nicht gesehen, Nacho«, sagte ein Neuankömmling an der Bar zu Ignacio Mendoza. Er war annähernd einsachtzig groß und um die Fünfzig. Seine graublonden Haare neigten schon zu Geheimratsecken. Mit der Stimme konnte es fast hinkommen.

»Ich frequentierte diesen Miiickymausladen nicht mehr allzu häufig«, sagte Ignacio Mendoza zu dem Mann. »Zuletzt vor fast einem Jahr, am französischen Nationalfeiertag. Damals wollte sich doch tatsächlich einer beschweren, weil ich die Marseillaise gesungen habe.« Und dann durchlebte Ignacio Mendoza die Situation noch einmal, indem er ein paar Takte summt: »Da da da Dum da Dum da Dum da da ...«

Er wurde von dem Studenten mit der Frisbeescheibe, der offenbar nicht richtig zugehört hatte, unterbrochen. »*Casablanca!*« sag-

te der Junge. »Paul Henreid!«

»Nein, Sie *Estupido!*« donnerte Ignacio Mendoza los. »*Casa blanca* war ...« Und dann wurde er vollends lyrisch und sang: »You must remember thiiis. A kiiis is still a kiiis, a sigh is just a sigh!«

»Sicher, derselbe Film, aber Paul Henreid hat das andere Lied gesungen«, sagte der Junge mit der Frisbeescheibe hartnäckig.

»Tscheche, kommen Sie!« dröhnte Ignacio Mendoza. »Wir verschwinden aus diesem Miickymausladen! Rufen Sie Ihren Kellner!«

Mario Villalobos hatte sie fast eingeholt, als sie, heftig schwankend, die Treppe hochstiegen. Der Schreckliche Tscheche und Ignacio Mendoza gingen Arm in Arm. Hans kämpfte sich hinter ihnen nach oben. Der zartblau getönte Schlips baumelte ihm wie eine Galgenschlinge um den dünnen Hals.

»Wo wollt ihr denn hin?« rief Mario Villalobos vom untersten Treppenabsatz zu ihnen hoch.

»Wir wollen gerade auf die Open-House-Party gehen«, sagte der Schreckliche Tscheche und legte zum Zeichen, daß man vorsichtig sein müsse, den Finger auf den Mund, was allerdings ungefähr so aussah, als knalle er jemandem eine linke Gerade aufs Kinn. »Hier mein Freund Nacho macht uns da mit dem *Lehrkörper bekannt*.«

»Guckt euch aber *richtig* um, verstanden?«

»Ja, ja, ja«, murmelte Hans.

»Wir treffen uns in einer Stunde beim Wein und Käse«, ordnete Mario Villalobos an.

»Wer iiii die Person?« fragte Ignacio Mendoza den Schrecklichen Tschechen.

»Einer meiner Chefkellner«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Von denen is einer wie der andere. Haben alle n großes Maul. Ich trag's mit Fassung, weil man heutzutage kaum noch gute Kräfte kriegt, Nacho.«

Als sie das Athenaeum verließen, begann Hans, die Arme in die Luft zu werfen und tief durchzuatmen. Sie wanderten quer über den Campus, vorbei an den Studentenwohnheimen, wo von äußerst kreativen jungen Köpfen so viele berühmte Caltech-Spässe ausgeheckt worden waren, in Richtung des Laboratoriums, in

dessen Nähe Mario Villalobos seine Lüge mit den langen Beinen aus dem Hut gezaubert hatte. Als sie beim Mead-Laboratorium ankamen, war Hans müde und stocksauer.

Hunderte von Leuten waren zur Open-House-Party gekommen, und sie zogen derzeit in kleinen und großen Gruppen durch die vier Gebäude, in denen die chemischen Laboratorien untergebracht waren.

Zuerst führte Ignacio Meridoza sie in eins der Studienlaboratorien, in einen Raum voller Instrumente und Besucher. Die Schaulustigen standen in mehreren Gruppen herum und hörten aufmerksam zu, wie ihnen verschiedene Studenten und Mitglieder des Lehrkörpers Chromatographen, Schmelzapparate und andere Geräte erklärten. Die Formen und Strukturen des Röhrensystems in Verbindung mit anderen raffinierten Einrichtungen entzückten den Schrecklichen Tschechen.

»Alle Röhren laufen rauf und runter und hinten rum! Wie auf den alten Rube-Goldberg-Karikaturen. So was gefällt mir. Einfach hübsch.«

»Ich sehe, Sie sind ein sehr sensibler Mann«, sagte Ignacio Mendoza.

»Mir geht's inzwischen besser«, sagte Hans, »aber ich hab schrecklichen Hunger. Ich geh erst mal zum Wein-und-Käse-Büffet zurück. Bis später.«

»Da giiibt's aber niix außer Miiickymausweibern«, warnte Ignacio Mendoza.

»Na und, was haben Sie gegen n paar lange Ohren und n paar Schnurrhaare?« moserte Hans. »Um Mitternacht sehen die alle ganz passabel aus.«

»Hau ab, aber halt die *Augen* offen«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Wieso die Augen offen?« fragte Ignacio Mendoza, als Hans weg war.

»Er pennt mir dauernd ein«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich kann ihn bald wirklich nicht mehr mitnehmen.«

Als nächstes brachte der peruanische Chemiker den Schrecklichen Tschechen zum Noyes-Laboratorium, wo sie sich in eine Schlange von Leuten einreiheten, die sich in einem winzigen Raum die Laserspektroskopie anschauten.

»Diiies hier soll ein Versuch sein, die Natur der Wechselwirkung zwischen Liicht und Materie verständlich zu machen«, sagte Ignacio Mendoza zu dem Schrecklichen Tscheche, der total aus dem Häuschen geriet, als er sah, wie man die ultrakurzen Laserimpulse dazu verwendete, Moleküle zu verschiedenen Bewegungen anzuregen.

»Daraus könnt man mal prima Waffen für Cops und ähnliche Typen machen!« sagte der Schreckliche Tscheche. »Damit könnt man manchen Scheißern doch glatt die Augen ausbrennen, verdammt noch mal. Wissen Sie, wir hatten ... ich mein, ich hab *gelesen*, daß n kubanisches Paar, zwei von diesen Boat-People, letzten Monat mitten in Los Angeles auf n paar Cops geschossen haben, während sie n Supermarkt ausraubten. Vor Gericht haben sie dann behauptet, sie wären doch bloß arme hungrige Flüchtlinge, die aus purer Not versucht hätten, für ihre Familien was zu essen zu klauen. Klar. Lebensmittel werden neuerdings ja auch im *Panzerschrank* verwahrt, nicht? Dort sind sie nämlich von den Cops erwischt worden. Mit solchen Lasern könnt man doch glatt durch die Mauer schießen und die Arschlöcher ausräuchern.«

Als nächstes wurde der Schreckliche Tscheche von Iganacio Mendoza zu einer öffentlichen Vorführung solarer Photochemie geführt. Ignacio Mendoza sagte: »Ich persönlich untersuche chemische Prozesse, die sich unter der Wirkung einer Vielfalt von Oberflächenkatalysatoren abspielen.«

»Machen Sie dabei auch so schicke Experimente wie die mit den Lasern?«

»Vielleicht gefällt Ihnen die nächste Demonstration«, sagte Ignacio Mendoza. »Siie ist sehr anschaulich.«

»Keine Laser?«

»Nein, aber sie versuchen die praktischen und wirtschaftlichen Grundlagen der Produktion von Wasserstoff und anderen Antriebsmaterialien aus Wasser in den Griff zukriegen. Das ist Ihnen ja sicher klar, sobald es gelingt, das Problem der Herstellung großer Mengen zu lösen, würde der Pazifische Ozean eine einzige große Tankstelle.«

»Irre!« sagte der Schreckliche Tscheche.

»Im Nahen Osten könnte man dann wieder Ziegen züchten und Dattelpalmen anbauen. Und dafür lohnt sich kein Krieg. Sind Sie

nicht mit mir einer Meinung, daß wir genügend bourgeoise Kriege gehabt haben?«

»Davon hab ich lange die Schnauze voll, Nacho. Ich war in Vietnam. Mein Partner Cecil Higgins war in Korea. Der hatte auch die Schnauze voll.«

»Sind Sie denn nicht der alleinige Eigentümer Ihrer Restaurants?«

»Nun ja, meinem Partner gehören ungefähr drei davon. Was spielt sich denn in diesem Raum ab?« fragte er und wechselte schnell das Thema, als sie auf die nächste Mensentraube stießen.

»Diiiiies müßte Doktor Harry Grays Gruppe sein«, sagte Ignacio Mendoza. »Die Forschungsgruppe beschäftigt sich mit der Synthese von Verbindungen, die Rhodium oder Platin oder Wolfram oder so was enthalten, was die Fähigkeit besitzt, Sonnenlicht einzufangen und seine Energie zur Produktion von Antriebsstoffen zu verwenden.«

»Oh, das ist klasse!« brüllte der Schreckliche Tscheche, als er sah, daß der Chemiker einem der Besucher zeigte, wie man ein Reagenzglas bei einer Demonstration von Chemilumineszenz leicht schütteln mußte.

Zwei Moleküle reagierten miteinander und erzeugten ein neues Molekül, das so angeregt war, daß es zu leuchten begann. Dies führte eine schöne Lumineszenz herbei, die den Schrecklichen Tschechen sofort an eine verstärkte Version des Neonlichtscheins auf dem Gesicht des Rausgeschossenen Sittencops erinnerte.

Dann fiel dem Schrecklichen Tschechen auf, daß Professor Harry Gray groß war, sehr dunkles Haar hatte und eine dunkle Hornbrille trug. Er sah jünger aus als der Mann vor Dagmar Duffys Apartmenthaus, aber die Beleuchtung in diesem Raum war andererseits auch nicht besonders gut. Falls er auch noch einen falschen Schnurrbart trüge ... »Ist der Mensch hier fest angestellt?« flüsterte er Ignacio Mendoza zu.

»Er iiiiist der Chairman des chemischen Iiinstituts«, sagte Ignacio Mendoza.

»Ein einflußreicher Mann?«

»Ja.«

»Ist er irgendwann mal durch ... Gewalttätigkeiten aufge-

fallen?«

Ignacio Mendoza sah den Schrecklichen Tschechen verblüfft an und sagte: »Sie haben irgendwie ein erstaunliches Interesse an Gewalttätigkeit, mein Freund.«

»Kann ich ihn später mal kennenlernen und ihn reden hören? Ich mein, mit ihm reden?«

»Am Wein-und-Käse-Büfett. Es wiird mir ein Vergnügen sein, Sie bekannt zu machen. Sollen wir uns jetzt nicht mal die nächste Vorführung angucken?«

Während Ignacio Mendoza und der Schreckliche Tscheche quer über den Campus marschierten und die balsamische kalifornische Nacht genossen, kam Mario Villalobos zu der weisen Erkenntnis, daß er und Lupe Luna weitaus mehr als genug getrunken hatten. Die beiden probierten in dem erleuchteten Garten gerade den Käse und die Erdbeeren, als Mario Villalobos sah, wie Hans mit einem Gläschen Weißwein in der Hand auf die Empfangshalle zuschwankte, wo ein Studentenquartett Kammermusik spielte. Es bestand aus zwei Violinspielern, einem Violaspieler und einem Cellisten, der offensichtlich eine schauerliche Perücke trug.

Hans setzte sich hin, nahm von der Musik kaum Notiz und war vollauf damit beschäftigt, sich ein Stückchen Erdbeere aus dem Backenzahn zu saugen. Dann bemerkte er einen Mann mittleren Alters in einem Nadelstreifenanzug, der ein Glas Champagner in der Hand hielt.

Er stand vielleicht sechs Meter vom Innenhof entfernt neben einem Kamelienbusch und sumnte, während die Studenten spielten, die Bach-Melodie leise mit. Das Haar des Mannes war nicht schwarz, sondern grau. Er war ziemlich groß, gut gebaut und vielleicht fünfundfünfzig Jahre alt. Der Nadelstreifen in seinem Anzug war zwar nicht sehr auffällig, aber ein Mann, der grundsätzlich Nadelstreifen schätzte, konnte durchaus auch ebenso kräftige Nadelstreifen wie der Mann vor Dagmar Duffys Apartmenthaus besitzen. Hans riß sich zusammen, stand auf und schlenderte auf die Kamelien zu.

»Gefällt Ihnen die Musik?« fragte der K-9-Cop, nippte an seinem Wein und versuchte, nüchtern zu wirken.

Der Mann nickte.

»Ich liebe die klassische Musik«, sagte der K-9-Cop, obwohl er

Dvorak nicht von den Doobie Brothers unterscheiden konnte. »Und, uh, Beethoven is mein Lieblingskomponist.«

»Manche Leute sind der Ansicht, Beethoven sei nicht unbedingt Klassiker«, sagte der Mann, drehte sich um und schlenderte zum Wein-und-Käse-Büfett.

Diese Stimme! Möglich war's, dachte Hans. Möglich war's! Hans fühlte sich gleich ein bißchen nüchterner. Er zog den Knoten seiner Krawatte etwas fester um seinen dünnen Hals und versuchte, sich das Hemd in die Hose zu stopfen. Am Ende würde er vielleicht doch noch als Polizeibeamter tätig werden müssen.

Mittlerweile hatten Ignacio Mendoza und der Schreckliche Tscheche den Keller des Crellin-Laboratoriums erreicht, und dem Monstercop ging allmählich die Laune und die Puste aus. Er hatte den peruanischen Professor so ungefähr über sämtliche Leute ausgefragt, die ihnen begegnet waren, und ungefähr sechs Fakultätsmitglieder entdeckt, die in Frage kamen, wobei er sich allerdings bei keinem absolut sicher war. Außerdem war ihm inzwischen die Lust, den vielen wissenschaftlichen Demonstrationen zuzuschauen, etwas vergangen, obgleich einige von ihnen wirklich toll waren. Er war enttäuscht, weil er letztlich doch nichts mehr entdeckt hatte, was darauf hoffen ließ, daß die Cops bei ihren Bemühungen zur Wahrung der Ordnung und der Erhaltung des Friedens demnächst wirkungsvollere Waffen bekommen würden mit denen sämtliche Strolche sofort in winzigste Stücke zerfetzt werden konnten.

»Vielleicht findet die nächste Darbietung Ihren Beifall, Tscheche«, sagte Ignacio Mendoza. »Kernresonanzspektroskopie ist eine der besten Methoden, chemische Verbindungen zu analysieren.«

»Ja, das hört sich großartig an«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»In einem sehr starken Magnetfeld können sämtliche Protonen in einem Molekül sichtbar gemacht werden. Sie wissen doch, daß die Atomkerne in Molekülen winzige magnetische Momente haben? Das Spektrometer kann benutzt werden, um strukturelle Veränderungen in einem Molekül zu beobachten. Dies ist ungefähr so, als wenn Sie auf die Straße gehen und sehen, ob die Verkehrsampel rot ist oder grün. Dies ist das empfindlichste

Spektrometer auf der Welt. Es erzeugt ein sehr, sehr starkes Magnetfeld, deshalb lassen Sie Ihre Uhr lieber draußen. Ich selber trage nie eine.«

»Okay, Nacho«, sagte der Schreckliche Tscheche, nahm seine Uhr ab und gab sie dem Studenten, der die Aufsicht hatte.

Sie folgten einer Schar von sieben Besuchern in einen winzigen Raum.

»Jeder Chemiker, der eine Molekularstruktur bestimmen muß, wird das Spektrometer benutzen«, sagte Ignacio Mendoza. »Das starke Magnetfeld könnte Ihre Uhr beschädigen. Da gibt es Geschichten von Hausmeistern, die in der Nähe eines Spektrometers putzen wollten, und dann kamen ihre Staubsauger in das Magnetfeld und wurden plötzlich umgeschmissen.«

Das Ganze war ein glänzender Metallzylinder, ungefähr so groß wie der Kühlschrank, der im Apartment des Schrecklichen Tschechen stand. Der war richtig enttäuscht von dem Magneten, denn er hatte sich ihn völlig anders vorgestellt. Der Apparat wog nicht ganz eine Tonne, wurde mit flüssigem Helium betrieben und befand sich in der Mitte eines kleinen Kellerlaboratoriums. Wegen der kalifornischen Erdbebengefahr war er oben an der Decke fest aufgehängt.

»Ich hab gehofft, das würd eher aussehen wie n großer Hufeisenmagnet«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Ich dachte, wir könnten damit n bißchen rumexperimentieren. Sie wissen doch, beispielsweise ne Haarklammer quer durchs Zimmer fliegen lassen.«

»Chemiker benutzen dazu lieber Gase, die in schweren Zylindern aufbewahrt werden«, erklärte Ignacio Mendoza. »Und sie behaupten, daß mal ein schwerer Zylinder von einer Karre runter direkt in das Magnetfeld hineingezogen wurde.«

»Können wir nicht irgendwo n Happen essen, Nacho?« fragte der Schreckliche Tscheche. »Ich krieg langsam Hunger.«

Inzwischen hatte Mario Villalobos sich von einer ziemlich angeheiterten Lupe Luna verabschiedet, die dann von einer anderen Sekretärin nach Hause gefahren werden mußte.

Der Detective hatte größte Mühe, Hans zu finden, der dem Nadelstreifenanzug durch zwei Laborbesichtigungen und zurück zur Eingangshalle gefolgt war.

»Mario!« sagte der K-9-Cop, als der Detective ihn ausfindig gemacht hatte. »Der Typ gehört zu den *Möglichen!* Ich hab schon rausgekriegt, daß er n Mitglied der Division of Chemistry ist. Und seine Stimme klingt verdammt *ähnlich*. Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich möcht, daß der Tscheche sich ihn mal anhört.«

»Wo ist denn der Tscheche?«

»Ich hab n irgendwann mit diesem verrückten Professor allein gelassen. Wo ist dieses Weib?«

»Ich mußte sie nach Hause schicken«, seufzte er. »Dienst ist Dienst.«

»Hier kommt ja unser Campuspärchen«, sagte Hans zu Mario Villalobos, der sich umdrehte und sah, daß der Schreckliche Tscheche und Ignacio Mendoza, immer noch Arm in Arm, über den beleuchteten Gehweg auf die Theke mit dem Wein und dem Käse zuschlenderten.

»Hey, Mario«, rief der Schreckliche Tscheche. »Du solltest dir mal die Laboratorien von den Brüdern angucken. Genau wie *Star Trek* und Disneyland. Die haben da drüben n paar wirklich *tolle* Sachen.«

»Könnte ich dich mal allein sprechen?« fragte Mario Villalobos.

»Besorgen Sie uns doch mal n Gläschen Wein, Nacho«, sagte der Schreckliche Tscheche, »und holen Sie mir ne Riesenschüssel mit Käse und Erdbeeren und Trauben und Äpfeln und jede Menge Cracker und Fischli und was Sie'sonst noch so finden. Ich bin in n paar Minuten wieder bei Ihnen. Ich möcht, daß Sie mich mit n paar Professoren bekannt machen.«

»Na, Erfolg gehabt?« fragte Mario Villalobos, nachdem er den Monstercop und Hans endlich aus dem Gewühl der Leute gezerzt hatte.

»Der Chef von der Abteilung Chemie is n Verdächtiger, wenn du mich fragst«, flüsterte der Schreckliche Tscheche. »Heißt Harry Gray. Außerdem hab ich noch n paar gesehen, die ... Hey, *da* ist der Typ!«

Mario Villalobos sah einen großen Mann mit fast schwarzem, welligem Haar und einer dunkel gefaßten Brille, der gemeinsam mit einer Gruppe von Leuten der Kammermusik zuhörte.

»Der ist bestimmt an die einsneunzig«, sagte Mario Villalobos. »Ich dachte, ihr seid euch einig, daß der nicht über einsachtzig sein

darf?«

»Der is doch gar nicht so groß, oder?« fragte der Schreckliche Tscheche.

»Wenn einer selber so aussieht, als ob er von nem verrückten Wissenschaftler zusammengebastelt worden war, hält er keinen für groß, verdammt noch mal!« sagte Hans. »Klar ist der groß. Ich glaub zwar nicht, daß er's ist. Aber er *könnt's* sein, Mario!«

»Los, hör dir seine Stimme an, Hans«, sagte Mario Villalobos. »Schließlich sollten wir von der Party n bißchen mehr mitbringen als bloß n Kater. Diese Tuntenkramermittlung geht mir langsam schrecklich auf n Geist.«

»Okay, aber siehst du da den *anderen* Kerl, Mario? Der Kerl da drüben bei diesem bekloppten Freund von dem Tschechen? Der Kerl da in dem Nadelstreifenanzug? Dessen Stimme muß sich der Tscheche sofort anhören. Nach meiner Meinung sieht der dem am ähnlichsten. Der könnt durchaus ne schwarze Perücke getragen haben, als wir ihn sahen.«

»Okay. Ich red mit meinem Verdächtigen. Du redest mit deinem Verdächtigen«, sagte der Schreckliche Tscheche.

Der Monstercop ging schwerfällig auf den Mann in dem Nadelstreifenanzug zu. Der Mann hatte ein vornehmes Gesicht mit einer Adlernase und wirkte ein bißchen arrogant. Ganz anders als der lebenswürdige Chairman der Abteilung, der sich, wie der Schreckliche Tscheche sah, derzeit mit Ignacio Mendoza unterhielt und dabei von dem K-9-Cop ungefähr so unauffällig und geschickt umkreist wurde, wie es auch Ludwig bei einem solchen Einsatz fertiggebracht hätte.

Der Mann in dem Nadelstreifen hatte offenbar keine große Lust zu einem Schwätzchen, und von Zeit zu Zeit nickte er einigen Leuten in der vorbeiströmenden Menge höflich zu. Offensichtlich wollte er in Ruhe gelassen werden und der Musik lauschen.

Der Schreckliche Tscheche sagte zu ihm: »Könnse mir sagen, wo hier der Lokus ist?«

»Gleich da vorn durch die Tür«, sagte der Mann. »Die erste Tür links.«

»Danke«, sagte der Schreckliche Tscheche, und anstatt in Richtung Toilette zu gehen, drehte er sich auf dem Absatz um

und rannte zurück zu Mario Villalobos, der kopfschüttelnd und entsetzt die Augen verdrehte.

»Tscheche, benimm dich doch nicht so *auffällig*!« sagte Mario Villalobos. »War er's?«

»Könnte hinhauen!« sagte der Schreckliche Tscheche. »Die Stimme klingt *wirklich* ähnlich, Mario!«

»Dann hör dir noch n bißchen mehr an«, sagte Mario Villalobos. »Ich möcht mal mit deinem Freund Mendoza über den Kerl reden. Was hast du Mendoza gesagt, wer ich bin, etwa auch n Kellnerlehrling?«

»Chefkellner«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Okay, bring ihn noch n bißchen mehr zum Reden und ... ach, du dickes Ei! Nu guck dir doch bloß diesen bescheuerten Hans an!«

Der K-9-Cop schlich sich, gedeckt durch einen großen Azaaleenbusch, von hinten an die Professoren Ignacio Mendoza und Harry Gray heran, die auf der anderen Seite des Busches in Smalltalk vertieft waren.

»Genau wie in nem Rosaroter-Panther-Film!« erregte sich Mario Villalobos.

»Ich hab dir doch gesagt, daß wir keine Detectives sind, Mario«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Was haste denn eigentlich von uns erwartet? Ich hab bis jetzt noch nie so tun müssen, als wär ich kein Cop!«

»Okay, okay, jetzt guck ihn dir noch mal n bißchen *genauer* an und versuch mitzukriegen, wie er redet. Ich werd mal bei Mendoza auf n Busch klopfen, wer er ist.«

Als Hans ins Dunkel zurückgerannt kam, um Bericht zu erstatten, sagte er: »Ich hab zwei Sachen rausgekriegt. Dieser Kerl, dieser Harry Gray, hört gern Country Music. Einer seiner Favoriten ist Conway Twitty mit seinem Lied ›Tight Fittin Jeans‹.«

»Und was hast du *sonst* rausgekriegt?« seufzte Mario Villalobos müde.

»Daß er's nicht ist. Die Stimme ist anders.«

»Bist du sicher?«

»Ja, völlig. Außerdem ist er zu jung. Der andere Kerl war mindestens fünfzig.«

»Okay, konzentrieren wir uns auf die Nadelstreifen.«

Der K-9-Cop rannte zurück in den Eingangsbereich, aber der Schreckliche Tscheche war, wie er feststellte, mit den Professoren Harry Gray und Ignacio Mendoza bereits in ein Gespräch vertieft. Hans fühlte sich inzwischen etwas nüchterner, nach der ganzen Herumrennerei, und so tat er das Nächstliegende: er holte sich ein neues Glas Wein.

Der Schreckliche Tscheche sagte gerade zu Harry Gray: »Sie sind ganz schön groß, Professor, nich?«

»Nicht so groß wie Sie«, sagte der Chemiker und sah etwas verwundert aus.

»Ihr Haar ist ganz schön dunkel«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Nicht so dunkel wie Ihres«, sagte der Chemiker und warf Ignacio Mendoza, der sich inzwischen an die exzentrischen Fragen seines neuen Freundes gewöhnt hatte, einen *sehr* erstaunten Blick zu.

In diesem Moment trat der K-9-Cop direkt auf sie zu und sagte im Flüsterton: »Tscheche, Mario möchte mit dir und deinem Kumpel über Mister Nadelstreifen reden. Und damit mein ich bestimmt nich Joe DiMaggio.«

Der Schreckliche Tscheche nickte und sagte: »Komm mal mit, Nacho, ich möcht, daß du meinen Chefkellner kennenlernenst, Mario.« Dann sagte er zu dem großen Chemiker: »Doktor Gray, das hier ist Hans. Wir arbeiten zusammen. Doktor Gray ist der Boß von diesem ganzen verdammten Chemiezirkus.«

Da wurde Hans plötzlich *sehr* aufgeregt. Dieser Typ mochte zwar kein Verdächtiger sein, aber er war genau der Mann, nach dem der K-9-Cop die ganze Zeit gesucht hatte. Er sagte: »Hey, Doktor Gray, Sie können doch todsicher jede Mixtur herstellen, die's so gibt, oder?«

»Also, ich weiß nicht, ob wirklich *jede*«, sagte der Chairman der Division of Chemistry und schaute den dünnen Trunkenbold in dem Freizeitanzug prüfend an.

»Hören Sie, Doc, mal angenommen, jemand hat 'n ... *Problem*. Vielleicht war er immer n ziemlicher Macho, aber ganz plötzlich passiert ihm da n ganz seltsames Ding. Das ist schwer zu erklären. Kommen Sie, wir holen uns da drüben jeder n Glas Wein, dann können wir vielleicht besser reden.«

Inzwischen hatten sich der Schreckliche Tscheche und Mario Villalobos gezwungen gesehen, Professor Ignacio Mendoza wenigstens halbwegs reinen Wein einzuschenken.

»Sie sind Polizeibeamter?« rief Ignacio Mendoza aus, nachdem er den Dienstausweis des Detectives sorgfältig geprüft hatte.

»Ja, und *er* hat auch einen dabei«, sagte Mario Villalobos. »Wir arbeiten beide an diesem riesigen Juwelendiebstahl, wissen Sie. Darin ist auch ein Caltech-Professor verwickelt, der mit einer jungen Dame essen war, die nicht seine Ehefrau war, und ...«

»Dann gehören Ihnen diese ganzen Restaurants also *nicht*, Tscheche?« fragte der Chemiker.

»Sie sind mir doch jetzt nicht böse, Nacho, oder?« sagte der schreckliche Tscheche mit schwerer Stimme. »Wenn ich *echt* Geld nötig hätte, würd ich's Ihnen bestimmt für die Forschung geben. Aber meine drei Ex-Frauen, die würden doch glatt Saudi-Arabien ruinieren.«

»Lassen Sie uns ein Stück spazierengehen, Professor«, sagte Mario Villalobos, »dann erklär ich Ihnen diesen Juwelendiebstahl und was wir hier suchen.«

Und während Mario Villalobos seine Lüge, die mittlerweile nicht mehr ganz so lange Beine hatte, an Professor Ignacio Mendoza testete, trank der Schreckliche Tscheche etliche Glas Rotwein. Sie schmeckten ihm nicht besonders. Er probierte es mit einem Glas Weißwein und mußte es richtig runterwürgen. Dann ging er zu Champagner über. Er hätte sehr gern eine der Jungdoktorinnen wiedergetroffen, die er unten in der Kellerbar kennengelernt hatte. Er wäre überhaupt sehr gern noch in *der* Bar gewesen. Hier drin schenkten sie bloß ausgesprochen mieses Zeug aus. Um die Zeit totzuschlagen, aß er noch einen Apfel und ein halbes Pfund Cheddarkäse. Er konnte von weitem sehen, daß Hans, wild gestulierend, auf Professor Harry Gray einredete.

»Nu kommse, Doc!« Hans *bettelte* den großen Chemiker förmlich an. »Sie *müssen* doch n ganzes chemisches Warenlager haben, mit allem, was es so gibt!«

»Hans, ich bin kein Doktor der Medizin«, sagte Harry Gray. »Ich meine, das ist wahrscheinlich eher ein Problem für einer: ... Psychiater, oder?«

»Nein, nein, nein!« brüllte der betrunkene K-9-Cop in äußer-

ster Verzweiflung. »Das ist bestimmt nur ne vorübergehende Störung, und ich würd schwören, daß sie mit n paar *Spezialpillen* behoben werden kann. Jeeesus Christus! Seid ihr hier nun Weltklasse oder nicht?«

Mario Villalobos und Ignacio Mendoza saßen derweil auf einer Betonbank unter einem kalifornischen Lebensbaum und tranken ein bißchen Champagner, während Ignacio Mendoza sich den Juwelendiebstahlsquatsch anhörte.

Mit einem Male kam der Schreckliche Tscheche im Mondschein den Betonweg runtergeflitzt und schrie: »Hey, Nacho!«

»Hier drüben sind wir«, rief Mario Villalobos.

Als der Schreckliche Tscheche endlich schnaufend zum Stehen kam, sagte er: »Ich hab meine Uhr da unten in dem Keller vergessen.«

»Wiiissen Sie noch, wie man hinkommt?« fragte der Chemiker den Monstercop.

»Wollnse mich verarschen? Diese Riesenschuppen sehen doch alle egal aus.«

»Okay«, sagte der Chemiker. »Gehen wir also hin. Iiich werd sowieso niie begreifen, warum die Leute dauernd Uhren tragen müssen. Zeit ist doch relatiiv.«

Mario Villalobos sah auf die Uhr. Es war 21.30 Uhr. »Wieso hast du denn deine Uhr abgenommen?« fragte er.

»Wegen dem großen Magneten«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Der kann ne Uhr anhalten.«

Der Schreckliche Tscheche und Ignacio Mendoza hatten in der Dunkelheit fast schon den halben Weg zurückgelegt, als sie Mario plötzlich kreischen hörten: »WELCHER GROSSE MAGNET?«

Ganze fünf Minuten später hatten sich Ignacio Mendoza, der Schreckliche Tscheche und Mario Villalobos in einem kleinen Kellerbüro eingeschlossen, wo sie ein *sehr* privates Gespräch führten, in dessen Verlauf Mario Villalobos einem *sehr* interessierten Chemiker zum ersten Mal, seit er ins Caltech gekommen war, die *volle* Wahrheit über seine Mordermittlungen gestand.

Alle paar Sekunden geriet der Detective ins Stocken, weil ihm ein sehr großer und sehr starker Magnet nicht aus dem Kopf ging und ihn ablenkte. Einer, der eine Armbanduhr kaputtmachen und den Magnetstreifen auf einer Kreditkarte auslöschen konnte. Und

todsicher auch den Träger eines Herzschrittmachers auf der Stelle tot umfallen lassen konnte.

12. KAPITEL

Die Marsmaus

Ignacio Mendozas Büro befand sich in einem Kellergeschoß. Er arbeitete dort am liebsten ganz allein, hinter ständig verschlossenen Türen, in einem fürchterlichen Chaos. Er weigerte sich grundsätzlich, Hausmeistern den Zutritt zu gestatten, und er hinterließ in einer dicken Staubschicht deutliche Fußabdrücke, als er jetzt hin und her ging. Er marschierte drei Schritte in einer Richtung und drei zurück, wobei er, mit seltsamen Verrenkungen, jedesmal nach drei Schritten auf dem Absatz herumwirbelte. Sein Kakaduschopf hüpfte und flatterte erregt auf und ab und warf seltsame Schatten auf eine grüne Kreidetafel, die an der Wand befestigt war. Die Kreidetafel war bedeckt mit flüchtig hingeschriebenen Formeln.

Momentan sagte Ignacio Mendoza ausnahmsweise mal gar nichts, und auch Mario Villalobos und der Schreckliche Tscheche schwiegen. Die Cops hatten ihm die *volle* Wahrheit gestanden und ihn dann um Hilfe gebeten.

Schließlich blieb der peruanische Chemiker stehen und sagte: »Warum haben Sie nicht von Anfang an die Wahrheit gesagt? Warum erst dieser ganze faule Zauber?«

»Doktor Mendoza, ich hab einfach nicht gewußt, *wie* ich's erzählen sollte. Ich hatte nicht den kleinsten Beweis. Ich hab ihn immer noch nicht. Ich bin sicher, daß mich der Präsident der Universität sofort rausgeschmissen hätte, wenn ich ihm mit der Wahrheit gekommen wäre.«

»Wenn Sie gesagt hätten, daß vermutlich ein Mitglied des Lehrkörpers einen Privatdetektiv ermordet hat, indem er unseren Sechshunderttausenddollarspektrometer benutzt hat? Und daß er dann eine Prostituierte ermordet hat, indem er sie von einem Dach geworfen hat? Und daß er *ii*immer noch hinter einer Tunte herläuft, um auch *si*ie noch zu ermorden? Daß Sie dabei *ni*icht einmal aber einen Ansatzpunkt für ein Motiv verfügen, und daß die

Identität des Professors sowieso ein Mysterium ist und bleibt?»

»Ja, so ungefähr«, nickte Mario Villalobos.

»Sehr richtig. Er hätte sie achtkantig aus dem Büro geworfen.«

»Wollen Sie uns denn jetzt auch rauswerfen, Nacho?« fragte der schreckliche Tscheche.

»Darüber denke ich ja gerade nach«, sagte Ignacio Mendoza und fing wieder an, hin und her zu laufen. Drei Schritte vor und drei zurück, und sein Kakaduschopf flatterte wieder wie verrückt.

»Gibt's hier unten eigentlich ne Toilette, Nacho?« fragte der schreckliche Tscheche.

»Wir liegen hier unter dem Grundwasserspiegel. Die Lokusse können nicht funktionieren. Nehmen Sie ein Becherglas«, und dabei winkte er in die Richtung, in der ein Stapel von Glasröhren und Bechergläsern auf einem Tisch stand.

»Halt's mal ne Weile ein«, sagte Mario Villalobos.

»Wenn ich's beim letzten Mal eingehalten hätte, hättest du Nacho nie kennengelernt«, sagte der Schreckliche Tscheche verdrießlich, »und er ist schließlich deine einzige Chance, überhaupt was rauszukriegen.« Dann sagte er zu dem Chemiker: »Nacho, manchmal sollte man die volle Wahrheit gar nicht kennen. Die ganze Wahrheit kann einen krank machen. Und das ist die Wahrheit.«

»In allerletzter Konsequenz stimmt Ihre Analyse, Tscheche.« Ignacio Mendoza reckte einen Finger himmelwärts, während er das Wort an die sitzenden Cops richtete. »Zwei Dinge interessieren mich hier. Erstens, unser Zusammentreffen ist ebensowenig Teil eines großen Planes wie die Kollision zweier kleiner Sterne in der Galaxie.«

»Nee, nee, ich hab ja bloß an den Baum gepinkelt«, bemerkte der Schreckliche Tscheche.

»Genau. Ich weiß präzise, daß es im Universum keinen Gott gibt. Kein *Mysterium tremendum*. Und ich bin immer auf der Suche nach Möglichkeiten, dieses zu beweisen. Zweitens kann ich dieses Mickeymausvolk hier nicht leiden, so daß die Zahl meiner Freunde in der bourgeoisen Welt, in der ich lebe und arbeite, begrenzt ist. Deshalb finde ich einen Freund, um den es sich wirklich lohnt, höchstens alle zehn Jahre.« Ignacio Mendoza holte irgendwas aus der Hosentasche und steckte es in den Mund,

er lockerte seine gelbe, geblünte Fliege und nahm eine Viertelliterflasche Scotch aus einer Schublade. Dann schluckte er das, was er im Mund hatte, runter, was immer es sein mochte, und spülte mit dem Schnaps nach. Er bot den Cops keinen einzigen Schluck an und legte die Flasche zurück in die Schublade.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie mir nicht helfen werden?« fragte Mario Villalobos.

»Erzählen Sie mir nicht, was iich sagen werde!« schrie Ignacio Mendoza, und sein Schmolmund glitzerte im Schein der Lampe. »Einziig und allein Ignacio Mendoza weiß, was er sagen wiird!«

»Entschuldigung, Professor«, seufzte Mario Villalobos und warf einen müden Blick auf den Schrecklichen Tschechen, der allerdings bloß Augen für die Schublade hatte, in der der Schnaps lag.

»Tscheche«, sagte Ignacio Mendoza, »ich glaube, Sie besitzen die Seele eines Phiilosofen. Ignacio Mendoza kürt Sie hiermiiit zum Freund!« Nach diesen Worten marschierte der peruanische Chemiker auf den sitzenden Cop zu und legte dem Schrecklichen Tschechen eine Hand auf die gewaltige Schulter. »Sie sind ein Diiichter, Tscheche. Ich spüre diies.« Dann wandte er sich an Mario Villalobos und verkündete: »Sergeant, meinem neuen Freund zuliebe steht Ignacio Mendoza zu Iihren Dienensten!«

Mario Villalobos versuchte, seine Erleichterung darüber, daß ihm endlich einer half, nicht allzu deutlich zu zeigen - vor allem nicht, bevor die Show beendet war -, und der Peruaner warf sich wie der Duce in Positur und lächelte auf seinen großen neuen Freund herab, der seinerseits weiterhin nur auf die Schublade starrte, in der der Schnaps lag.

»Was sollten wir denn Ihrer Ansicht nach zuerst tun, Professor?« fragte Mario Villalobos.

Der Naturwissenschaftler nahm seinen Dreischritthinundhermarsch mitsamt der Kehrtwendung wieder auf und sagte: »Als damals die Sache mit der Marssonde lief, wurden wir als Berater iins Jet Propulsion Laboratory gerufen, weil ein äußerst merkwürdiges Phänomen aufgetreten war, das siich nicht ohne weiteres erklären ließ. Sie müssen wiissen, daß auf der Oberfläche des Mars Nährstoffe aus der Raumsonde ausgestoßen wurden. Diiese Substanz wurde dort binnen weniger Sekunden chemisch umge-

wandelt, iin einer Weise, die an Stoffwechsel denken ließ. Mut anderen Worten, es fanden Stoffwechselprozesse unter Oxydation und eine Freisetzung von Kohlenstoffdioxid statt. Was anscheinend bedeutete, daß Leben vorhanden sein mußte! Höheres Leben! Alle waren völlig aus dem Häuschen. Diiies erinnert mich an Ihre Situation, Sergeant. Sie suchen dasselbe, was diese Wissenschaftlergesucht haben. Sie suchen die Maus, die den Käse gefressen hat.«

»Gut und schön, aber *haben* die Marsmäuse den Käse gefressen?« fragte Mario Villalobos.

»Natürlich niicht! Die einzige vernünftige chemische Erklärung ist die, daß der Mars von der Sonne miiit ultravioletter Strahlung bombardiert wird. Miiit Strahlung, die die Erde wegen ihrer Ozonschicht nicht erreicht. Die Substanz wurde sofort durch den kombinierten Einfluß der direkten ultravioletten Bestrahlung und der speziellen Beschaffenheit der Oberfläche des Planeten oxydiiiert, die eben wegen des Bombardements stark oxydiiierend wirkt. Kann ich meine Theorie *beweisen*? Natürlich niicht. Vielleicht laufen heute noch ein paar Physiker oder Astronomen oder Ingenieure oder Biologen herum und ziehen es immer noch vor zu glauben, daß die Marsmäuse den Käse doch gefressen haben. Aber iich frage Siie, iist diies etwa rational?«

»Vielleicht nicht, aber was hat das mit mir zu tun?«

»Sie haben keinerlei rationale Erklärung, auf die Sie siich berufen können. Es iist absurd zu glauben, daß einer unserer Leute die Absicht gehabt haben sollte, einen sowjetiischen Wissenschaftler während eines Besuchs zu kompromittieren. Warum sollte er? Um den Wissenschaftler seinem eigenen Lehrkörper einzuverleiben? Die beste Chemiie iin der Welt gibt es in Amerika und in Westdeutschland und in England. Es ist eine unumstrittene Tatsache, daß wir Chemiker beim Caltech sogar von Kollegen iin anderen Abteilungen beschuldigt werden, wir seien zu elitär. Glauben Sie iim Ernst, wir wären auf die Sowjets angewiesen? Hier finden Sie solche Mäuse niicht, mein lieber Freund.«

»Woher wollen Sie denn wissen, daß meine Maus, meine *theoretische* Maus, unbedingt in der Abteilung Chemie gesucht werden müßte, wenn man mal von deren Telefonnummer im Adreßbuch dieser Nutte absieht?«

»Wegen des Kernresonanzspektrometers«, sagte er. »Es iiist in allererster Linie ein Iiinstrument, das von Chemikern benutzt wird. Andere kennen für gewöhnlich die Molekularstrukturen, miiiit denen sie arbeiten. Wenn eine Struktur schon feststeht, braucht man es niiicht.«

»Lassen Sie uns das Motiv mal vergessen«, sagte Mario Villalobos. »Gehen wir mal davon aus, daß ein alter Schnüffler mit einem Herzschrittmacher sich eines Abends mit irgendwem in diesem Laboratorium getroffen hat, und dann haben sie dagesessen und gequatscht, und das Magnetfeld hat mit seiner Herzmaschine Cha-cha-cha gespielt, und dann war er tot. Die betreffende Person hat die Leiche dann in den Aufzug getragen, in ein Auto gepackt und in ein Motel gelegt, in dem das Treffen ursprünglich vielleicht sowieso stattfinden sollte. Ist da irgendwas nicht plausibel? Sie alle hier haben Schlüssel. Sie können also nachts ohne weiteres ein und aus gehen. Tatsächlich arbeiten doch in diesen Labors Tag und Nacht Leute.«

»Aber *warum* sollte einer so was tun?«

»Weil er von dem Schnüffler und dieser Nutte erpreßt worden ist. Sie haben Fotos von ihm. Die Nutte und ihr Komplize und das übliche Spielchen.«

»Jemand soll mehrere *Morde* begehen, weil er bei einer *Menage a trois* erwiiischt worden ist?«

Jetzt stand Mario Villalobos auf und marschierte hin und her. Ignacio Mendoza merkte endlich, wie traurig der Schreckliche Tscheche auf die Tischschublade starrte, und so öffnete er sie und nahm die Flasche Scotch heraus und holte ein kleines Becherglas. Er hielt dem vor Freude grinsenden Giganten beides hin, und der goß das Becherglas halb voll und war gerade im Begriff, es zum Munde zu führen, als er mitten in der Bewegung erstarrte.

»Iiis okay, Tscheche, iiich pinkel da nicht rein«, versicherte Ignacio Mendoza, und dann endlich trank der Schreckliche Tscheche den Schnaps strahlend aus.

»Der russische Teil der Geschichte ist ein echtes Problem«, sagte Mario Villalobos. »Letzten Monat *muß* ein Russe hiergewesen sein, als Missy und Dagmar ihr Rendezvous mit dem Ausländer hatten.«

»Wenn Russen kommen, *erfahren* wir das«, sagte Ignacio Men-

doza und schüttelte den Kopf.

»Na schön, aber wofür, zum Teufel, könnten sich sowjetische Agenten denn interessiert haben?«

»Da gibt's gar nichts!«

»Jesus Christus!« sagte Mario Villalobos. »Es ist doch zum Verzweifeln!«

»Jesus Christus war lediglich ein talentierter Hochstapler«, sagte Ignacio Mendoza zu dem Schrecklichen Tschechen, der sich inzwischen köstlich damit amüsierte, den Scotch von einem Röhrchen und Becherglas ins andere zu schütten.

»Okay, Professor, welches *irgendwie* aufsehenerregende Ereignis kann es in letzter Zeit in der Abteilung für Chemie gegeben haben, das einen oder mehrere *Ausländer* anlockte, die es vorzogen, lieber in der Innenstadt zu wohnen als in Pasadena?«

»Die Hotels in Pasadena sind ziemlich mies. Miserable Restaurants. Das Biltmore in der Innenstadt hat ein sehr gutes Restaurant. Aber andererseits sind Naturwissenschaftler nicht unbedingt Gourmets.«

»Im letzten Monat«, flehte Mario Villalobos.

»Es ist möglich, daß das eine oder andere Mitglied des Nobelkomitees gastronomische Bedürfnisse hat, die es ihm ratsam erscheinen lassen, in der Innenstadt von Los Angeles zu wohnen.«

»Welches Nobelkomitee?«

»Ein sehr bedeutendes Mitglied des Chemiekomitees war hier und hielt einen Vortrag über die Chemie der Sprengstoffe. Da erfuhr zwar niemand was Neues, aber die Leute waren natürlich sehr interessiert. Obgleich das Ganze wohl kaum geeignet war, sowjetische Spione anzulocken.«

»Was ist der Nobelpreis wert?«

»Wert?«

»In Geld.«

»Zweihunderttausend Dollar, je nachdem, welchen Kurs die schwedische Krone hat.«

»Damit wären wir auf dem richtigen Dampfer«, sagte Mario Villalobos.

»Es gibt ne Menge Kerls, die dich schon für sehr viel weniger umhauen, Mario«, äußerte der Schreckliche Tscheche.

»Wie viele Leute kriegen jährlich die Nobelpreise für Naturwis-

senschaft?« fragte Mario Villalobos.

»Drei bis neun, je nachdem, ob und wie sie geteilt werden. Ein Preis kann geteilt werden.«

»Ist das so, als wenn man in ... Wimbledon gewinnt?« fragte Mario Villalobos. »Ich mein, man kriegt dafür zwar keine Werbeverträge vom Fernsehen, aber man kann da doch sicher noch ne Stange Geld *mehr* rausschlagen, oder?«

Da geriet der Kakaduschopf in hüpfende Bewegungen. »Geld! Typisch Cop! Bourgeoise Mentalität!«

»Geld ist das Motiv bei allen Erpresserspielchen, Professor, wenigstens nach meiner Erfahrung. Kann man mehr Geld damit machen oder nicht? Zum Beispiel mit Vorträgen? Könnte ein Preisträger nicht höhere Honorare verlangen?«

Was auch immer Ignacio Mendoza mit seinem Scotch runtergespült hatte, es zeigte Wirkung. Seine Pupillen hatten sich deutlich erweitert, und er stand da steif wie ein Mannequin, hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und wippte auf den Absätzen und Zehen. Er sah aus, als ob er sich im nächsten Moment in die Lüfte erheben würde, wie ein Kolibri, ganz ohne Startbahn.

»Also gut!« sagte er mit größtem Abscheu. »Wiiir wollen mal einen Moment lang bourgeois denken, wie Cops.« Er zog eine *andere* Schublade auf, holte eine *andere* Viertelliterflasche heraus, knackte sie und händigte sie dem Schrecklichen Tschechen aus, der darüber sehr entzückt war. »Ein Mann kriegt den Nobelpreis und beschließt, großes Geld damiiiit zu machen. Ein Mann, der lange Zeit bedeutende Forschungsergebnisse erzielt und bei Vorträgen gerade die Spesen ersetzt gekriegt hat, sofern er Glück hatte. Aber jetzt, nachdem er den Preis hat, da kann er dreitausend oder fünftausend Dollar für einen Vortrag verlangen. Er hält drei oder vier Vorträge pro Woche, aber das siiind trotzdem bloß kleine Fische. Er iist eine Berühmtheit, die von allen anderen Kings anerkannt wird. Und so kann er eine multinationale Gesellschaft gründen. Gutbetuchte Spekulanten rennen ihm die Bude ein. Niiichts ist simpler für einen Nobelpreisträger, als sein Geld zu vermehren. Da gibt's beispielsweise einen Mann in Harvard, der heute eine Fünfzigmillionendollarfirma leitet. Reicht Ihnen diies für Ihr bourgeoises Motiv?«

»Das ist in der Tat ein Grund zum Töten!« sagte Mario Villa-

lobos.

»Das *iiiiist kein* Grund zum Töten und ebensowenig ein Grund zum Sterben!« schrie Ignacio Mendoza, massierte seine Finger und konnte es kaum verhindern, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten.

»Die russische Spur«, sagte Mario Villalobos. »Sagen Sie mir ein paar Namen von Chemieprofessoren, die zur Zeit gerade *heiß* sind.«

»Heiß?«

»Heiße Kandidaten für den Hauptgewinn. Für den Nobelpreis. Haben Sie hier einen beim Caltech?«

»Bloß einen. Er arbeitet über die Strahlung bei photochemischen Reaktionen, und ...«

»Wie sieht er aus?«

»Ihr Freund hat mit ihm geredet.«

»Der Nadelstreifenanzug?« brüllte der Schreckliche Tscheche.

»Ja, der«, nickte Ignacio Mendoza. »Er heißt Feldman. Und er hat *wiirrklich* gute Arbeit geleistet auf dem Gebiet elektronisch erregter organischer und strahlender Moleküle.«

»Und was sind da die praktischen Nutzenanwendungen?« fragte Mario Villalobos.

»Die isolierte Darstellung von Isotopen *iiin* der Nuklearchemie und noch jede Menge andere Nutzenanwendungen.«

»*Nukleare* Nutzenanwendungen?« erkundigte sich Mario Villalobos.

»Ja, und damit sind Sie wieder bei Ihren Russen!« erregte sich Ignacio Mendoza. »Sie machen Ignacio Mendoza noch *riiichtig* wütend!«

Der Schreckliche Tscheche, der seinen Kopf gegen die Mauer gelehnt hatte, öffnete ein Auge und sagte: »Trinken Sie einen, Nacho. Regen Sie sich nicht auf.«

»Die naturwissenschaftliche Gemeinschaft *mißbilligt* Geldschneider!« brüllte Ignacio Mendoza, und seine braunen Augen mit den stark geweiteten Pupillen funkelten. »Den Nobelpreisträger, der den Vorsitz in der Forschungsabteilung einer multinationalen Gesellschaft annehmen würde, wenn er *siich* statt dessen an einem vielversprechenden Forschungsprojekt beteiligen könnte, wie man die Epilepsie in den Griff kriegt, den würden die anderen

Kings *anspucken*'. Ja, da gibt es einige, die so was getan haben, aber da gibt es auch die anderen, die die Preissumme für die Wiedereingliederung von Flüchtlingen gestiftet haben! Vielleicht würden die jungen Miiickymausforscher von heute versuchen, das große Geld rauszuschlagen, aber der Preis wird nicht an junge Forscher verliehen. Den kriegt man erst zehn oder zwanziiiig Jahre, *nachdem* man seine größte Arbeit abgeliefert hat, weil die dann im Gesamtzusammenhang gewertet werden kann!«

»Gut, und wer gilt *außer* Ihrem Mann noch als heißer Kandidat für den diesjährigen Nobelpreis?«

»Ich glaub, niemand hier vom Caltech. Viiielleicht ein Mann aus Stanford. Das kann niiiiemand genau sagen. Diiies ist ein streng gehütetes Geheimnis. Es giibt keine undichten Stellen bei der Nobelpreisauswahl. Eine sehr gewissenhafte Prozedur fiindet das ganze Jahr über statt. Sie überprüfen Hunderte von Bewerbern aus der ganzen Welt.«

»Versuchen Sie nicht, mit allen Mitteln Ihre eigenen Leute zu fördern?«

»Natürlich!« sagte Ignacio Mendoza. »Getrickst wird da auf allen Haupt- und Nebenkriegsschauplätzen. Aber einen Kollegen erpressen? Briefe an das Nobelkomitee schreiben? Das war, wie soll man sagen, Amateurliga. Im übrigen müßte man ja zunächst mal rauskriegen, für welches Gebiet der Chemie der Preis iim jeweiligen Jahr verliehen werden soll, damit ein Kandidat von seinen Leuten unterstützt werden könnte. Aber es iist nun mal ein totales Geheimnis.«

»Wie viele Mitglieder hat das Nobelkomitee?«

»Für Chemie? Fünf. Sie sind seit zehn oder fünfzehn Jahren Mitglied. Sie haben sehr viel Macht.«

»Und ein Mitglied dieses Chemiekomitees war hier und hat einen Vortrag gehalten?«

»Angeblich ist er sogar das Komiteemitglied mit dem größten Einfluß überhaupt.«

»Beschreiben Sie doch bitte mal den Rivalen Ihres heißen Kandidaten Feldman.«

»Wieso das denn?«

»Könnt man sagen, daß er in den besten Jahren ist und außerdem blond und hellhäutig?«

»Er heißt Van Zandt. Ich hab ein Foto von ihm.«

Der peruanische Professor durchstöberte das Chaos auf einem der Tische und förderte ein Caltech-Journal zutage, dessen Titelseite ein Foto von zehn korrekt gekleideten Männern, ihn eingeschlossen, zierte. Der Mann, der neben dem Chairman der Abteilung stand, war ein Mann, den Dagmar Duffy möglicherweise wiedererkennen würde, wie Mario Villalobos hoffte.

»Er entspricht *tatsächlich* der Beschreibung des Opfers in der Erpressungsgeschichte!« sagte der Detective.

»Er *könnte* für den Preis eher in Frage kommen als Feldman, falls der Preis auf dem Gebiet der organischen Photochemie verliehen werden sollte«, sagte der Wissenschaftler.

Mario Villalobos lächelte schwach. »Professor Feldman heuerte einen Privatdetektiv an, der ein Fan jeglicher Naturwissenschaft war und Leute an dieser Universität kannte. Mit ihm heckte er dann die erpresserische Schiebung aus.«

»Schwachsiiiiinn!« sagte der Chemiker.

»Okay, aber so würde es doch funktionieren.« Der Detective war jetzt Feuer und Flamme. »Ihr Professor Feldman hatte was über ein paar ungewöhnliche sexuelle Vorlieben seines Stanford-Rivalen Van Zandt läuten hören. Leute wie ihr seid doch seit Jahren zusammen auf Kongressen, und da hört man von Zeit zu Zeit bestimmt mal ein paar Gerüchte.«

»Ich habe solche Gerüchte nie gehört.«

»Aber Feldman hat sie gehört. Und er heuerte diesen örtlichen Schnüffler an, um seinen Konkurrenten Van Zandt mit seinen kleinen perversen Sexspielchen in die Falle zu locken und zu erpressen, und das wurde von dem Schnüffler gefilmt. Dieser Privatschnüffler sollte die Fotos vermutlich an das Nobelkomitee schicken, und das hätte seinen Preis dann bestimmt nicht an einen Mann verliehen, von dem solche Fotos im Umlauf sind.«

»Schwachsinn!« sagte Ignacio Mendoza.

»Begreifen Sie das denn nicht? Der Schnüffler Lester Beemer lachte plötzlich wie n bourgeois Cop. Er hat vielleicht zweitausend Eier dafür gekriegt, daß er die geile Show für die spätere Erpressung inszeniert und fotografiert hat. Er rechnete sich dann ganz kühl aus, was so ein Nobelpreis wert ist, genau wie wir's jetzt gemacht haben. Und wie Professor Feldman daraus *echte* Dollars

machen könnte, und wie diese Dollars dann mit ihm und Missy Moonbeam, seiner kleinen Mitgaunerin und Freundin, geteilt werden könnten. Deshalb drehten sie bei Professor Feldman, der sie angeheuert hatte, den Spieß um. Sie drohten, daß sie sein Spielchen bei der Universität und beim Nobelkomitee verpfeifen würden, falls er sich ihnen gegenüber nicht sehr kulant zeigen würde, wenn er den Preis gewinnen würde.«

»Falls er den Preis gewinnen würde.«

»Ja.«

»Und die Russen?«

»War vielleicht bloß n kleiner privater Spaß zwischen Missy Moonbeam und dem Schnüffler. Was weiß ich.«

»Deshalb also lockt Doktor Feldman, der natürlich weiß, daß der Privatdetektiv diesen Schrittmacher trägt, den Mann in den Raum mit dem Spektrometer?«

»Ja.«

»Und dann macht er Jagd auf die Prostituierte und ermordet sie?«

»Ja.«

»Na schön, da Sie nun schon mal eine fast perfekte Theorie haben, kann ich Ihnen auch das letzte Puzzlestück dazu liiiefern. Feldman ist geboren iin Odessa. Er iiist ein russischer Jude, der schon als kleiner Junge nach Ameriika eingewandert iiist.«

»Ja, das ist es doch! Das ist doch der kleine Scherz zwischen Missy und Lester Beemer! Sie nannten ihren Arbeitgeber ihren *russischen Agenten!*«

»Und nun will Richard Feldman auch noch die Tunte ermorden, in seinem Fall die letzte Person, die dieses ganze Erpresserkomplott noch verpfeifen kann?«

»Ja, genau das!«

»Dazu kann ich nur sagen: SIIIE HABEN NICHT ALLE TASSEN IM SCHRANK!«

»Bitte, Doktor Mendoza, können Sie mir die Zeitung leihen? Damit ich Dagmar Duffy das Foto des Chemikers aus Stanford zeigen kann? Und ich hält auch gern Professor Feldmans Adresse und Telefonnummer von Ihnen. Haben Sie die in Ihrer Adressenkartei?«

»Stets zu Diensten, Sergeant«, sagte Ignacio Mendoza spöt-

tisch.

Mario Villalobos war erschöpft, aber auch in äußerst gehobener Stimmung, als er den Schrecklichen Tschechen in seinem Stuhl wachrüttelte.

»Ich bring Ihnen die Zeitung zurück«, sagte Mario Villalobos, als er sich Professor Richard Feldmans Nummer notierte. »Falls Doktor Van Zandt positiv als Erpressungsoffer identifiziert wird, hab ich endlich wenigstens mal was Greifbares in der Hand.«

Plötzlich machte der peruanische Chemiker ein Gesicht, als wäre er gerade wieder auf der Erde gelandet. Seine Augenlider sanken schlaff herab. »Bis später, Sergeant. Diiies iist zwar der reinste Blödsinn, aber iimmerhin komischer als eine Partie Pac-man.«

Als sich der Schreckliche Tscheche und Mario Villalobos wenig später draußen nach Hans umguckten, entdeckten sie den K-9-Cop mürrisch auf einer Bank, von oben bis unten mit Weinflecken übersät. Ein Dutzend Leute lungerten noch an der Theke herum, aber die Kellner und Barmixer räumten bereits auf. Die Musiker hatten längst gute Nacht gesagt, und die Lichter im Garten wurden ausgeschaltet.

Professor Harry Gray, der Chairman der Abteilung für Chemie, war auch schon auf dem Nachhauseweg, aber Hans erspähte ihn und hastete hinter ihm her und packte ihn heftig am Ärmel.

»Ich muß dringend ins Bett«, sagte der Chemiker zu dem mageren K-9-Cop, der sich an ihn klammerte, als hinge sein Leben davon ab. »Lassen Sie mich los!«

»Nicht, bevor Sie mir geholfen haben, Doc«, drohte Hans, in dessen Augen es ebenso wahnsinnig funkelte wie sonst beim Schrecklichen Tschechen. »Ich verlange bloß, daß Sie was aus Ihrem Labor holen, damit er steif bleibt! Das ist nicht zuviel verlangt!«

»Lassen Sie mich in ruhe!« schrie der Chemiker.

»Nicht, bevor Sie mir geholfen haben!«

»Okay, okay, lassen Sie mich los, und ich sag Ihnen, was Sie tun müssen.«

»Jaaaa?« sagte Hans hoffnungsvoll und ließ den Ärmel des Wissenschaftlers los.

»Schmieren Sie Schellack drauf!« brüllte der Chemiker und

rannte in die Dunkelheit, als sei der Teufel hinter ihm her.

*

Das Freizeichen des Telefons ertönte ein dutzendmal, bevor eine verschlafene männliche Stimme antwortete. »Hallo?« sagte die Stimme.

»Heißen Sie Howard?« fragte Mario Villalobos.

»Ja, wer ist da?«

»Geben Sie mir Dagmar. Dringend.«

»Sind Sie Arnold?« sagte die Stimme gereizt. »Dagmar will mit Ihnen nichts zu tun haben.«

»Sagen Sie ihm, Sergeant Villalobos war dran, zum Henker!« sagte der Detective.

Einen Augenblick später sagte Dagmar Duffy: »Sergeant? Haben Sie den Kerl gefangen, der hinter mir her ist?«

»Noch nicht, aber ich bin ihm auf den Fersen. Ich muß dich in zwanzig Minuten in deinem Apartment sprechen.«

»Sie mich sprechen? Ich bin nicht angezogen!«

»Dann zieh dich an.«

»Ich hab Angst, dahin zu kommen.«

»Sag Howard, er soll mitgehen.«

»Der ist völlig hinüber. Der kann nicht mitgehen.«

»Fahr hin, und dann siehst du schon meinen Wagen. Ich werd auf dich warten. Nun beeil dich.«

»Sind Sie *bestimmt* da?«

»Im Moment steh ich hier am Pasadena Freeway. Ich bin in fünfzehn Minuten da. Los, mach zu!«

Zehn Minuten vor eins steuerte Dagmar Duffy den verbeulten VWBuggy seines Freundes den Santa Monica Boulevard hinunter, und er sah dabei äußerst unglücklich aus. Er war erleichtert, als er den Wagen von Mario Villalobos entdeckte.

Dagmar Duffy stieg aus dem Wagen und trabte näher. An seinen Händen, die er wie ein Kaninchen vorstreckte, flatterten die Manschetten. »Ich hab so schnell gemacht, wie ich konnte!« sagte er. »Wer pennt da in Ihrem Wagen?«

»Zwei von den Cops, die du neulich kennengelernt hast.«

Dagmar Duffy spähte in den dunklen Plymouth. Der Schreckli-

che Tscheche lag eingezwängt auf dem Rücksitz. Hans schnarchte vorn und hatte die Füße auf das Armaturenbrett gelegt.

»Was ist denn bloß so wichtig, daß ich aus dem Bett muß?«

»Du hast mich gestern aus dem Bett geholt. Komm.«

»Wohin?«

»In deine Wohnung.«

»Warum?«

»Du mußt mir deinen Schlüssel geben. Ich schick die beiden mit dem Wagen nach Hause, und ich bleib hier.«

»Hier wohnen?«

»Nein, du hast ja schon n Freund«, sagte Mario Villalobos. »Dich schick ich auch nach Hause. Ich will auf jeden Fall dableiben, falls unser Mann eventuell noch mal herkommt und dich sucht. Morgen organisier ich ne richtige Überwachung, aber heute nacht bleib ich hier.«

»Muß der denn nicht viel zuviel Schiß haben, nachdem er gestern die Cops gesehen hat?«

»Der kann höchstens angenommen haben, daß die beiden Cops Strafzettel verteilt haben. Der kommt wieder, weil er dich ermorden will. Er geht davon aus, daß du in der Erpresserbande von Missy Moonbeam drinhängst.«

»Ist das n Russe?«

»Nein, Amerikaner. Genauso wie der Mann mit dem blöden Akzent, mit dem ihr ne Nummer gemacht habt, Missy und du. Den sollst du mir jetzt erst mal identifizieren. Ich hab n Zeitungsbild von ihm. Gehn wir rein.«

Während dann der Detective und Dagmar Duffy das Apartmenthaus betraten, stand ein Mann in einem dunklen Anzug, der eine Wollmütze trug und einen Schnurrbart hatte, vor der Tür von Dagmar Duffys Apartment im zweiten Stock. Er legte sein Ohr an die Tür und lauschte. Dann ging er den Flur runter bis zu einem Fenster, von dem aus man die zur Normandie hin gelegene Seite des Gebäudes übersehen konnte. Er sah nach unten, und dann ging er wieder zur Tür und horchte abermals. Als er hörte, daß in der Lobby der Aufzug in Betrieb gesetzt wurde, schlich er sich den Flur entlang zum Treppenhaus, machte das Licht im Treppenhaus aus und ging ein paar Stufen tiefer in Deckung. Er streifte sich hastig ein Paar Chirurgenhandschuhe über. Dann zog er eine

kleine Injektionsspritze aus der Tasche.

Mario Villalobos hatte seine Zufriedenheit nicht verbergen können, als er die zusammengefaltete Zeitung herausgeholt und Dagmar Duffy das Bild mit den zehn lächelnden Naturwissenschaftlern gezeigt hatte.

Dagmar Duffy sah sich im Fahrstuhl das Bild an, hielt es näher an die Fahrstuhllampe und spannte Mario Villalobos mit seinem Schweigen ziemlich auf die Folter. Schließlich sagte er: »Ja, das ist er. Er war wirklich ein Gentleman. Hoffentlich kriegt er keinen Ärger.«

Mit dem breitesten Grinsen der ganzen bisherigen Woche sagte Mario Villalobos: »Dann rück jetzt mal deinen Wohnungsschlüssel raus.«

Er war nur zwei Sekunden hinter Dagmar Duffy, als sich die Türen öffneten und sie den Fahrstuhl verließen. Der Mann, der im Schatten wartete, sah den kleinen Mann mit seiner blonden Dauerwelle und bewegte sich einen winzigen Tick zu schnell. Mario Villalobos sah die Bewegung aus den Augenwinkeln und brüllte: »Hey!«

Der Mann in dem Nadelstreifenanzug machte einen Satz von der Treppe her, stolperte jedoch über die erste Stufe. Mario Villalobos sprang den Mann von hinten an und versuchte zugleich, seinen Dienstrevolver zu ziehen. Der Mann war stark und flink, und vor allem war er nüchtern. Er wirbelte herum und schlug eine linke Gerade, wobei er mit der Faust die Wand im Treppenhaus traf, so daß er laut aufschrie. Aber mit dem Ellenbogen hatte er den Detective gleichzeitig mitten im Gesicht erwischt, und dann traf er ihn mit der intakten Hand seitlich so heftig im Genick, daß er auf den Treppenabsatz stürzte und liegenblieb.

Als Mario Villalobos auf dem Rücken lag und benommen zu Dagmar Duffy hochschaute, der auf dem Treppenabsatz über ihm stand und in panischer Angst schrie, hatte er für Bruchteile von Sekunden eine Erleuchtung. *Deja vu*. Er kam schwankend wieder auf die Beine und rannte sofort hinter seinem Angreifer her die Treppe hinunter. Er kam jedoch nur fünf Stufen weit. Dann stoppte ihn ein plötzlicher Krampf im Rücken. Er lag wieder auf dem Boden und brüllte mindestens so laut wie Dagmar Duffy weiter oben.

Erst als Dagmar Duffy den Schrecklichen Tschechen und Hans und das halbe Apartmenthaus mit seinem Gebrüll wachgekriegt hatte, war der Krampf im Rücken so weit abgeklungen, daß Mario Villalobos die Stufen wieder hochhinken konnte. Es wäre natürlich der absolut logische Zeitpunkt gewesen, um die Polizei von Pasadena anzurufen, damit sie Professor Feldman den Weg abschneiden und ihn einsperren konnte, bevor er wieder zu Hause war.

Es wäre der logische Zeitpunkt gewesen, wenn man die Dinge außer acht ließ, die sich ereigneten, sobald Mario Villalobos von Hans und dem Schrecklichen Tschechen im Apartment von Dagmar Duffy auf einen Stuhl gehievt worden war.

Dagmar Duffy sah sich nochmals das Foto in der Zeitung an, die Mario Villalobos achtlos aufs Bett geworfen hatte, während sich der Detective mit zitternden Händen eine Zigarette ansteckte und die Injektionsspritze untersuchte, die sein Verdächtiger verloren hatte.

»Du hast ja völlig recht gehabt mit diesem holländischen Akzent«, sagte Mario Villalobos zu Dagmar Duffy. »Er heißt Van Zandt, und wahrscheinlich hat er mit seinem angestammten Akzent gesprochen. Der stammt doch todsicher von holländischen Eltern ab.«

»War eigentlich ganz gut, wenn wir Ludwig hier hätten«, sagte Hans.

»Warum stehen die Namen unter dem Bild eigentlich in der falschen Reihenfolge?« fragte Dagmar Duffy.

»Was?«

»Nach der Bildunterschrift heißt er Jan Larsson.«

»Zeig mal ganz schnell her!« sagte Mario Villalobos, und dann schrie er vor Schmerzen, weil er versucht hatte, trotz seines lädierten Rückens aufzuspringen.

»Soll ich beim Pasadena Police Department anrufen und sagen, daß sie Feldmans Haus überwachen?« fragte der Schreckliche Tscheche, während Mario Villalobos fassungslos auf das Bild starrte.

»Das ist der Typ!« sagte der Detective und deutete auf den Stanford-Chemiker Van Zandt.

»Nein, *der* ist es nicht«, sagte Dagmar Duffy. »*Der* Typ ist es.

Der Kerl genau in der Mitte, dem sie alle zugestanden. Nach der Unterschrift heißt er Jan Larsson.«

»Das Nobelkomiteemitglied?«

»Soll ich beim Pasadena Police Department anrufen?« fragte der Schreckliche Tscheche.

»Ich muß sofort mit Feldmans Privatwohnung telefonieren!« sagte Mario Villalobos. Wie ein Verrückter drehte er die Nummer, die er von Ignacio Mendoza gekriegt hatte. Als eine Frau sich meldete, sagte er: »Mrs. Feldman?«

»Ja?« antwortete sie.

»Es tut mir leid, daß ich Sie störe, aber hier ist das Police Department, und wir haben eine Brieftasche gefunden, die Ihrem Mann gehört. Vielleicht ist sie von nem Einbrecher gestohlen worden.«

»Mein Gott!« sagte sie. »Richard, da ist die Polizei! Sie haben die Brieftasche von dir gefunden!«

Eine müde Männerstimme war dann am Telefon und sagte: »Ja? Was ist los?«

»Rede du mit ihm!« flüsterte Mario Villalobos dem Schrecklichen Tschechen zu und hielt seine Hand über die Sprechmuschel. Ist das der Typ in dem Nadelstreifenanzug?«

»Hm, Mister Feldman. Ich glaub, wir haben da Ihre Brieftasche«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Meine Brieftasche? Aber das ist unmöglich. Meine Brieftasche liegt hier neben mir auf dem Nachttisch. Ich habe keine Brieftasche verloren!« sagte die Stimme.

»Sprech ich denn mit Henry Feldman?« fragte der Schreckliche Tscheche.

»Nein, ich bin Richard Feldman!« sagte die Stimme ziemlich unwirsch.

»Tut mir leid«, sagte der Schreckliche Tscheche. »Der falsche Feldman. Dann gehnse mal wieder schlafen.«

Er knallte den Hörer auf die Gabel und reichte dem Detective das Telefon. »Das ist der Typ in dem Nadelstreifenanzug. Er hat eine auffällige Stimme. Das ist er.«

»Ja, zum Teufel, wer hat mich denn überfallen?« schrie Mario Villalobos. Mit einem Mal trieb er Dagmar Duffy das helle Entsetzen ins Gesicht, als er brüllte: »Nacho Mendoza hatte recht! ICH

HAB NICHT ALLE TASSEN IM SCHRANK!«

Als sie dem seelisch völlig kaputten Detective in den Wagen geholfen hatten und Dagmar Duffy ihm zum Abschied zuwinkte, fiel dem Detective wieder ein, an wen ihn Dagmar Duffy in dem Moment des *Deja vu* gleich, nachdem er fast bewußtlos geschlagen worden war, erinnert hatte. Als Dagmar Duffy da oben auf dem Treppenabsatz gestanden hatte, mit flatternder blonder Dauerwelle, eine Hand auf seinen Mund gepreßt und die andere beim Schreien ausgestreckt, hatte er *exakt* so ausgesehen wie Fay Wray in *King Kong*.

13. KAPITEL

Mysterium tremendum

Mario Villalobos konnte nicht schlafen, keine einzige Minute. Er wälzte sich, vor Schmerzen zuckend, im Bett und hatte ein Heizkissen unter seinem verstauchten Rücken. Beide Augen waren geschwollen und bläulich verfärbt, und seine Nase fühlte sich an, als sei sie gebrochen. Er hatte so viel Kaffee getrunken, daß er kein Auge zukriegte. Er konnte sich bloß hin und her wälzen und auf die Morgendämmerung warten.

Er war dann sehr früh an seinem Schreibtisch. Er war rasiert, geduscht, gekämmt und trug einen frischen Anzug. Er dachte, er sähe halbwegs manierlich aus.

»Du siehst *grauenhaft* aus!« sagte der Detective Lieutenant, gleich als er ihn sah. »Du siehst aus wie das Phantom der Oper!«

Normalerweise war das Büro der Detectives an den Wochenenden geschlossen, aber in Anbetracht der außergewöhnlichen Ereignisse des vorausgegangenen Abends war der Lieutenant zu Hause angerufen und gebeten worden, sich mit Mario Villalobos zu einer Lagebesprechung zu treffen. Ebenso war ein Chemiker vom Kriminallabor bestellt worden, der erst mal eine geschlagene halbe Stunde rummeckerte, weil er am Samstag arbeiten mußte. Dann erklärte er in einem vorläufigen Bericht, daß die Spritze Natriumcyanid enthalten habe, daß es sich bedauerlicherweise jedoch nur um eine Spritze handele, die man in jeder guten Apotheke kaufen könne.

Es war Mittag, als der Lieutenant endlich vollständig über den unerfreulichen Stand der Dinge im Bilde war. Nachdem Mario Villalobos seinen Bericht beendet hatte, sagte der Lieutenant: »Das *haste* davon, wenn du dich nachts dauernd allein in Pasadena und Hollywood rumtreibst.«

»Was heißt das: Das *haste* davon?«

»Das *haste* davon, Mario. Du kannst an dem Fall dranbleiben, wenn Chip und Melody dir helfen, aber n Solo wird hier nicht mehr

gespielt.«

Er war irgendwie erleichtert, tatsächlich. Seine geistige Leistungsfähigkeit hatte seine körperliche erheblich überstrapaziert. Er war zu müde, um zu schlafen. Zu müde, um zu denken. Er steckte mitten in einem Teufelskreis aus Kaffee, Schnaps, Zigaretten und totaler Erschöpfung. Er war einfach *überfordert*.

»Vielleicht würd's mir *wirklich* guttun, mal Pause zu machen«, sagte Mario Villalobos.

»Ja, geh nach Hause«, nickte der Lieutenant. »Schon deinen Rücken und pack dir n Beutel Eis auf die Fresse und penn zwei Tage durch. Bis Montag dann.«

Mittags gegen eins lag Mario Villalobos im Bett und versuchte zu schlafen. Er konnte sich nicht erinnern, daß er jemals so müde gewesen war. Er konnte sich weder erinnern, daß er jemals so aus der Fassung geraten war, noch daß er sich jemals so als Versager gefühlt hatte. Er konnte sich nicht erinnern, daß er sich jemals dermaßen selbst bemitleidet hatte.

Um halb zwei drehte er das Radio an und schaltete vom Werbefunk auf einen lokalen Sender um, der für die vielen Hörer, die, wie Mario Villalobos, pausenlos der verlorenen Zeit nachweinten, Tag und Nacht Musik aus den vierziger Jahren dudelte.

Um zwei Uhr fuhr er in seinem Privatwagen über den Pasadena Freeway in Richtung Caltech und dachte verrückterweise an die armen Haie, die im Ozean schwammen. Die sich nie ausruhen durften. Stillstand war gleichbedeutend mit Ersticken und Tod.

Samstag und selbst Sonntag waren durchaus keine Ruhetage an der Universität. Ständig waren irgendwelche Forschungsgruppen tätig. Manche Wissenschaftler arbeiteten tatsächlich auch nur nachts, entweder, weil ihre Experimente es erforderlich machten, oder weil es ihnen so besser paßte.

Er fragte eine Gruppe von Jungdoktoren und entdeckte Ignacio Mendoza schließlich in einem Hörsaal im Noyes-Laboratorium. In dem Hörsaal standen ungefähr neunzig Klappstühle in sechs abgestuften Reihen, die steil zu einer Rednertribüne abfielen. Ignacio Mendoza, der ein pinkfarbenes und grünes Hawaiihemd, eine Turnhose, Sandalen und schwarze Socken trug, hielt eine Vorle-

sung, während seine Zuhörerschaft Snacks vom Schnellimbiß Kentucky Fried Chicken verzehrte. Die pinkfarbenen Flamingos auf seinem Hawaiihemd bewegten sich auf einem ziemlich schmutzigen Moosteppich. Das Hemd war mit Speiseresten, Chemikalien und Schweißflecken übersät.

Hinter dem Wissenschaftler standen drei riesengroße grüne Wandtafeln, die bestimmt fast sechs Meter hoch waren und annähernd bis an die Decke reichten. Die Tafeln waren mit bizarr wirkenden chemischen Formeln bedeckt, und Ignacio Mendoza hätte die Tafelfelder ganz hoch oben normalerweise unmöglich erreichen können, obgleich er einen Zeigestock in der Hand hielt, der mindestens so lang war wie eine Tiefseeangel. Das Problem wurde dadurch gelöst, daß der peruanische Chemiker einen Schalter betätigen konnte, wodurch sich die Tafeln in einer Führungsschiene mechanisch nach oben oder unten bewegen ließen.

Ignacio Mendoza hatte Mario Villalobos nicht hereinkommen sehen. Die Studenten kamen und gingen, wie es ihnen gerade einfiel, während Ignacio Mendoza sie recht zwanglos über die Umwandlung von Sonnenenergie unterrichtete.

Der peruanische Chemiker sagte gerade: »Ein außerordentlich Faszinierendes redox-aktives Phänomen ist der Delta-Delta-Stern-Übergang des Octachlorodirhenatdianions in seinen angeregten Singulettzustand. Die Energie dafür beträgt eins-Punkt-sieben-Fünf Elektronenvolt, die mittlere Lebensdauer in Acetonitril bei Fünfundzwanzig Grad Celsius einhundertvierzig Nanosekunden. Verschiedene Elektronenakzeptoren wie Tetracyanidaethylen, Chloranil und das Phosphor-zwölf-Wolframattrianion löschen die Delta-Delta-Stern-Lumineszenz in Lösungen und produzieren dabei das Octachlorodirhenatanion und den reduzierten Akzeptor.«

Mario Villalobos gefiel dieser Sound. Das Ganze klang mysteriös und hoffnungsvoll und besänftigend wie die Popmusik in seiner Jugend, eine Musik, bei der er zwar seit einiger Zeit nostalgische und sentimentale Augenblicke erlebte, der er sich allerdings auch wieder nur mit einiger Angst hingab, weil sie ihn zugleich an sein gescheitertes und verlottertes Leben erinnerte.

Die reichlich zwanglose Vorlesung war eine halbe Stunde, nachdem der Detective gekommen war, zu Ende. Zum ersten Mal in zweiunddreißig Stunden hatte er es geschafft, ein bißchen zu dö-

sen. Er blieb in seinem Stuhl sitzen, bis alle Studenten weg waren, Ignacio Mendoza sammelte gerade seine Unterlagen ein, als er den Detective in der obersten der ansteigenden Reihen des Hörsaals bemerkte. »Da siind Sie ja wieder, Sergeant Villalobos«, sagte der Peruaner.

»Ja.«

»Haben Siiie heute nacht Football gespielt?«

»Ich hatte einen Unfall, Professor. Ich bin mit dem Killer zusammengeraselt, hinter dem ich her bin.«

»Ach nee! Klasse!«

»Er hat mich zusammengeschlagen. Es war *nicht* Professor Feldman.«

»Natürlich niicht. Wer war es?«

»Ich weiß es nicht. Er konnte entkommen. Er hatte eine Spritze mit Natriumcyanid für die kleine Tunte bei sich.«

»Mein Gott!« sagte der Chemiker. »Dabei hab iich wirklich gedacht, das sei *alles* dummes Zeug!«

»Ist es auch.«

»Aber Sie siind der Sache auf der Spur! Mit Natriumcyanidlösung bringen sich Naturwiissenschaftler am liebsten um. Sie kommen da langsam auf den Punkt!«

»Glaub ich nicht. Ich fühl mich verprügelt und kaputt und völlig überfordert. Ich bin so weit, daß ich meinem Boß den üblichen Schwindel unterjubele, »Die Polizei steht vor einem Rätsel, aber die Verhaftung steht unmittelbar bevor«, und die ganze Sache schludern laß.«

»Was soll das heißen, schludern lassen?«

»Der Kerl, der mit dieser Drecksgeschichte erpreßt werden sollte, war gar nicht der Nobelkandidat aus Stanford. Es war Jan Larsson, Mitglied des Nobelkomitees.«

»Mein Gott!« schrie Ignacio Mendoza.

»Als Mann, der so genau weiß, daß Gott nicht existiert, nehmen Sie seinen Namen ziemlich oft in den Mund«, sagte der Detective und steckte sich eine Zigarette an.

»Das iist nur eine Redensart«, sagte der Chemiker. »Aber, Sergeant, das iist ja nicht zu glauben!«

»Selbstverständlich erwarte ich von Ihnen, daß Sie das alles vertraulich behandeln.«

»Selbstverständlich! Aber Sergeant, iich kann es einfach nicht glauben. Sie wissen doch, was das heißt? Daß iirgendwer versucht, das Komitee zu beeinflussen.«

»Das können Sie allerdings mit Sicherheit für bare Münze nehmen«, sagte der Detective, massierte sich das Genick und reckte und streckte sich auf seinem Theatersitz unter Schmerzen.

»Aber Feldman ist hier der einzige logische Kandidat für Chemie, den man sich vernünftigerweise vorstellen kann, Sergeant«, rief der Peruaner aus. »Das iist doch Wahnsinn! Es gibt hier zwar andere Kollegen, die Bemerkenswertes geleistet haben, aber niemanden, der mit seinen Forschungsergebnissen Feldman auch nur annähernd das Wasser reichen könnte. Wahnsinn!«

»Dazu kann ich gar nichts sagen«, sagte Mario Villalobos und ließ seinen Kopf auf die Sessellehne sinken. »Ich hab die größte Mühe, klar zu denken, seit er mich niedergeschlagen hat. Vielleicht steckt Van Zandt dahinter. Vielleicht sind ihm ja alle Mittel recht, nur um zu gewinnen.«

»Aber er iist oben in Stanford. Nicht hier, wo er Zugang zu unserem Kernresonanzspektrometer hätte.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Mario Villalobos. »Vielleicht sollte ich einfach nach Hause gehen und mal n paar Tage die Finger davon lassen und die Sache überschlafen ...«

»Die Finger davon lassen? DIE SACHE ÜBERSCHLAFEN?« brüllte der Chemiker. »*Estupido!* Ein Gringo, mit einem spanischen Namen! Sie stehen kurz vor einer großen Entdeckung, und Sie reden von schlafen? Wie siiind Sie eigentlich an Ihren spanischen Namen gekommen? Nein, behalten Sie es bloß für sich! Ich *will* es nicht wissen!«

Gleich darauf blieb dem verblüfften Mario Villalobos förmlich der Mund offen stehen, als der peruanische Chemiker mit seinem verrückten Hawaiihemd und seinem roten Kakaduschopf, der wie elektrisiert flatterte, plötzlich mit klappernden Sandalen die Stufen zur obersten Reihe des Hörsaals heraufstürmte. Der Wissenschaftler holte eine weiße Kapsel aus der Tasche und stopfte sie dem überraschten Detective einfach in den offenen Mund.

»Da, *Gringo!*« donnerte der Peruaner. »Damit Sie Ihrem noblen spanischen Namen endlich gerecht werden können!«

»Was ist das?« sagte Mario Villalobos.

»Schlucken Siie es!« donnerte der Chemiker.

Er mußte dreimal schlucken, bevor er es runter hatte. Als er es geschafft hatte, sagte er: »Für den Fall, daß ich sterbe, bevor ich morgen früh ...«

»Reden Sie gefälligst später über Ihren Tod, Sie bourgeois Cop!« brüllte der Wissenschaftler und ging wieder hinunter zum Podium. »Sterben Sie meinetwegen, wenn Sie Ihren Fall abgeschlossen und *Zeit* haben zu sterben!«

»Aber ich *weiß* doch noch nicht einmal, was ich als nächstes tun soll, Professor!« sagte der Detective.

»Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! Genau das hasse iich an den Miickymausschaumschlägern dieser bourgeoisen Welt!« wütete der Wissenschaftler und marschierte auf der Rednertribüne unten im Hörsaal hin und her. »Nur gut, daß iich keine Kanone und kein Messer besitze! Strengen Sie Ihr Gehiiirn an! Und dann werden Sie es wissen!«

Drei Schritte in einer Richtung, drei Schritte zurück. Die typische komische Drehung auf dem Absatz. Der auf und ab hüpfende Federschopf auf dem Kakadukopf. Seine Finger gitterförmig ineinander verknötet, als ob er, das leibhaftige *Mysterium tremendum*, mit Kette und Schuß gottähnlich am Schicksal der Menschheit weben wolle.

Schließlich sagte er: »Iiich werde Ihnen eine Formel aufschreiben, die sogar ein bourgeoiser Miiickymausschaumschlägercop kapieren kann.«

Mit Buchstaben, die mehr als einen halben Meter hoch waren, schrieb er auf die Tafel: $NP = U$.

»Was heißt das?« fragte Mario Villalobos.

»Das heißt, daß damit der IDIOTENKRAM weggeräumt wird, mit dem Sie mich zugeschmiissen haben! Und miiit dem Sie mir beinahe das Gehirn blockiert hätten!« rief der Chemiker zu dem Detective hoch, und sein Federschopf wippte. »Dieser Idiotenkram, *Geld* könne einen Wissenschaftler dazu veranlassen, ein Mitglied des Nobelpreiskomitees zu kompromittieren! Und nachdem er dann selber erpreßt wird, einen, zwei Menschen zu töten! Diies iist einfach nicht logisch, und iich hab mich dann auch sogar noch einlullen lassen von diesem *estupiden*, unlogischen Copdenken. Geld? GELD VERSAUT DEN CHARAKTER! Dies allerdings

stimmt, und hier haben Sie mit irrationalen Begründungen tatsächlich ein paar rationale Ergebnisse zustande gebracht. Würde Ignacio Mendoza des Geldes wegen töten? Niemals! Aber Ignacio Mendoza *würde* töten!«

»Wegen was denn?« fragte der Detective und starrte hinunter auf den verrückten Chemiker, der auf Zehenspitzen stand und seinen Zeigefinger gen Himmel reckte.

»Man kann das ganze Leben lang wiiissenschaftlich arbeiten. Ich habe das getan. Man kann viel Großes und Bedeutendes für die Wiiiissenschaft leisten. Ich habe es geleistet. Man kann dabei weitaus mehr an Erfüllung und Befriedigung fänden, als der Mann auf der Straße sich jemals erträumen kann. Ich habe dies alles gefunden. Aber bevor nicht ein paar *estupide* bourgeoise Wiichtig-tuer und *Arschlöcher* in Stockholm meinen Namen auswählen, habe ich kein *ewiges* Leben! Das Geld, das iich dabei direkt oder indirekt kriege, iist hier völlig unwichtig. Aber iich könnte töten wie König Cheops, als er Tausende und Abertausende von Sklaven opferte, um seine Pyramide zu bauen. Um unsterbliich zu werden, nicht mehr und nicht weniger!«

Er zeigte auf das NP = U und sagte: »*Nobelpreis gleich Unsterblichkeit!*«

Plötzlich fing er an, die Formeln auf der unteren Wandtafel auszuwischen. Er ließ den Lappen fallen, fluchte auf spanisch, hob ihn auf und wischte wie wild weiter.

Er malte drei riesige Symbole auf die Tafel: ein griechisches Delta, noch ein Delta, einen Stern.

»Dies ist der Schlüssel zu Ihrer Lösung!«

Mario Villalobos spürte mit einem Mal, wie ihn eine ungeheure Energie durchströmte. Die Kapsel des Wissenschaftlers mit der »Medizin« begann zu wirken. »Was soll das nun wieder bedeuten?«

»Das bedeutet Delta-Delta-Stern!« donnerte der Wissenschaftler und knallte mit seinem Zeigestock so heftig gegen die Tafel, daß er in zwei Teile zerbrach. »Das iist ein bisher unbekannter Anregungszustand, dessen besonders lange Lebensdauer hier im Caltech entdeckt worden ist. Nennen wir ihn mal einen *verlängerten* Anregungszustand. Gucken Sie siiich selber an. Ein ausgebrannter Cop. Das sieht jeder. Noch iin den besten Jahren, und

doch vermitteln Sie den Eindruck, als ob Sie schon siebzig - nein, achtzig Jahre alt wären! Wenn Sie ein einziges Mal in einen Delta-Delta-Stern-Anregungszustand geraten könnten, gerade nur so lange, wie Sie brauchen, um ein einziges Mal in Ihrem bourgeois Copleben richtig kreativ zu sein, dann würden Sie das, was Sie suchen, vielleicht finden!«

»Delta-Delta-Stern?« sagte der Detective.

»Haben Sie vorhin meine Zuhörerschaft gesehen?« sagte der Wissenschaftler. Sein Gefiederschopf, rot wie der Sonnenuntergang, warf Schatten wie flatternde Motten. »Die sind alle durch die Bank intelligent. Einer von ihnen war ein Wunderkind, das schon als halbes Baby auf die Universität geschickt worden ist. Sind sie deshalb zwangsläufig kreativ? Keineswegs. Ich glaube, daß wirkliche Kreativität nur in einem Anregungszustand erreicht werden kann. Wie bei einem Elektron, das verrückt spielt! Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie intelligent sind. Ich verlange unendlich viel mehr als das. Beweisen Sie mir, daß Sie imstande sind, Ihre Kreativität *dramatisch* zu ändern. Weisen Sie mir Ihren Anregungszustand Delta-Delta-Stern nach!«

Um vier Uhr an diesem Nachmittag lag Mario Villalobos auf dem Campusrasen unter einer kalifornischen Weißeiche, die sicher an die hundertfünfzig Jahre alt war. Zunächst fühlte er sich so alt wie der Baum. Er sah einem Spatzen zu, der flatternd gegen den Wind kämpfte, und er fragte sich, ob der Sturz des Vogels für das Universum mehr Bedeutung haben würde als das Fallen eines Blattes oder einer Nute aus Hollywood. Die Wolken über der Universität waren weiß wie Leinen, und flinke Eichhörnchen spielten in den Ästen des alten Baumes.

Durch die »Medizin«, die der Wissenschaftler ihm gegeben hatte, sah er die Dinge ganz neu und völlig anders als bisher, bunt und schillernd wie einen Wassertropfen, der auf den Blütenblättern einer Kamelie bisher im Schatten gegangen hatte und nun in dem einzigen Sonnenstrahl glitzerte, der das dichte Blätterdach des Baumes durchdrang. Er sah einen Falken, der hoch oben am Himmel hing, dunkel wie ein drohendes Schicksal, und er hatte Angst um die unbekümmerten Eichhörnchen. Er schlummerte ein

und wachte Tage oder Sekunden später wieder auf. Er beobachtete, wie die Studenten kamen und gingen, und sie gingen alle leicht wie auf Katzenpfoten oder schwebten vor seinen Augen dahin wie der Rausgeschossene Sittencop.

Allmählich nahmen die Dinge wieder ihre vertraute Gestalt an, aber in ihm blieb ein Rest dieser ungewohnten Energie. Bis zu diesem Zeitpunkt seines Lebens war er wirklich ein totaler Versager gewesen, dachte er. Er wurde von keinem einzigen Menschen auf der Welt geliebt, dachte er, und in zweiundvierzig Jahren hatte es keinen einzigen Moment gegeben, auf den er besonders stolz sein konnte. Und inzwischen schlug seine Lebensuhr erschreckend schnell seinem letzten Feierabend entgegen.

Er faßte, aus welchem Grund immer, den Entschluß, ein einziges Mal in seinem Leben nur um ihrer selbst willen nach einer Antwort zu suchen. Und er würde das Ziel erreichen, auch wenn er dafür über sich selbst hinauswachsen mußte. Ihm wurde ebenso klar, daß das Leben zwar oft genug nur eine Räuberpistole ist, daß aber erstens wohl kaum jemand von sich aus zu ihm kommen und gestehen würde, er sei der Mann, den er suchte, und daß er zweitens ohne ein solches Schuldgeständnis auch nicht die geringste Chance hatte, einen Haftbefehl zu kriegen oder gar eine Verurteilung zu erreichen.

Tief in seiner Seele schien er, zum allerersten Mal in seinem Leben, das dringende *Bedürfnis* zu spüren, wirklich die ganze Wahrheit zu erfahren. Die Wahrheit um ihrer selbst willen.

Als er aufstehen wollte, fuhr ihm blitzartig ein heftiger Schmerz vom Rücken direkt ins Bein bis zum Knie. Er ging die ersten Schritte wie ein Affe, bis sein Rücken es ihm erlaubte, wie ein Mensch zu gehen.

Er hielt es für einen ziemlichen Treppenwitz, daß ihm beim Betreten der Millikan-Bibliothek ausgerechnet der Mann in dem Nadelstreifenanzug begegnete. Selbst am Wochenende trug Professor Richard Feldman Anzug und Krawatte. Er war ein kultivierter und elegant gekleideter Mann. Nichts an ihm erinnerte an die Wissenschaftler, die der Detective in der Kellerbar erlebt hatte. Nichts erinnerte an Ignacio Mendoza.

Er mußte natürlich feststellen, daß die gutgeformten Hände Professor Feldmans unverletzt waren. Er hätte viel darum gege-

ben, wenn ein anderer Wissenschaftler in die Bibliothek gekommen wäre, ein Mann, dessen linke Hand verbunden war, weil er in der Nacht zuvor auf roh verputzte Mauern eingeschlagen hatte.

Die Bibliothek war an Wochenenden nur für Lehrkräfte und Studenten geöffnet. Ein Student machte Dienst und mußte die Ausweise der Besucher prüfen, und er war sehr beeindruckt, als der Detective ihm seine Dienstmarke zeigte. Anschließend gab der Junge sich alle Mühe, das zu finden, was der Detective lesen wollte.

Mario Villalobos las alles, was er kriegen konnte, über den Nobelpreis. Er las ältere Caltech-Journale mit Berichten über die Feierlichkeiten in der Stockholmer Konzerthalle. Das ganze Land schien jeweils sämtliche anderen Aktivitäten einzustellen, nur um die Nobelpreisträger würdig feiern zu können. Der Detective konzentrierte sich in erster Linie auf die Storys über amerikanische Chemiker, die zu den Feierlichkeiten nach Schweden gereist waren, und das waren viele. Er entdeckte Fotos mehrerer Caltech-Leute mit Frack und weißer Schleife in der Stockholmer Konzerthalle, bei einem gesellschaftlichen Großereignis, das üblicherweise zehn Jahre im voraus ausverkauft war.

Er stellte fest, daß die meisten Chemiepreise an Amerikaner verliehen worden waren, und er las, daß eine Reihe anderer Nationen mit massiven Beschwerden Druck auf das Komitee auszuüben und die amerikanische Erfolgsserie bei der Jagd nach immer neuen Preisen zu stoppen versucht hatten. Und daß einige Wissenschaftler glaubten, Japan habe bei der Ausübung von nationalem Druck kürzlich Erfolg gehabt.

Einer der Artikel, dem eine Karte von Schweden beigelegt war, berichtete über die Informationsrundreise einer Gruppe von Wissenschaftlern der Universitäten Caltech, Stanford und Harvard. Die Rundreise hatte während der Nobelfeierlichkeiten 1981 stattgefunden, nur wenige Wochen nachdem ein sowjetisches Unterseeboot in der Nähe der Marinebasis Karlskrona auf Grund gelaufen war und die Nation geschockt hatte.

Der Detective sah sich die Karte an und stellte sich vor, was die schwedische Marine in Karlskrona Auge in Auge mit dem sowjetischen Koloß, direkt gegenüber auf der anderen Seite der Ostsee bei Kaliningrad, eigentlich empfinden muß. Und er mußte, ob er

es wollte oder nicht, natürlich auch an eine ausgekokste Straßennutze von Normandie und Santa Monica denken, die Monate später eine Story über ein Ereignis gelesen hatte, das alle Welt außer den Schweden fast schon wieder vergessen hatte.

Er hatte seit fünfunddreißig Stunden nicht geschlafen. Er las, bis ihm die Buchstaben vor den Augen verschwammen und er einfach nicht mehr weiterlesen konnte. Er bedankte sich sehr höflich bei dem Studenten und ging zu seinem Wagen und fuhr über den Pasadena Freeway nach Hause. Er gab sich alle Mühe, nicht darüber nachzudenken, wie trübselig und düster seine Arbeit und sein Leben bisher gewesen waren, wenn man es im Lichte der Delta-Delta-Stern-Formel betrachtete.

14. KAPITEL

Der Rausgeschossene Sittencop

Mario Villalobos schaffte es immerhin, drei Stunden zu schlafen. Er wachte mit heftigen Schmerzen auf. Er hatte im Schlaf mit den Zähnen geknirscht und sich dabei innen in die Backe gebissen. Seine Hände zitterten, und er war innerhalb von Sekunden wach. Als er sich aufsetzte, tat ihm der Kopf weh. Er ging zum Fenster seines Apartments und sah hinaus auf die vom Smog wie von einem Leichentuch eingehüllten Straßen der Gegend um den Los Feliz. Es begann zu dämmern, und die Sonne stand wie glühendes Kupfer an einem malvenfarbenen und gewitterträchtigen Himmel.

Er besah sich im Spiegel seine verschwollenen Augen. Die Augen wirkten tot und wie ausgelaufen. Das schimmernde Veilchen um sein Auge hatte die gleiche Farbe wie der vom Smog überlagerte Abendhimmel von Los Angeles. Er ging in der Unterhose in die Küche und nahm eins der TV-Fertigmenüs aus dem Kühlschrank, die er immer gleich für die ganze Woche einkaufte. Er rauchte eine Zigarette, starrte einen Moment auf die Stanniolpackung und stellte sie wieder zurück. Statt dessen goß er sich ein sehr großes Glas Orangensaft ein und schlug drei Eier hinein.

Er trank das Gebräu aus, rauchte dabei, hörte sich auf seinem Lieblingssender »Stella by Starlight« an und erlebte einen, wie er glaubte, aus dem Unbewußten kommenden winzigen kreativen Augenblick. Er wurde schwindlig oder, genauer gesagt, etwas wirr im Kopf mit gelegentlichen Schwindelzuständen. Er fühlte sich nacheinander so, als ob er im nächsten Moment einen Herzanfall kriegten oder ohnmächtig werden würde oder kotzen mußte. Er war derartig geschwächt, daß ihm tatsächlich fast die Beine einknickten, als er in der Küche herum lief. Er wußte, daß er bei all seiner Übermüdung nur durchschlafen konnte, wenn er sich vorher mit Alkohol betäubte. Er spürte förmlich, daß sein Gehirn auf vollen Touren gelaufen war, während er geschlafen hatte, und daß

er ihm deshalb eine kleine Pause gönnen mußte.

»Ich kann nicht mehr!« schrie er laut.

Mario Villalobos war sich klar darüber, daß er sein sowieso schon angeknackstes Nervenkostüm vollends ruinieren würde, wenn er so weitermachte. Dieser Delta-Delta-Stern-Zustand konnte dem bißchen, was von seiner Gesundheit noch übrig war, vollends den Rest geben.

Mario Villalobos kam schließlich zu der Erkenntnis, daß er auch beim besten Willen nicht mehr über sich hinauswachsen konnte. Der Versuch, den Anregungszustand eines Elektrons zu imitieren, das verrückt spielt, konnte gar nicht klappen. Nicht bei seinem kaputten Verstand. Das würde immer so sein, wie es immer gewesen war. Er duschte, rasierte sich, warf sich in die nächstbesten Klamotten und ging ins Haus des Jammers, um sich zu besaufen.

Trotz des Samstagabends waren sie alle an Deck. Sogar Runzel-Ronald war wieder da, und wegen seiner gebrochenen Rippen wurde ihm jede Menge Aufmerksamkeit und Sympathie zuteil, was er natürlich unheimlich genoß. Der Schreckliche Tscheche und Hans hatten über ihre Caltech-Erlebnisse schon alles haar-klein berichtet, und Mario Villalobos konnte sich deshalb lange Erklärungen sparen, warum er schlimmer aussah als Gerry Cooney, nachdem er von Larry Holmes dreizehn Runden lang verprügelt worden war.

Ludwig saß neben Hans auf ihrer beider Stammplatz am Ende der Bar und guckte ziemlich scheel, weil er schlafen wollte und weil Stanley und Leech, die Übereifrigen, auf seinem Bett eine Partie Billard spielten.

Ein Groupie mit einem Gesicht wie Grießpudding hing Hans förmlich über der Schulter, und der sah nicht gerade allzu fröhlich aus, seit er von dem Superchemiker im Caltech nichts gekriegt hatte außer dem guten Rat, sich Schellack draufzuschmieren.

Jane Wayne zwirbelte die Augenbrauen des Schrecklichen Tschechen, der die *Los Angeles Times* las und von Zeit zu Zeit aufheulte, was dann wiederum Ludwig dazu veranlaßte, noch lauter zu heulen, worauf schließlich alle sehr gereizt wurden und sich gegenseitig anbrüllten, endlich die Schnauze zu halten.

Dilford und Dolly hockten beieinander und äußerten sich kritisch zu den Kommentaren ihres Marktschreiers. Cecil Higgins starrte auf den Grund seines Glases, und Leery sorgte auf Teufel komm raus dafür, daß sie besoffen wurden, spielte eine Sonate nach der anderen auf der Registrierkasse, lutschte an seinen Zähnen und schielte glücklich vor sich hin.

Mario Villalobos nickte nur, als Leery sagte: »Was trinkst du, Mario? Einen sehr trockenen Wodka Martini?«

Der Detective hatte noch keinen Schluck getrunken, als die Tür aufging und ein junger Mann mit schulterlangem Haar und einem zarten Gesicht durch den Qualm und die Düsternis hereinschwebte. Er nahm seinen Platz vor dem zerbrochenen Spiegel ein und bestellte Hausmarkenwhiskey.

Bevor sie die Möglichkeit hatten, durch die Anwesenheit des Rausgeschossenen Sittencops wieder mal, wie üblich, unerklärlich nervös und kribbelig zu werden, hatten Stanley und Leech ihr Spielchen beendet und stolzierten an die Bar, um sich noch ein Bier zu bestellen.

»Guck mal, wer da ist!« sagte Stanley zu Leech. »Hey, Bartholomew!«

Der Rausgeschossene Sittencop bewegte sein Gesicht von einer Seite zur anderen, um aus den vom Neonlicht illuminierten verschiedenen Spiegelscherben wieder sein gespenstisches kubistisches Selbstporträt zusammenzusetzen. Er schien nichts gehört zu haben.

»Hey, Bartholomew!« brüllte Leech, und dann stürmten die beiden Scharfmacher an das Ende der Theke und schlugen dem Rausgeschossenen Sittencop auf die Schulter.

»Dich hab ich doch seit der Polizeischule nicht mehr gesehen!« schrie Stanley.

»Was treibst du denn so?« dröhnte Leech.

»Bin kürzlich erst wiedergekommen«, sagte der Rausgeschossene Sittencop, drehte sich um und lächelte den übereifrigen Würstchen freundlich zu.

»Mann, das war doch Spitze, was ich da letzten Januar über dich in den Zeitungen gelesen hab! Wirklich, einfach Spitze!« sagte Leech.

»Dem haste's mal *richtig* gezeigt!« sagte Stanley und zwinkerte

dem Rausgeschossenen Sittencop zu.

Und natürlich wußten sämtliche Cops in der Bar, daß »richtig« im Polizei Jargon nichts anderes bedeutet, als daß jemand mal wieder irgendeinen Kotzbrocken in die ewigen Jagdgründe gepustet hatte.

»Da hat man ja sicher erst mal ganz schön die Hosen voll, wenn man auf dem Weg zu ner kleinen Spielhöllenrazzia durch n Hinterhof robbt und dann plötzlich so n Dreckskerl mit nem Messer rausspringt.«

»Eben, was heißt das schon, daß er erst sechzehn war? Der wollt dir doch todsicher ne kleine Schönheitsoperation Marke Hast Hollywood verpassen, oder? Aber anschließend war *er* ja wohl derjenige, der dumm geglotzt hat, als er plötzlich auf jeder Nasenseite mehr als zwei Augen hatte. Wieviel Schuß hast du dem denn verpaßt? Keiner daneben?«

Der Rausgeschossene Sittencop behielt sein freundliches Lächeln bei und schwieg weiter, aber Scharfmacher wie Stanley und Leech erwarten ja eigentlich nur sehr selten eine Antwort.

»Ihr habt doch bestimmt auch von dieser Schießerei gehört, Jungs?« fragte Leech und gab erst gar keinem die Chance zu antworten. »War ne Riesenstory im Fernsehen, als die kubanische Mama von diesem Minigauner erzählt, ihr Söhnchen hätt im Hof bloß mit seinen Brieftauben rumgespielt, und plötzlich knallt ihn n schießwütiger Sittencop einfach ab. Klar. Bloß, ihr Baby hatte n verdammtes Messer in der Hand und außerdem Engelsstaub in der Tasche.«

»Hat man eigentlich bei der Obduktion Engelsstaub festgestellt, Bartholomew?« fragte Stanley.

»Bartholomew hatte ihn schon in n guten Kubaner verwandelt, bevor er sich selber rausschießen konnte«, antwortete Leech.

»Ist doch der letzte Abschaum. Alles der letzte Abschaum«, sagte Stanley.

Der Rausgeschossene Sittencop lächelte so lange, bis die Scharfmacher es leid waren, ihn zu fragen und sich die Antworten dann selbst zu geben. Er schüttelte den Kopf, als sie versuchten, ihm einen auszugeben, und sie kehrten zu ihrem Billardspielchen zurück.

Das heißt, sie wollten es, denn mittlerweile hatte Ludwig seine

Vorstellungen von Enteignung in die Tat umgesetzt, lag auf dem Pooltisch, den Kopf auf den Rand gelegt, und hatte in der Ecke, wo sich das Loch befand, den Filz bereits total vollgesabbert.

»Hey! Schaff den verdammten Hund vom Tisch!« sagte Stanley zu Hans, der heftig mit seinem Groupie schäkerte, sich sorgenvoll fragte, ob es auch ohne Schellack klappen würde, und durch das Gebrabbel der beiden Scharfmacher sowieso ziemlich gereizt war.

»Schaff *du* ihn doch runter«, sagte Hans.

»Runter von dem Tisch, du Arschloch, verflucht noch mal!« sagte Leech zu Ludwig und knallte heftig mit seinem Queue auf den Tisch.

Diesmal erhob sich Ludwig nicht mit Gebrüll. Er hob kaum den Kopf. Aber im Gegensatz zu allen Behauptungen, Tiere würden direkte Blickkontakte vermeiden, starrte *dieses* Tier dem jungen Scharfmacher direkt in die Augen. Ludwigs riesengroße Ziegenaugen waren bernsteingelb, und das Weiße in ihnen war durch den Qualm im Saloon und das Bier, das er geschlabbert hatte, rotgeädert. Es erhob sich weder ein Gebrüll, noch hörte man auch nur einen schnelleren Atemzug. Statt dessen hörte man ein Urgrollen, das aus der Gegend der Teergruben von La Brea zu stammen schien, wo die Säbelzähntiger aus grauer Vorzeit begraben liegen. Und außer Hans, Leery und dem Rausgeschossenen Sittencop griffen alle menschlichen Wesen in dieser Bar langsam und unauffällig nach einer Kanone.

Leech unterbrach den Augenkontakt mit dem Hund nicht für den Bruchteil einer Sekunde, als er, unheimlich vorsichtig, sein Queue gegen die Mauer lehnte. Er unterbrach den Augenkontakt auch nicht, als er sehr, sehr langsam rückwärts aus der Nähe des Poolbillardtisches in den großen Barraum ging. Letztlich unterbrach er den Augenkontakt selbst dann nicht, als er bei Leery bezahlte und sagte: »Komm, Stanley. Solange sie in dieser Kneipe weiterhin Tiere zulassen, werden wir einfach woanders saufen.«

»Nicht so hastig, Jungs!« rief Leery beunruhigt, als die jungen Scharfmacher zur Tür gingen. »Kommt mal her! Ihr könnt da hinten an der Bar so viel saufen, wie ihr wollt!« Dann wandte er sich an den K-9-Cop und sagte: »Verdammter Mist, Hans, Ludwig ruiniert mir hier noch den ganzen Laden! Schaff diesen blöden Köter vom Pooltisch!«

Aber Hans, wieder mal halb blau, kicherte bloß und trank sein Bier aus und flüsterte seinem Groupie irgendwelche Sauereien ins Ohr.

Dann gab der Rausgeschossene Sittencop zum erstenmal ungefragt eine Bemerkung von sich. Er sagte: »Da gibt's doch eigentlich bloß die eine Schlußfolgerung: Erstens, die Menschen sind der letzte Abschaum. Zweitens, ich bin ein Mensch. Drittens, was bin ich?«

Der Rausgeschossene Sittencop sah sich in der Bar um, und im Moment hatte keiner eine Antwort parat.

Der Schreckliche Tscheche redete als erster. Er sagte zu dem Rausgeschossenen Sittencop: »Ich hasse diese beiden Großschnauzen und Scharfmacher wie die Pest. Hättst du nicht Lust, uns mal n bißchen näher kennenzulernen?«

Der Rausgeschossene Sittencop sagte: »Was machst du, wenn du mit einem Mal ne *echte* Scheißangst kriegst. Wenn du Tag für Tag deinen Job machst, und eines Tages kriegst du plötzlich Angst? Ohne echten Grund?«

»O ja, das kann ich verstehen«, sagte Mario Villalobos zu dem Rausgeschossenen Sittencop.

»Hast du jemals n Kind gesehen, dem einer ins Gesicht geschossen hat?« fragte der Rausgeschossene Sittencop.

Cecil Higgins sagte: »N Sechzehnjähriger rennt im Dunkeln plötzlich mit nem Messer rum? Ich finde, dafür kann dich ja nu echt keiner verantwortlich ...«

»Aber wenn er *kein* Messer gehabt hätte?« fragte der Rausgeschossene Sittencop. »Wenn da einfach bloß einer die Nerven verloren hätte? Wenn einer nur n bißchen Engelsstaub und n weggeschmissenes Messer hingelegt hätte, um alles zu vertuschen? Habt ihr jemals das verdammte *Gefühl* gehabt, daß euch jeder Herzschlag n Loch ins Herz reißt und das ganze Blut in euren Bauch strömt? Habt ihr jemals so ne Scheißangst gehabt?«

Es kam jedoch niemand mehr dazu, eine Antwort zu formulieren. Der Rausgeschossene Sittencop warf einen letzten Blick auf sein Bild in den glitzernden Glasscherben. Auf sein Spiegelbild aus dunklen Schatten und gespenstischem Neongrün. Dann war er runter von seinem Hocker und schlich wie ein Sittencop auf Katzenpfoten in Richtung Tür.

Er drehte sich nochmals kurz um und lächelte ihnen freundlich zu, und seine Augen waren wie Einschußlöcher.

»Hey! Er hat seinen Drink noch nicht bezahlt!« sagte Leery.
»Hey!«

»Ich zahl seinen verdammten Drink!« sagte der Schreckliche Tscheche, und daraufhin beruhigte sich Leery wieder und fing auch wieder an, fröhlich zu schielen, als er sich die Beträge vorstellte, die er bis jetzt eingenommen hatte.

Dann begannen die Cops, über den Rausgeschossenen Sitten-cop zu reden.

»Irgendwie hab ich immer schon Angst vor ihm gehabt«, bekannte Dilford.

»Irgendwie hab ich schon mal gedacht, daß er aussieht wie *ich*«, bekannte Hans.

»Solche Augen wie der muß ich gehabt haben, als wir diese Pfoten in den Petunien fanden«, bekannte Jane Wayne.

»Ich dachte immer, er war vielleicht gar nicht *real*«, bekannte der Schreckliche Tscheche.

»Ich hab dauernd gedacht, er war n echter Satan«, bekannte Runzel-Ronald.

»Wenn der n Satan war, war er nie *hier* gewesen«, sagte Cecil Higgins und schaute auf den Grund seines Glases. »Diese Kneipe hat für ne Hölle gar nicht genug *Niveau*. Höchstens für n Fegefeuer.«

»Na gut, jedenfalls kommt er einem jetzt nicht mehr wie n Gespenst vor«, sagte Mario Villalobos, und er spürte plötzlich den überwältigenden Wunsch zu *überleben*. »Wenn er nächstens wieder reinkommt, sollte ihm mal einer n Drink spendieren und mit ihm reden.«

Und bei diesen Worten steckte Mario Villalobos sein Wechselgeld ein und stand auf. Alle sahen aus wie vom Schlag getroffen. Mario Villalobos hatte seinen Drink überhaupt nicht angerührt!

»Wülste etwa schon gehen, Mario?« schrie Leery.

»Ja, bis später mal«, sagte Mario Villalobos.

»Das ist doch n echter Alptraum!« schrie Leery.

»Hab ich irgendwas Falsches gesagt?« überlegte Dilford und erinnerte sich an die Madonna der Farbigen.

»Ich hab ne Verabredung«, erklärte Mario Villalobos.

Als er aus der Tür ging, hörte er Leery schreien: »Das ist *deine* Schuld, Hans! Du und dein Scheißköter! Der verjagt mir noch *alle* Gäste!«

*

Später am Abend machte Lupe Luna die Haustür auf und schnappte vor Schreck nach Luft, als sie das zerschlagene und verschwollene Gesicht des Detectives sah.

»Verlang bitte keine Erklärungen«, sagte er. »War bloß n kleiner Dienstunfall.«

»Vielleicht solltest du dir ne andere Art Arbeit suchen«, sagte Lupe Luna und führte ihn in ein sehr weibliches und gemütliches Dreischlafzimmerhaus in South Pasadena.

»Kann ich nicht. Ich kann nichts anderes, und ich kann mir auch nichts Besseres vorstellen.«

»Als du angerufen hast, kam's mir vor, als hättest du meine Gedanken gelesen«, sagte sie. »Als meine Tochter wegfuhr, weil sie das Wochenende bei ihrem Vater verbringen will, hatte ich schon überlegt, *dich* anzurufen.«

»Hast du n Plattenspieler?« fragte Mario Villalobos.

»Ja, sicher. Wieso?«

Mario Villalobos machte die Tragetüte auf, die er mitgebracht hatte. Darin waren ein Strauß weißer Nelken, eine Flasche Californian Zinfandel, einer der teuersten Rotweine weit und breit, und ein Plattenalbum, das er von zu Hause mitgebracht hatte.

»N paar schöne altmodische Oldies«, sagte er und legte eine Platte auf den Teller.

Lupe Luna nahm das Album in die Hand und sagte: »Oh, Mario! ›Stardust‹? So was hörst du gern?«

»Ich komm gerade von ner Bande, die meinte, sie müßt unbedingt beichten«, sagte er. »Ich kann ja genausogut auch mal beichten. Ja, so was hör ich gern. Ich stamm nun mal aus ner anderen Zeit, und zur Zeit geht's mit mir schauerlich schnell den Bach runter. Deinen neuen modischen Haarschnitt find ich ganz toll. Haut mich echt um, Mädchen.«

»Du siehst aus, als hätten sie dich schon genug umgehauen«, sagte sie, als der Hoagy-Carmichael-Klassiker die Lautsprecher

fast zum Schmelzen brachte.

»Möchtest du tanzen?« fragte Mario Villalobos.

»Oh, Mario«, sagte sie und schüttelte fassungslos den Kopf.

Aber sie schmiegte sich in seine Arme und legte ihren Kopf an seine Brust, und dann tanzten sie durch das Wohnzimmer des kleinen Hauses. Sie sagte: »Du bist der merkwürdigste Mann, den ich seit langem kennengelernt habe.«

»Ich würd so gern mal n bißchen Stardust finden. Bloß ein einziges Mal. Könnt allerdings sein, daß ich mich dran gewöhne.«

»Wieso denn?« fragte sie.

»Ich war so gern mal n Elektron, das verrückt spielt. Bloß für n einzigen Moment.«

»Wovon *redest* du eigentlich?«

»Ich weiß es selbst nicht«, sagte er. »Vielleicht über den Anregungszustand Delta-Delta-Stern.«

Sie bewegten sich kaum noch und wiegten sich nur noch ganz leicht hin und her, als sie ihn küßte, mit halb geschlossenen Augen, total verknallt, dahingeschmolzen vor lauter Leidenschaft, und ihre leicht vorstehenden Zähne schimmerten weiß im Lampenschein.

»Komm«, sagte sie, nahm seine Hand und führte ihn durch den Flur in ihr Schlafzimmer.

»Ob du's glaubst oder nicht, deshalb bin ich nicht hier«, sagte er und merkte, wie das Blut in seinen Adern hämmerte. »Ich wollte bloß ›Stardust‹ tanzen.«

»Es ist mir völlig egal, *weshalb* du hier bist«, sagte sie und zog ihm die Jacke von den Schultern. »Seit ich dich kenne, hab ich *dauernd* Anregungszustände.« Dann sagte sie: »Los, ins Bett, Mexikaner.«

15. KAPITEL

Der Delta-Stern

Der Detective kam erst um vier Uhr morgens in sein Apartment zurück. Lupe Luna hatte ihn nicht überreden können, die ganze Nacht bei ihr zu bleiben. Er wußte nicht, warum er die restlichen dunklen Stunden unbedingt allein sein mußte, aber er mußte es. Ein merkwürdiges Gefühl hatte ihn gepackt. Es begeisterte und erschreckte ihn. Ihm war schwindlig, und es war nicht klar, ob er eine Ohnmacht, das große Kotzen oder einen Herzanfall kriegen würde.

Irgendwas in ihm erzeugte eine bestimmte Art von Energie. Seine Nerven wurden bombardiert mit Phantasiebildern. Erlag im Dunkeln, weder wach noch schlafend. Bei geschlossenen Augen tauchten grelle Bilder vor ihm auf: Lupe Luna. Dichte schwarze Wimpern. Brustwarzen wie die prallen Fruchtknoten in Butterblumen. Dann, in hellerem Licht, wie bleiche Kirschen aus Alabaster.

Er machte die Augen auf, um durch das Schlafzimmerfenster in den dunklen Himmel zu gucken. Ein geheimnisvoller Stern schimmerte schwach durch den Smog. Er schloß die Augen, für Sekunden oder für Tage. Als er sie aufmachte, flimmerte der Stern, als sei er lebendig geworden! Er wirbelte durch die Dunkelheit wie ein wild gewordenes Elektron. Der Stern, inzwischen schon so groß wie die Sonne, sprengte die letzten Grenzen und wurde zum Sternenfeuer. Der winzige Augenblick eines kosmischen Anregungszustandes! Dann, plötzlich, aufkommendes Schweigen. Silbernes Licht von Sternen und Regen. Kumuluswolken wie weiße Klöppelspitzen. Monduntergang. Um halb sechs Uhr früh erhob er sich schweißüberströmt aus seinem Bett wie Ludwig vom Billardtisch. Wenn er fähig gewesen wäre, zu brüllen wie der Rottweiler, hätte er vielleicht auch das getan. Um fünf Minuten nach halb sechs fluchte Ignacio Mendoza auf spanisch in sein Telefon.

Mario Villalobos, dem die schmerzenden Augen fast aus den Höhlen traten, sagte: »Bitte, Professor, versuchen Sie doch zu

begreifen, daß ich Sie nicht geweckt hätte, wenn's nicht sehr dringend wäre! Lassen Sie mich meine Frage jetzt noch mal wiederholen: Welcher sowjetische Chemiker hätte momentan die meisten Chancen als Kandidat für den Nobelpreis?«

»*Estupido!*« donnerte Ignacio Mendoza, und der Detective sah sich gezwungen, den Hörer fast einen halben Meter von seinem Ohr wegzuhalten. »Ich hab Ihnen gesagt, daß die besten Forschungsergebnisse iiii Amerika erzielt werden! Dazu noch ein paar iiii Westdeutschland oder iiii England! Keinesfalls iiii Rußland! Wecken Sie mich tatsächlich wegen einer solchen albernem Miiickymauscopfrage?«

»Bitte, legen Sie nicht auf, Professor!« flehte Mario Villalobos. »Ich glaub, ich hab den Anregungszustand Delta-Delta-Stern erlebt.«

Ignacio Mendoza verstummte für einen Moment, und dann sagte er: »Anatolij Roslow. Er arbeitet iiii Dubna, dem sowjetischen Los Alamos. Er hätte als einziger Chancen, aber diese Vorstellung iiii ist so absurd, daß ...«

»Auf welchem Gebiet hat er seine wichtigsten Entdeckungen gemacht?« fragte Mario Villalobos.

»Zweifellos in der metallorganischen Nuklearchemie«, antwortete der Peruaner. »Spezifisch bei der Beobachtung von besonderen katalytischen Zwischenprodukten. Das hat größte Bedeutung für die Entwicklung kostengünstiger synthetischer Brennstoffe.«

»Okay, dann sagen Sie mir jetzt noch den Namen des Caltech-Wissenschaftlers, der auf *exakt* demselben nuklearchemischen Gebiet Hervorragendes geleistet hat. Ich meine, einen Mann, der ähnliche Entdeckungen gemacht hat, wenn nicht sogar dieselben Entdeckungen.«

»Noah Fisher«, sagte Ignacio Mendoza sofort.

»Wäre er ebenfalls ein Kandidat für den Preis?«

»Sie begreifen es nie, Sergeant!« schrie der Chemiker in äußerster Verbitterung. »Chemie ist niicht die Art von Wissenschaft, wo ein Teilergebnis sofort weitreichende Folgen hat! Wir machen keine grundlegenden Entdeckungen wie iiii der Physik oder iiii der Biologie. Es geht um das *Gesamtwerk* eines Menschen, um ein ganzes wissenschaftliches *Paket*. Ich glaube, daß Noah Fisher

miindestens noch weitere fünf Jahre braucht, biiis sein Gesamtwerk ...«

»Aber seine Erfolge lassen sich in den meisten Punkten mit den Entdeckungen von Anatolij Roslow vergleichen?«

»Die beiden haben, aufgetrennten Wegen, zahlreiche fast identische Erfolge erzielt.«

»Danke, Dr. Mendoza«, sagte Mario Villalobos. »Ich komm wieder auf Sie zu.«

Die Hand des Detectives zitterte, als er die Eier in den Orangensaft schlug. Das Zeug kam ihm fast wieder hoch, kaum daß es seinen leeren, nervösen Magen erreichte, aber er gab sich Mühe und behielt es bei sich.

Er duschte, rasierte sich und zog sich an wie zum normalen Dienst, abgesehen davon, daß er sich heute für seinen besten Anzug entschied und dazu einen neuen Schlips umband. Seine Schlüssel fielen ihm aus der Hand, als er versuchte, seinen BMW aufzuschließen, und er mußte für einen Moment stehen bleiben, damit seine Nerven sich beruhigen konnten. Er fuhr direkt zum Hollywood Freeway und hätte um ein Haar die Auffahrt zum Pasadena Freeway verpaßt.

Es war acht Uhr geworden, als der Detective das Haus von Noah Fisher im Nordwesten von Pasadena endlich ausfindig gemacht hatte. Es war ein sehr hübsches Haus in einer sehr hübschen Straße, die von blühenden Bäumen gesäumt wurde, deren weiße und rote Blüten auf den Bürgersteig rieselten. Die Frau, die auf sein Läuten hin öffnete, mochte ungefähr so alt sein wie der Detective.

Mario Villalobos beschloß, sich nicht als Cop zu erkennen zu geben. Er sagte: »Kann ich Dr. Fisher sprechen?«

»Er ist nicht da. Ich bin Mrs. Fisher. Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich bin ein Freund von Lester Beemer«, sagte der Detective. »Und mir wurde gesagt, daß er ein paar von meinen persönlichen Sachen bei Dr. Fisher vergessen hat.«

»Lester Beemer? Ich glaub nicht, daß ich diesen Mann kenne«, sagte sie.

»Er ist verstorben«, sagte Mario Villalobos. »Vielleicht ist Ihnen Lester eher ein Begriff? Hat Ihr Gatte einen Mann namens Lester gekannt?«

»Lester?« sagte sie. »Ist das dieser Lester, mit dem er im Altade-

na Country Club Golf gespielt hat?«

»Durchaus möglich«, sagte Mario Villalobos. »Ist das schon n paar Monate her?«

»Er hat mal angerufen wegen Golfverabredungen. Er ist *gestorben!*«

»Ja, und er hat leider ein Paar Golfschuhe im Wagen Ihres Gatten vergessen. Ausgerechnet meine.«

»Oh, das tut mir leid. Das muß ein Versehen gewesen sein. Ob Noah weiß, daß der Mann tot ist?«

»Also, eigentlich glaub ich ja schon, daß er's weiß«, sagte Mario Villalobos. »Ist er heute morgen in seinem Laboratorium?«

»Er ist auf der Bahn«, sagte sie. »Zum Hanteltraining und Jogging geht er am liebsten auf den Caltech-Sportplatz.«

Mario Villalobos setzte sich nervös in die zweite Tribünenreihe auf der Südseite der 400-Meter-Aschenbahn. Die Spitzen der San-Gabriel-Berge, die man im Norden undeutlich erkennen konnte, waren trotz der Hitze im Tal noch mit Schneehauben bedeckt. Er hätte am liebsten sofort sein Jackett ausgezogen, behielt es aber wegen der Kanone und der Handschellen an. Er beobachtete vier schwitzende Männer, die auf der Bahn mühselig ihre Runden drehten. Einer von ihnen schien mindestens achtzig Jahre alt zu sein und schlurfte mit krummen Beinen voller Krampfadern über die Strecke. Immerhin jedoch, er schlurfte, und er hörte nicht eher auf, bevor er seine Meile abgerissen hatte.

Drei andere Männer stemmten nördlich der Aschenbahn, in der Nähe des Universitäts-Swimmingpools, scheinbar mühelos schwere Hanteln, aber das waren junge Männer. Plötzlich erschienen zwei Frauen aus der Gegend der Basketballfelder und fingen an, langsam um die Bahn zu joggen. Sie drehten sich um und winkten einem Mann zu, der ein ganzes Ende hinter ihnen war. Sie feuerten ihn an, schneller zu laufen.

Er simulierte totale Erschöpfung, ließ die Zunge raushängen, tat so, als könne er bloß noch taumeln, und die Frauen lachten und warteten auf ihn.

Er war ungefähr einen Meter achtzig groß und offensichtlich in hervorragender Form. Ein ausgefranstes graues Sweatshirt spann-

te sich über seine breiten Boxerschultern, und er war fast völlig kahl bis auf einen schwarzen Haarkranz über den Ohren. Seine Beine waren unbehaart und durchtrainiert, und er hatte so stramme Waden wie ein Tennisspieler. Bei seiner ersten Runde um die Bahn nahm er von Mario Villalobos oben auf der Tribüne gar keine Notiz.

Der Detective schätzte ihn auf Anfang Fünfzig und konnte sich selbst offenbar sehr glücklich schätzen, daß der Wissenschaftler keine bessere Möglichkeit gehabt hatte, einen Detective, der völlig von der Rolle war, zu überwältigen und ihm dann diese Spritze mit Natriumcyanid direkt dahin zu verpassen, wo das Leben saß. Der Detective konnte erkennen, daß der Mann die Absicht hatte, mit den beiden Frauen in Trainingsanzügen noch weiter zu joggen. Als er zum zweiten Mal an der Tribüne vorbeilief, sah der Detective sehr deutlich die Abschürfungen an seiner linken Faust, und er schrie: »Hey, Dr. Fisher! Ich bin n Freund von Lester Beemer!«

Die beiden Frauen lächelten zu Mario Villalobos hoch, und dann sahen sie Noah Fisher an und warteten auf seine Reaktion. Er verlangsamte sein Joggingtempo und starrte den Detective da oben total fassungslos an.

Der Detective lächelte grimmig und setzte sich erst einmal wieder hin.

Bei der nächsten Runde um die Bahn hatte Noah Fisher offensichtlich größere Atmungsschwierigkeiten, als eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Er winkte die Frauen vorbei und blieb stehen. Er stemmte die Hände in die Hüften und sah den Mann oben auf der Tribüne an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Dann joggte er weiter, und sein Gesicht war totenblaß, als er allein an der Tribüne vorbeilief.

»Ich möcht mal mit Ihnen über meine Freundin Missy Moonbeam reden!« sagte Mario Villalobos.

Noah Fisher starrte den Mann auf der Tribüne mit weit offenem Mund an und sah aus, als habe es ihm ein für allemal die Sprache verschlagen. Dann setzte er seinen Lauf fort. Er beschleunigte sein Tempo. Er begann zu *sprinten*, als könne er diesem Gespenst auf der Tribüne davonlaufen. Er überholte jeden auf der Aschenbahn.

Als er auf der gegenüberliegenden Seite der Bahn angekommen

war, blieb er stehen und stützte sich mit den Händen schwer auf die Knie, bis er wieder Luft kriegte. Dann starrte er quer über den Sportplatz zu dem Mann auf der Tribüne hinüber. Er drehte sich um und lief auf die Umkleideräume der Sporthalle zu. Als er fast an der Tür war, drehte er sich abermals um.

Mario Villalobos war aufgestanden. Er war ganz nach unten gegangen, in die ersten Tribünenreihen. Er hielt seine Hände trichterförmig vor den Mund und schrie: »Ich ruf Sie zu Hause an!«

Noah Fisher drehte sich um und ging in den Umkleideraum, ohne auch nur noch ein einziges Wort von sich zu geben.

Der Detective rief an diesem Nachmittag zweimal bei Professor Noah Fisher an. Beide Male teilte die Frau des Chemikers, die allmählich unruhig wurde, Mario Villalobos mit, daß ihr Mann immer noch nicht vom Training zurückgekehrt sei und sie sich Sorgen mache.

Er ging nochmals in die Millikan-Bibliothek, sah, daß noch derselbe Student Aufsicht hatte, und verbrachte Stunden damit, Journale, Magazine und Zeitungen nach biographischen Details zu durchstöbern. Er las, daß Anatolij Roslow siebenundsiebzig Jahre alt war und an einer schweren Erkrankung litt, was bisher geheimgehalten worden war. Er erfuhr aus einer Zeitungsreportage, daß Noah Fisher drei stattliche Söhne und eine sehr begabte Tochter hatte, die an der University of California in Berkeley studierte. Und natürlich las er auch noch mehr über den Nobelpreis selbst.

Gegen Einbruch der Dämmerung wanderte Mario Villalobos um den fast menschenleeren Caltech-Campus. Er stand vor dem Laborgebäude, in dem Ignacio Mendoza sein Büro hatte, und sah, daß dort immer noch Chemiker kamen und gingen. Mario Villalobos überlegte, ob er nochmals bei Noah Fisher anrufen sollte, aber als er entdeckte, daß sie die Tür nicht abgeschlossen hatten, ging er statt dessen, einem plötzlichen Impuls folgend, in das Gebäude.

Er wanderte ziellos durch die Korridore und hörte Stimmen aus einem der chemischen Labors, in dem ein halbes Dutzend junger Männer und Frauen Seite an Seite mit einem älteren Mann arbeiteten, der offenbar der Leiter dieser Forschungsgruppe war. Er ging weiter den verlassenen Korridor hinunter, ohne jede Eile, und befand sich schließlich in der Nähe des Hörsaals, in dem

Ignacio Mendoza ihm zum ersten Mal was über den Delta-Delta-Stern-Zustand erzählt hatte.

Der Detective betrat den inzwischen dunklen Hörsaal und zündete ein Streichholz an, um die Lichtschalter zu finden. Er schaltete das Licht auf der Rednertribüne ein, setzte sich in die oberste Sitzreihe und schaute auf die beleuchtete Rednertribüne hinunter. So saß er etwa eine Viertelstunde lang. Dann stand er auf, ging zu der beleuchteten Rednertribüne hinunter und fand den Schalter für den Motor, der die Tafeln bewegte. Die grünen Tafeln, die fast sechs Meter die Wand hoch reichten, setzten sich in Bewegung und veränderten ihre Positionen. Der Detective spielte eine Weile mit dem Schalter und beobachtete, wie die riesigen Tafeln in ihren Metallschienen nach oben und unten liefen.

Dann nahm er ein Stückchen Kreide in die Hand und fing an, Formeln auf die Tafel zu schreiben. Es war fast neun Uhr, als er mit Schreiben fertig war und sich auf den Rückweg machte. Er schaltete das Licht aus, ging den Flur hinunter und kam an einem Büro vorbei, in dem ein Hausmeister saubermachte. Er blieb stehen, grinste den offensichtlich aus Lateinamerika stammenden Hausmeister kumpelhaft an, als gehöre er hier dazu, und schnappte sich das Telefon.

Mrs. Fisher meldete sich und sagte: »Ja, er ist inzwischen zu Hause.« Dann hörte er, wie sie sagte: »Noah, da ist dieser Mann dran, der dauernd anruft.«

»Ja«, sagte Noah Fisher, und seine Stimme klang so leblos wie die des Rausgeschossenen Sittencops.

»Ich bin momentan im Noyes-Labor«, sagte Mario Villalobos, »im Hörsaal auf der Nordseite, im Parterre. Sie werden mich bestimmt finden.«

Dann legte er den Hörer auf und ging zurück in den Hörsaal und rauchte und verbesserte seine Formeln und wartete.

Es war fast halb zehn, als der Detective hörte, wie die Tür zum Hörsaal leise knarrend geöffnet wurde. Er stand auf der erleuchteten Rednertribüne und gab sich keine große Mühe, durch die Dunkelheit im Saal zur obersten Sitzreihe hinaufzuspähen.

Er konnte schemenhaft die Gestalt sehen, die zur obersten

Reihe hochstieg und sich dort hinsetzte. So ruhig wie im Moment hatte sich Mario Villalobos in den letzten beiden Tagen nie gefühlt. Er trat die Zigarette auf dem Fußboden aus und kickte sie weg. Plötzlich fiel ihm ein, daß er seit annähernd achtundvierzig Stunden keinen Schluck Alkohol getrunken hatte, zweifellos ein erstaunlicher Rekord.

Er nahm den Zeigestock zur Hand, der so lang war wie eine Tiefseeangelrute, und deutete auf die Formeln, die er auf die Wandtafel geschrieben hatte. Dabei stand der Detective mitten im grellen Licht und sah in die Dunkelheit.

Er sagte: »Ich bin Sergeant Mario Villalobos vom Los Angeles Police Department.«

Nachdem er sich vorgestellt hatte, marschierte der Detective auf der Rednertribüne hin und her und schaute sich seine Formeln an. Er sagte: »Die ganze Woche über war ich ziemlich aus dem Gleichgewicht, weil ich's nicht auf eine Formel bringen konnte.«

Er betätigte den Schalter, und die oberste Tafel senkte sich bis in Reichweite seines Zeigestocks.

»Ich unterstelle mal, daß Sie zuerst ganz schön sauer waren, als da letztes Jahr dieses russische U-Boot auf Grund lief«, sagte Mario Villalobos. »Ich unterstelle aber genauso, daß die Schweden vor lauter Angst die Hosen gestrichen voll hatten, als der russische Captain sich mit der flachen Hand über die Kehle fuhr und sie sich fragen mußten, ob er mit dieser eindeutigen Halsabschneidergeste sich selber meinte oder *sie*. Ich unterstelle, Sie haben dann ne Menge Gerüchte darüber gehört, daß dem schwedischen Komitee im *nächsten* Jahr von den eigenen Politikern die Daumenschrauben angezogen werden sollten. Um den Russen was zu schenken, was sie todsicher lieber haben würden als fünfzig Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen. Und das alles ja auch noch genau in der Zeit, in der sie ganz Skandinavien zu überreden versuchten, sich gemeinsam zur atomwaffenfreien Zone zusammenzuschließen. Ich unterstelle auch, Sie haben sich dann ausgerechnet, daß, wenn jemals ein russischer Chemiker wie Anatolij Roslow eine Chance hätte, er sie genau *jetzt* hätte! Aber wahrscheinlich sind Sie gleichzeitig auch ganz schön nervös geworden, weil Roslow schon sehr alt und krank ist. Und an Tote verleiht man den Preis ja nicht. Wahrscheinlich haben Sie sich

deshalb gesagt, besser war's jetzt, 1982.

Ich wette, Sie haben sich gesagt, daß Roslow mindestens ne Fifty-fifty-Chance hätte, wenn ihn ein einflußreiches Mitglied vom Chemiekomitee in Stockholm ernsthaft unterstützen würde. Was Sie dann ausgeheckt haben, war schließlich nicht schlimmer als das, was auch Staaten und Regierungen tun. Auch die versuchen ja schließlich, Druck auszuüben und das Komitee zu bestechen, nicht wahr? Genauso und nicht anders fing's dann an: n simples, mieses, nachvollziehbares Erpresserspielchen mit n paar unanständigen Fotos.

Sie heuerten Ihren alten Kumpel Lester Beemer an, um diesen Schweden, Jan Larsson, richtig aufzuheizen.« Dann zeigte der Detective auf seine Formel: $EP + ND = RS$.

Der Detective sagte: »Erpressung mit Pornofotos plus Nationaler Druck gleich Russischer Sieg. Eine wirklich einfallsreiche Formel. Damals dachten Sie nicht im entferntesten an Mord und Totschlag. Der einflußreichste Mann im Komitee sollte bloß n bißchen motiviert werden, für diesen russischen Chemiker Reklame zu machen. Bis dahin ne nette, saubere Sache, wie sie in der schwedischen Geschichte gang und gäbe ist. Ich wette, der alte Lester Beemer hat sich kringelig gelacht, als er dem Schweden mit diesen miesen kleinen Tonbändern oder Fotos ein für allemal klargemacht hat, daß als Siegerpferd *diesmal* doch wohl besser Roslow durchs Ziel gehen sollte. Das muß unheimlich komisch gewesen sein. Der miese kleine Schnüffler aus Pasadena spielt den großen russischen Agenten, der seinem sowjetischen Landsmann die ganz große Chance seines Lebens verschafft.«

Der Detective drückte auf den Knopf, und die Tafeln bewegten sich in ihren Laufschienen, bis die nächste in Reichweite war. »Nun sagt sich der arme, alte Lester Beemer, daß bei Ihrem Spielchen eigentlich auch *zwei* setzen und gewinnen können. Er guckt sich die lausigen tausend oder auch zweitausend an, die Sie ihm gezahlt haben, und überschlägt mal kurz, was n Nobelpreis wert sein könnte, nämlich nicht bloß die zweihundert Riesen Preisgeld, sondern auch die *Verdienstmöglichkeiten*, die n ehrgeiziger Nobelpreisträger später hat. Nachdem er also Jan Larsson soweit hat, daß er mitmacht, erzählt er Ihnen, daß Sie jetzt n Partner haben. Daß der Präsident der Universität *und* das Nobelkomitee

alles über Ihre Erpressungsgeschichte erfahren würden, es sei denn, *er* wäre Ihr Fifty-fifty-Partner von dem Tag an, an dem Sie in Stockholm in diese Konzerthalle schreiten und den Superhauptgewinn in Empfang nehmen.

Wie standen Sie jetzt da? Wegen dieser simplen, billigen Pornoerpressung sahen Sie sich der Gefahr ausgesetzt, Ihre Chance nicht nur jetzt zu verlieren, sondern für *immer*. Von ner möglichen Strafverfolgung ganz zu schweigen.«

Der Detective zeigte auf die Formel $HG = U$.

»Hauptgewinn gleich Unsterblichkeit«, sagte er. »Aber Sie würden *nie* unsterblich werden, wenn er Sie bei diesen Leuten verpfeifen würde. Und daß *das* jetzt n Motiv ist, um zu *morden*, das hab ich inzwischen begriffen. Sogar ich wäre wahrscheinlich dazu imstande, für die Unsterblichkeit zu morden, Professor.«

Der Detective merkte, wie sich seine Adrenalinausschüttung steigerte und sein Puls sehr viel schneller wurde, als die schemenhafte Gestalt für einen Moment aufstand, sich dann aber gleich wieder hinsetzte. Der Detective schob das Jackett vorsichtig zur Seite, um jederzeit die Kanone ziehen zu können, bevor er fortfuhr.

»Ihr alter Caltech- und Naturwissenschaftsfan hatte ja nur einen *kleinen* Einblick in die Dinge bekommen. Und doch konnte das in diesem Fall sehr, sehr gefährlich werden. Wahrscheinlich haben Sie sich mit ihm bloß deshalb in diesem miesen Motel verabredet, weil es ausgesprochen glaubwürdig war, dort einen Mann wie Lester Beemer mit nem stehengebliebenen Herzschrittmacher zu finden. Haben Sie ihm vielleicht gesagt, daß Sie sich dort treffen wollten, weil Sie auch mal scharf wären auf eine von seinen Nutzen? Wie auch immer, jedenfalls verlegten Sie den Treffpunkt dann kurzfristig nach hier, spät in der Nacht, in den kleinen Raum mit dem Kernresonanzspektrometer. Sie mußten nicht mal den kleinen Finger rühren, um ihn zu ermorden, sondern später bloß seine Leiche in das Motel schaffen, wo sie dann gefunden wurde.

Aber seine Freundin kreuzte in dem Motel auf und fand den alten Lester, der scheinbar gerade an ner Herzattacke gestorben war. Missy Moonbeam war n intelligentes Mädchen. Sie beschloß, *sie* würde von nun an Ihr Partner werden. Sie rief Sie an und sagte, wer sie war. Sie waren zu Tode erschrocken, als Sie feststellten,

daß Lester Beemer die Nutte in diese ganze miese Schiebung eingeweiht hatte.

Die ganze Sache hätte allerdings immer noch klappen können, wenn da nicht eine blöde Kleinigkeit gewesen wäre: die widerliche, unanständige Habgier. In demselben Moment, in dem sie die Leiche fand, beging sie ne sehr unanständige kleine Leichenflederei. Sie hatten ihm zwar seine Armbanduhr abgenommen, die durch das Spektrometer kaputtgegangen war, aber er hatte noch seine *Brieftasche* im Strumpf! Können Sie sich vorstellen, was dann passierte?

Sie meinte, sie könne mit seiner American-Express-Karte mal für n paar Tage richtig schön auf die Pauke hauen, aber der Magnet hatte den Magnetstreifen der Karte ja leider gelöscht. Ist das nicht verrückt, Professor? Ausgerechnet eine solche *Kleinigkeit*?«

Der Detective zeigte auf eine andere seiner Formeln: $U = 1TN + ITT$.

Der Detective sagte: »In *Ihren* Augen hieß die Formel jetzt Unsterblichkeit gleich Eine Tote Nutte plus Eine Tote Tunte. Aber in Wirklichkeit war die Tunte von Lester und Missy gar nicht in den Plan eingeweiht worden, und deshalb hätten Sie sie mit Ihrem Natriumcyanid für nichts und wieder nichts abgespritzt. Aber ich nehm fast an, daß es auf eine tote Tunte mehr oder weniger auch nicht mehr ankommt, wenn als Lohn die Unsterblichkeit winkt.«

Und dann, urplötzlich, drohte Mario Villalobos übermannt zu werden: durch das ständige Bombardement unzähliger Phantasievorstellungen und Gefühle und die da oben lauernde Gefahr. Er erinnerte sich an die Giftspritze und gleich darauf auch an die Szene, in der Missy Moonbeam, geborene Thelma Bernbaum aus Omaha, in Stücken an Chip Muirfields piekfeinem Anzug geklebt hatte.

Er konnte es kaum noch vermeiden, daß seine Stimme zu zittern begann, als er sagte: »Ich nehm an, daß es auf eine tote Nutte mehr oder weniger sowieso nicht ankommt, wenn als Lohn die Unsterblichkeit winkt. Nach allem, was ...« Der Detective war selbst überrascht, als er plötzlich schrie: »König Cheops hat Tausende und Abertausende von Sklaven geopfert, damit er un-

sterblich wird!« Dann erschrak er über sich selbst, als er lauthals schrie: »ABER EINS KANN ICH IHNEN SAGEN, MISTER - IN MEINEM REVIER HÄTT ER'S NICHT GEMACHT!«

Der Detective spürte, wie ihm flau wurde und die Knie einzuknicken drohten. Seine Hände zitterten derart heftig, daß er es nicht riskieren konnte, sie dem Mann in der Dunkelheit zu zeigen, und darum unterdrückte er das Verlangen, sich eine Zigarette anzustecken, obwohl er ganz dringend eine gebraucht hätte. Er drückte den Knopf, der die letzte Tafel in Reichweite seines Dreimeterzeigestocks brachte. Erzeigte auf eine andere Formel.

»Hinter dies alles hätte ich früher kommen können, *möglicherweise*. Das heißt, nein, doch nicht«, sagte der Detective und hielt sich am Pult fest, weil sich in seinem Kopf alles drehte. »Ich hält's nicht gekonnt, weil ich früher noch nicht in einen bestimmten Anregungszustand geraten konnte, wie ein wild gewordenes Elektron. Ich mußte erst kapieren, was es bedeutet, daß ein *geteilter* Preis genausoviel wert ist wie ein ungeteilter Preis. Denn da gibt's gewissermaßen keinen Stern, der einen auf die Fußnote verweist, ob jemand fünfzig Tore in einer kurzen Saison oder in einer langen Saison erzielt hat. Als Teilpreisträger ist man jedenfalls genauso unsterblich wie derjenige, der den Preis allein kriegt.«

Er zeigte auf diese Formel: $VSHG = U$.

»Mit anderen Worten, auch der Halbe Gewinn ist gleich Unsterblichkeit. Falls Roslow vom Komitee ausgewählt werden würde, *müßten Sie gemeinsam mit ihm ausgewählt werden*, weil Sie beide auf diesem Gebiet der Nuklearchemie zwar jeder für sich geforscht, aber dabei fast identische Ergebnisse erzielt haben. Es wäre also nur recht und billig, wenn Sie den Preis gemeinsam mit ihm verliehen bekämen!«

Dann ging der Detective zur Tafel und malte, zutiefst aufgewühlt, drei riesige Zeichen hin: ein griechisches Delta, noch ein Delta, einen Stern.

Er drehte sich um und sagte: »Ich war zwar ne Weile in nem Delta-Delta-Stern-Anregungszustand, aber ich weiß, daß das meine Theorien in keiner Weise erhärtet. In der reinen Wissenschaft aber ist ja die Erkenntnis an sich schon das Forschen wert. Ich hab also die Antwort um ihrer selbst willen gesucht. Eins allerdings

können Sie mir glauben: Wenn ich vor Gericht den Beweis für meine Theorien antreten *könnte*, DANN WAR ICH SCHON LÄNGST DIESE VERDAMMTEN SITZREIHEN RAUFGEKLETERT UND HÄTT IHNEN HANDSCHELLEN ANGELEGT!«

Er warf den Zeigestock auf den Tisch und sagte: »Das war's dann, Professor. Die Vorlesung ist vorbei. Eins kann ich Ihnen todsicher versprechen: ich werd Jan Larsson in Stockholm anrufen und ihm Ihr Erpresserspielchen verpfeifen und ihm klarmachen, daß er von nem angeblichen russischen Agenten nichts zu befürchten hat, weil der Kerl bloß n gekaufter Schnüffler war, angeheuert von Dr. Noah Fisher. Und falls Sie mich daran hindern wollen, schlag ich vor, daß Sie jetzt Ihre Spritze rausholen und sie ausprobieren. Diesen Preis werden Sie *nie* kriegen! Sie werden *nie* unsterblich werden, solange ich es verhindern kann!«

Mario Villalobos stieg von der Rednertribüne herab, wobei er die schemenhafte Gestalt, die im Dunkeln in der obersten Reihe saß, nicht aus den Augen ließ.

Der Detective ging vorsichtig zur Tür, und das Blut hämmerte in seinen Schläfen, und er war jeden Augenblick darauf gefaßt, die Kanone ziehen zu müssen, die griffbereit in seinem Schulterhalfter unter der Jacke steckte.

Mit einem Mal stand die Gestalt auf und ging zu den Lichtschaltern, und gleich darauf brannten die Lampen im ganzen Hörsaal.

»*Esta terminado?*« fragte der aus Guatemala stammende Hausmeister. »Fertiig? Fertiig, Senor?«

*

Um elf Uhr am selben Abend hockte Mario Villalobos gemeinsam mit der Stammtruppe der armen Hunde im Haus des Jammers. Alle machten sich seinetwegen Sorgen, weil er dauernd in den kaputten Spiegel starrte. Vor ihm stand ein Gläschen Wodka, unangerührt.

Nachdem Mario Villalobos dem verwirrten, ausschließlich spanisch sprechenden Hausmeister seinen Vortrag gehalten hatte, hatte er zweimal im Haus von Noah Fisher angerufen und keine Antwort bekommen. Er war zum Haus des Wissenschaftlers gefahren, doch die beiden Wagen waren weg, und das Grundstück

lag da wie ausgestorben.

Plötzlich ereignete sich in dieser Kneipe ein Ereignis von größter Tragweite. Leery nahm dem Detective den schal gewordenen Drink weg und stellte ihm einen neuen hin. Auf Kosten des Hauses.

Der Detective reagierte erst, als Cecil Higgins ihm sagte: »Hast schon gehört, Mario? Der Junge hat sich das Ding tatsächlich in n Mund gesteckt. Der Rausgeschossene Sittencop. Heute morgen haben sie ihn in seinem Bett gefunden. Hat sich selber in n Mund geschossen, der arme Junge.«

»Liebster Jesus!« stöhnte Mario Villalobos. »Hört das denn überhaupt nicht mehr auf? Liebster Jesus!«

»Hält ich ihm bloß einen ausgegeben«, sagte der Schreckliche Tscheche.

»Hätt ich bloß nicht so eine Scheißangst vor ihm gehabt«, sagte Dildford.

»Hätt ich doch bloß mal versucht, mit ihm zu reden«, sagte Jane Wayne.

Es war ein äußerst unerfreulicher Abend. Mario Villalobos, der in seinem Leben schon so oftmals falsch gelegen hatte, überlegte sich bereits, ob er vielleicht heute schon wieder falsch lag. In allen Punkten. Wenn ja, war's eben doch kein Delta-Delta-Stern-Anregungszustand gewesen, sondern ganz einfach nur blühender Blödsinn.

Die Antwort darauf bekam er gleich kurz nach elf Uhr serviert.

Die Fernsehnachrichten waren schuld daran, daß Mario Villalobos seinen noch unberührten Drink quer über die Bar kippte. Während der Verlesung der lokalen Ereignisse setzte eine der normalerweise stets fröhlichen Nachrichtensprecherinnen von Los Angeles, ein Superweib mit prachtvollen Lidschatten und riesigen Ohringen, unvermittelt eine angemessene Trauermiene auf. Und gab bekannt, daß der Caltech-Wissenschaftler Noah Fisher in Pasadena in den Tod gesprungen war. Oberhalb der Rose Bowl. Von einer Brücke, die man Selbstmörderbrücke nannte, weil dort schon zahlreiche andere arme Teufel ihr Leben weggeworfen hatten.

Nachdem Mario Villalobos seinen Drink ausgekippt hatte und mit weichen Knien aus der Kneipe marschiert war, sagte Leery:

»Gott verdammt! Das ist das *letzte* Mal, daß ich einem einen ausgegeben hab! Was hat man davon, wenn man heutzutage schon mal großzügig ist?«

EPILOG

Eines Abends im Oktober 1982 stand Leery, geschmückt mit einem funkelnagelneuen Helm der Los Angeles Dodgers, hinter seiner Theke im Haus des Jammers, lutschte fröhlich an seinen Zähnen und schielte rüber zu all den Krüppeln und Unglücklichen und armen Hunden, die nach einer stundenlangen Sauferei aus einem äußerst absonderlichen Grund sitzen geblieben waren. Sie warteten auf ein Telefongespräch über ein bestimmtes Ereignis in Schweden.

Gesellschaft leistete ihnen inzwischen ein Gast in Zivilkleidung, ein Mann mit einem Haarschopf wie ein Kakadu, der in erster Linie mit dem Schrecklichen Tschechen herumsoff und dem Monstercop dauernd versprach, ihm den besten Privatpuff in Lima zu zeigen, falls der Schreckliche Tscheche jemals in der Lage sein sollte, von den Alimentenzahlungen an seine drei Exfrauen genug Geld abzuzweigen.

Wegen des Zeitunterschieds war es vier Uhr früh, als der Anruf kam. Ignacio Mendoza nahm ihn entgegen, hörte eine Weile zu und verkündete: »Die Schweden müssen Ihnen geglaubt haben, Mario. Der Russe hat *nicht* gewonnen!«

Daraufhin brach die versammelte Truppe in ein Gebrüll aus, das Erinnerungen an jenen anderen Jubel früher im Jahr weckte, der losgebrochen war, als die Los Angeles Lakers die Meisterschaft im Profibasketball geholt hatten.

Ein Schnapslieferant fand das alles sehr verwirrend, als er frühmorgens neue Ware brachte und das menschliche Treib- und Strandgut entdeckte.

»N Grund zum Feiern?« sagte er fassungslos. »Weil ein Russe keinen Nobelpreis gewonnen hat? Kein Wunder, daß unsere Entspannungspolitik am Arsch ist!«

Mario Villalobos sah sich die grinsenden Gesichter der Besoffenen ringsum mit einiger Zufriedenheit an. Er versetzte sie alle in einen wahren Begeisterungstaukel, als er nochmals eine Lokalrunde schmiß, weil er *endgültig* einen Fall vom Hals hatte, bei dem die Beweise nicht ausreichten und den man deshalb offiziell und

für alle Ewigkeit als ungelöstes Tötungsverbrechen zu den Akten legen würde.

Als Leery Hans und Ludwig, die bis dahin am Ende der Theke gesessen hatten, neues Bier bringen wollte, entdeckte er, daß Ludwig sich auf seinen *neuen* Pooltisch geschlichen und schlafen gelegt hatte.

Der Kneipier wollte gerade was sagen, als Ludwig im Schlaf zu knurren begann. Tief aus einem Traum, einer Hundephantasie heraus fing Ludwig an zu *stöhnen*.

Leery starrte ihn voller Entsetzen an, wie er da in voller Lebensgröße auf dem neuen Pooltisch lag, genau unter der Hängelampe. Da gab's überhaupt kein Vertun.

»GOTTVERDAMMICH, HANS!« kreischte Leery. »LUDWIG SPRITZT AUF DEN NEUEN POOLTISCH!«

Mario Villalobos trank seinen Wodka nicht aus. Er trank überhaupt nicht mehr so viel. Er ging hinaus aus der Düsternis in das kalte blaue Mondlicht, das schwarze Schatten warf, in den frischen Smog auf dem Sunset Boulevard. Er sog die ungesunden Schwaden tief ein und schaute auf zu den frostklaren Sternen. Die aussahen wie herumwirbelnde Elektronen am düsteren Himmel von Los Angeles.

Das letzte, was er aus dem Haus des Jammers hörte, war das Geschrei von Leery: »*Achtung*, Ludwig! *Achtung!*«